This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

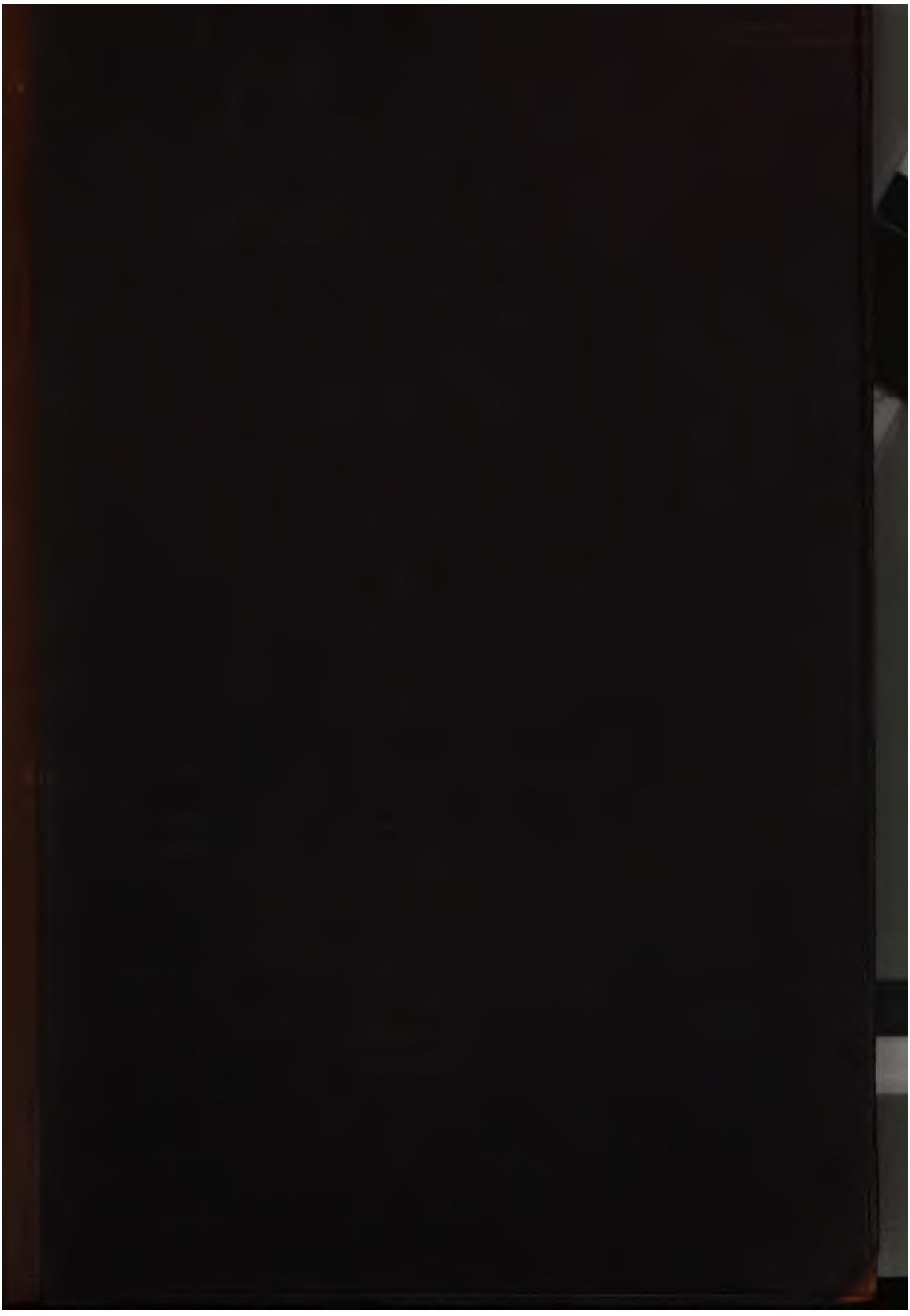
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



gift of

Professor
Stephen Timoshenko

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Neuer

PLUTARCH,

oder:

Bildniſſe und Biographien

der

berühmteſten Männer und Frauen

aller

Nationen und Stände;

von

den ältern bis auf unſere Zeiten.

Nach den zuverläſſigſten Quellen

bearbeitet

von einem Vereine Gelehrter.

IV. Band.

Mit 120 Bildniſſen in Stahlſtichen.

Peſth, 1846.

Verlag von Conrad Adolf Hartleben.

KCB

CT1511
N3
v.1

Inhalts-Verzeichniß

des vierten Bandes.

Seite

Addiſon, Joſeph, verdienſtvoller engl. Literat 164
Adelung, Joh. Chriſtoph, großer deutſcher Sprachforſcher 221
Albrecht II., deutſcher, und König von Ungarn und Böhmen ꝛc. . . . 235
Albrecht III., Achilles, Markgraf von Brandenburg 26
Alembert, Jean le Rond d', berühmter Philoſoph und Naturforſcher . 87
Alfieri, Vittorio Graf, Italiens größter tragiſcher Dichter 92
Anna Iwanowna, Kaiſerin von Rußland 206
Bach, Sebaſtian, Vater der neueren Muſik 151
Banér, Johann, ausgezeichneter Feldherr der Schweden 330
Baſedow, Joſ. Bernh., Gründer eines Erziehungsſyſtems 66
Bauernfeld, Eduard v., deutſcher Luſtſpieldichter 102
Bayard, Pierre du Terrail, Seigneur de, der Ritter ohne Furcht und Tadel 168
Beauharnais, Eugen, Herzog v. Leuchtenberg ꝛc., franzöſ. Feldherr . . 183
Benningſen, L. A. T. Graf, ruſſiſcher Feldherr 192
Berryer, Pierre Antoine, Frankreichs größter lebender Redner 296
Berzelius, Jakob v., berühmter ſchwediſcher Chemiker 253
Blake, Robert, engliſcher Seeheld 125
Bouillon, Gottfried v., Anführer der Kreuzheere, König v. Jeruſalem . 73
Bramante, berühmter Baumeiſter Italiens 215
Burke, Eduard, engl. Staatsmann und Publiciſt 225
Callot, Jacques, genialer Zeichner 357
Catinat, Nikolaus v., ausgezeichneter franz. Feldherr 171
Chénier, Marie Joſeph de, franz. tragiſcher Dichter 258
Clarendon, E. Hyde Graf v., engl. Staatsmann und Publiciſt . . . 187
Clemens XIV., römiſcher Papſt 61

	Seite
Clementi, Muzio, Schöpfer des neueren Klavierſpiels	156
Collin, Heinrich v., deutſcher Bühnendichter	210
Collin, Mathias v., verdienſtvoller Literat	209
Colloredo-Mansfeld, Hieronymus Graf von, berühmter öſter. Krieger	275
Conſtant, Benjamin, franz. Staatsmann und Publiciſt	319
Crébillon, P. J. de, tragiſcher Dichter Frankreichs	104
Defoe, Daniel, Verfaſſer des „Robinſon Cruſoe“	316
Deinhardſtein, J. L., ausgezeichneter deutſcher dramat. Dichter	99
Descartes, René, Gründer eines philoſoph. Syſtems	85
Dolce, Carlo, berühmter florentin. Geſchichtmaler	54
Dryden, John, engl. Dichter und Kritiker	166
Eliſabeth Petrowna, Kaiſerin von Rußland	199
Erskine, Lord Thomas, berühmter engl. Anwalt	50
Fadinger, Stephan, Anführer des Bauernaufſtandes in Oberöſterreich	263
Ferdinand V. der Katholiſche, König von Aragonien	107
Fontenelle, Bernard de, Univerſalgelehrter	292
Franz I., Kaiſer von Oeſterreich ꝛc.	342
Friedrich I. der Gebiſſene, Landgraf von Thüringen, Markgraf zu Meiſſen	35
Friedrich II. der Große, König von Preußen	28
Frundsberg, Georg v., berühmter öſterr. Feldherr	268
Galilei, Galileo, großer Mathematiker und Aſtronom	289
Georg von Podiebrad, König von Böhmen	307
Gneiſenau, N. Graf v., berühmter preuß. General	189
Gottfried von Bouillon, ſ. Bouillon.	
Gottſched, Joh. Chriſtoph, deutſcher Kritiker und Literarhiſtoriker	217
Günther Graf v. Schwarzburg, deutſcher König	325
Hagedorn, Friedrich v., deutſcher Dichter	117
Halm, Friedrich, ſ. **Münch-Bellinghauſen.**	
Herder, J. G., großer deutſcher Philoſoph, Dichter und Geſchichtſchreiber	21
Herſchel, F. W., berühmter Aſtronom und Optiker	121
Hunter, John, ausgezeichneter engl. Arzt und Phyſiolog	229
Jacquin, Joſeph Freiherr v., hochverdienter Arzt und Naturforſcher	146
Jacquin, Nikolaus Freiherr v., vorzüglicher Naturforſcher	144
Jefferſon, Thomas, Waſhington's Nachfolger	52
Johann Baptiſt, Erzherzog von Oeſterreich ꝛc.	1
Johnſon, Samuel, engl. Aeſthetiker und Dichter	94
Jones, William, großer Orientaliſt	311
Joſeph I., römiſch-deutſcher Kaiſer ꝛc.	111
Karl Ludwig, Erzherzog von Oeſterreich ꝛc.	5
Keppler, Johann, großer Aſtronom und Mathematiker	118
Kutuſow-Smolensky, M. L. G., Fürſt, berühmter ruſſiſcher General	141

Seite

Laffitte, Jacques, berühmter franz. Staatsmann und Redner 294
Lapérouſe, J. F. G. de, franz. Entdeckungsreiſender 123
Larrey, D. J., hochverdienter franz. Arzt 231
Lazzari, Donato, ſ. Bramante.
Leopold VII. der Glorreiche, Herzog von Oeſterreich und Steyermark . 240
Lichtenberg, G. Chr., berühmter deutſcher Humoriſt und Gelehrter . . 24
Ligne, K. J. Fürſt de, Krieger und Schriftſteller 151
Lorrain, Claude, der größte Landſchaftsmaler 173
Machiavelli, Nicolo, berühmter Staatsmann und Geſchichtſchreiber . 130
Maiſon, N. J. Marquis v., Pair und Marſchall von Frankreich . . . 245
Manſart, J. H., berühmter franz. Baumeiſter 212
Malherbe, François de, Vater der franzöſiſchen Lyrik 107
Mansfield, W. Murray, Graf v., engl. Staatsmann und Redner . . 185
Marlborough, J. Churchill, Herzog v., großer engliſcher Feldherr . . 81
Mathias Corvinus, König v. Ungarn 299
Maximilian I. Joſeph, König von Baiern 351
Mohammed, Gründer des Islams 360
Mohammed II., türkiſcher Sultan 364
Münch-Bellinghauſen, E. F. J. Freih. v., ausgezeichneter dramat. Dichter 45
Niketas, Nikolaus, Mitkämpfer im griech. Unabhängigkeitskriege . . . 323
Oken, Lorenz, berühmter Naturphiloſoph 255
Oxenſtierna, Arel Graf v., großer ſchwed. Staatsmann 157
Penn, William, Quäkerapoſtel und Staatsgründer 223
Peſtalozzi, J. H., Stifter eines pädagogiſchen Syſtems 68
Peter II. Alexeiwitſch, Kaiſer von Rußland 202
Peter III. Feodorowitſch, Kaiſer von Rußland 203
Piron, Alexis, franz. Dichter und Satyriker 149
Podiebrad, ſ. **Georg** von Podiebrad.
Prieſtley, Joſeph, engl. Philoſoph und Phyſiker 336
Pyrker, J. L., v. Felſö-Eör, Patriarch-Erzbiſchof v. Erlau ꝛc., berühmter Epiker 41
Quarin, Joſeph Freiherr v., ausgezeichneter Arzt 194
Roſa, Salvator, gefeierter ital. Maler, Dichter und Muſiker 53
Rouſſeau, Jean Baptiſte, bedeutender franz. Lyriker 260
Royer-Collard, P. P., franz. Deputirter und Doctrinair 321
Ruyter, M. A., großer holländiſcher Seeheld 57
Schwarzburg, ſ. **Günther** v. Schwarzburg.
Schwarzenberg, Karl Fürſt v., berühmter öſterr. Feldherr 281
Sickingen, Franz v., deutſcher Ritter 160
Spinoza, Benedikt, Gründer eines philoſophiſchen Syſtems 128
Steenbok, Magnus Graf, ſchwediſcher Feldherr 334

	Seite
Suwarow, P. A. W., Fürſt Italinsky, Rußlands größter Kriegsheld	136
Swieten, Gerhard van, berühmter Arzt	197
Swift, Jonathan, Englands größter Humoriſt und Satyriker	96
Tizian Vercelli, größter venetianiſcher Maler	176
Torſtenſon, Leonhard, berühmter ſchwed. Heerführer	15
Tromp, Cornelius, großer holländiſcher Admiral	59
Valée, S. Ch. Graf, Marſchall von Frankreich	248
Vega, Lope de, berühmter ſpan. Theaterdichter	89
Vinci, Leonardo da, Gründer der neueren Malerſchule	354
Watt, James, Verbeſſerer der Dampfmaſchinen	134
Weiſſe, Chr. F., trefflicher deutſcher Bühnendichter und Jugendſchriftſteller	113
Wellington, A. Wellesley, Herzog v., engliſcher Feldherr und Staatsmann	76
Weſt, Benjamin, engl. Hiſtorienmaler	133
Wilhelm I. der Eroberer, Herzog der Normandie, König v. England	71
Winckelmann, J. J., großer deutſcher Kunſtkenner und Archäolog	314
Wrangel, K. G. Graf v., ausgezeichneter ſchwed. General	19
Wrede, K. Ph. Fürſt v., berühmter baier. Feldherr	179
Ximenes, G., de Cisneros, ſpan. Prieſter, Staatsmann und Krieger	63
Ziethen, H. J. v., berühmter preußiſcher General	39

LXI

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Johann Baptiſt,

Erzherzog von Oeſterreich ꝛc.

Geboren 1782.

Johann Baptiſt Joſeph Fabian Sebaſtian, kaiſerlicher Prinz und Erzherzog von Oeſterreich, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen ꝛc., der achte Sohn des Kaiſers Leopold II., kam den 20. Januar 1782 in Florenz zur Welt. Schon in früher Jugend zeigte er eine große Vorliebe für die Wiſſenſchaften, widmete ſich mit beſonderer Neigung dem Studium der Theorie der Kriegskunſt und der Geſchichte, und erwarb ſich ausgebreitete Kenntniſſe. So war er denn auch frühzeitig geeignet, dasjenige, was er mit Fleiß und Eifer erforſcht, zur That zu machen. Als daher im Jahre 1800 der erkrankte Erzherzog Karl das Kommando abgegeben hatte, und den Feldzeugmeiſter von Kray das Waffenglück nicht begünſtigte, übernahm der neunzehnjährige Erzherzog Johann den Oberbefehl des Heeres, drang mit demſelben wieder in Baiern vor, vermochte aber, ungeachtet er durch ausnehmende perſönliche Tapferkeit allen ſeinen Kriegern voranleuchtete und den Muth der Truppen dadurch entflammte, bei Hohenlinden und Salzburg dem kampfgeübten Moreau nicht zu widerſtehen. Nach dem Luneviller Frieden wurde dem Erzherzoge die Stelle eines Generaldirektors des Genie- und Fortifikationsweſens und das Direktorium der beiden Akademien zu Wien und Wiener-Neuſtadt übertragen, um welche er durch ſeine umſichtige und zweckmäßige Leitung unvergeßliche Verdienſte ſich erwarb und ſie auf ihre gegenwärtige Stufe der Vollkommenheit erhob. 1805 übernahm er den Oberbefehl über die Armee in Tirol, nachdem er auf früheren Reiſen die Eigenthümlichkeiten dieſes Landes emſig erforſcht und dabei Plane für die dortige Volksbewaffnung, Vertheidigung der feſten Plätze u. ſ. w. entworfen hatte. Er ging nach Innsbruck, um die Anordnungen zur Vertheidigung des Landes vorzubereiten. Die Franzoſen ſuchten der aus Ober-Italien ſich

zurückziehenden öſterreichiſchen Armee unter dem Befehle des Erzherzogs Karl, durch Vordringen gegen Spital und Villach in den Rücken zu gehen. Dieſer Gefahr wußte der Erzherzog Johann durch die zweckdienlichſten Anordnungen, und namentlich durch eine ſchnelle Konzentrirung der Truppen vorzubeugen. Mangel an Unterhalt nöthigte ihn indeß, ſich nach beiden Ufern der Drave gegen Marburg zu ziehen, wodurch der Erzherzog Karl bewogen wurde, ſeine Stellung bei Prewald zu verlaſſen und ſich Wien zu nähern. Während dieſer in Laibach eintraf, ging der Erzherzog Johann nach Völkermarkt, Windiſch-Grätz und Gonowitz. Der Marſchall Maſſena, fürchtend, der Erzherzog Johann bedrohe ſeinen Rücken, warf ſich mit ſeiner Hauptmacht auf die öſterreichiſchen Streitkräfte im Venetianiſchen, und ließ nur beobachtende Avantgarden bei Villach und Adelsberg ſtehen. Durch dieſe Bewegungen erhielt der Erzherzog Karl einen großen Vorſprung, rückte dem Erzherzoge Johann näher, der ſeine Kolonnen zwiſchen Gonowitz und Windiſch-Grätz aufgeſtellt hatte, und bewirkte ſo die Vereinigung. Der Plan der beiden erlauchten Feldherren war nun, nach Wien vorzudringen und dieſe Hauptſtadt zu retten; aber die Schlacht von Auſterlitz und der ihr folgende Preßburger Friede hinderten die Ausführung. Während der nun eintretenden mehrjährigen Waffenruhe kehrte der Erzherzog zu dem Umgange mit den Wiſſenſchaften zurück, deren keine ihm fremd geblieben war. Er bereiſete und durchforſchte Steyermark, Kärnten und Salzburg in ethnographiſcher, naturwiſſenſchaftlicher, geſchichtlicher, antiquariſcher und künſtleriſcher Beziehung, wie er es ſchon früher mit Tirol gethan, und reiche Sammlungen in allen dieſen Zweigen waren die Ausbeute dieſer theils durch ihn ſelbſt, theils von Anderen durch ihn gemachten wiſſenſchaftlichen Forſchungen. Bei den Vorbereitungen Oeſterreichs zum Kriege von 1809 wirkte er auf das Thätigſte mit. Er entwarf und organiſirte das Syſtem der Landwehr und Reſerve, ſo wie die Befeſtigung mehrer Zentralpunkte, übernahm die Organiſirung der Bewaffnung in Salzburg und Inneröſterreich, und leitete die Maßregeln des erfolgreichen Aufſtandes der Tiroler. Nach geſchehener Kriegserklärung ging er nach Grätz, um hier Kunde über die Rüſtungen des Feindes in Italien einzuziehen. Es ward ihm der Auftrag, mit dem Heere von Inneröſterreich nach Italien vorzudringen. Gegen Udine vorrückend, ſtieß er am Tagliamento auf den Feind, ſchlug ihn in dem Treffen bei Venzone, und jagte ihn über den Fluß zurück. Die Flüchtigen wurden von ihm mit großem Verluſte bis Pordenone verfolgt, und konzentrirten ſich erſt bei Sacile wieder, wo der Erzherzog die Feinde aber-

mals vollſtändig ſchlug. Dieſer Sieg würde noch entſcheidendere Folgen gehabt haben, hätten die durch das heftige Regenwetter angeſchwollenen Ströme die Verfolgung nicht ſehr gehemmt; indeſſen räumte der Feind ganz Iſtrien. Nach den inzwiſchen eingetretenen kriegeriſchen Ereigniſſen in Deutſchland und der Bedrohung des nördlichen Tirols vom Feinde, wurde der Erzherzog beauftragt, die Unternehmungen in Italien ſo lange als möglich nicht zu unterbrechen, das Hiller'ſche Korps am Inn mit den Inſurgenten in Tirol zu vereinigen, und der Inſurrektion hier alle Kraft zu geben. In Erwägung der Stärke des ihm beinahe doppelt überlegenen Gegners, mußte der Erzherzog auf die Sicherheit ſeines Rückzuges und fernerer Hilfsquellen bedacht ſeyn. Den 1. März brach die Armee auf und ging über Brendola, Vicenza, Caſtel franco auf Treviſo. Hier erhielt er die Nachricht von den Unfällen in Deutſchland, und die Weiſung, ſich der an der Leitha und Raab ſich ſammelnden ungariſchen Inſurrektion anzuſchließen, oder eine Diverſion durch Tirol zu verſuchen. Bei'm Uebergange über die Piave kam es zu heftigen, für die Oeſterreicher nachtheiligen Gefechten. Die Armee ging über Sacile nach Villach. Da inzwiſchen die Franzoſen die wichtige Kunſtſtraße nach Villach genommen hatten und dadurch die einzige Verbindung mit Tirol durch das Drauthal verloren gegangen war, ſo konnte der Erzherzog dem nach dem Falle Wiens erhaltenen Befehle, auf Salzburg zu gehen und ſich mit dem Korps von Kolowrat zu vereinigen, nicht mehr Genüge leiſten, um ſo weniger, da die Päſſe von Predill und Malborghetto verloren waren. Er zog ſich daher nach Graz, um ſich mit Jellachich zu vereinigen, der jedoch bei St. Michael geſprengt worden war, und blieb, entſchloſſen nur der Uebermacht zu weichen, bis 7. Juni bei Körmend ſtehen, bis er, in Folge der nach der Schlacht von Aſpern eingegangenen Befehle, ſich in Eile nach Preßburg und der Inſel Schütt zurückziehen mußte. Den 13. vereinigte er ſich in Raab mit den Inſurrektionstruppen unter dem Palatinus. Die Schlacht bei Raab hatte keinen günſtigen Ausgang. Wegen der zerſtreuten Stellungen ſeiner Truppen, die überdies noch übergeſchifft werden mußten, und weil alle Verſuche ſcheiterten, dem Erzherzoge Karl eine Nachricht von ſich zu geben, ward es dem Erzherzoge Johann nicht möglich, mit ſeiner Heeresabtheilung im rechten Augenblicke zur Schlacht von Wagram einzutreffen. Nach dem Wiener Frieden widmete ſich der Erzherzog mit erneuetem Eifer ſeinem Berufe als Genie-Direktor; aber auch die Wiſſenſchaften erfreuten ſich ſeiner unermüdlichen Pflege und

Theilnahme. Als begeiſterter Kunſt- und Naturfreund ſtiftete er 1811 zu Graz das, nach ſeinem erlauchten Gründer „Joannäum" genannte, ſteyermärkiſche National-Muſeum, indem er den Ständen Steyermarks, welche ſich zur ſchnellen Förderung dieſer gemeinnützigen Anſtalt bereit erklärten, mittels Schenkungsurkunde eine, auf ſeinen mehrjährigen Reiſen mit Mühe und Koſten erworbene Sammlung von Kunſt- und Naturprodukten, Apparaten, Inſtrumenten, hiſtoriſchen Seltenheiten und literariſchen Werken zur Gründung dieſes Muſeums nach von ihm entworfenen Statuten überließ. Nach erfolgter kaiſerlicher Genehmigung wurde zur Aufſtellung dieſer Kunſtſchätze ein angemeſſenes Gebäude gekauft, unter unmittelbarer Aufſicht des Erzherzogs eingerichtet, und die Sammlung, welcher auch einige Lehrkanzeln zugeſellt wurden, erhielt durch reichhaltige Beiträge bald bedeutenden Zuwachs, dergeſtalt, daß ſie 1840 ihre Induſtrialſammlungen an den Verein zur Beförderung der Induſtrie und der Gewerbe Inneröſterreichs abtreten konnte. In den Jahren 1813—1814 blieb der Erzherzog ohne Anſtellung; 1815 befehligte er die Belagerung von Hüningen, und ordnete, nach der Einnahme dieſer gefährlichen Feſtung, deren Zerſtörung an. Nach dem zweiten Pariſer Frieden beſuchte er Paris, ging dann in Geſellſchaft des Erzherzogs Ludwig nach England, wo die hohen Reiſenden alle Merkwürdigkeiten des Landes, wie der Stadt London, muſterten, in der Taucherglocke ſich ſelbſt auf den Meeresgrund hinabließen, und 1816 durch die Niederlande nach Wien zurückkehrten. Seit dieſer Zeit beſchäftigt ſich der Erzherzog Johann, welcher 1836 zum Feldmarſchall ernannt wurde, unabläſſig mit der Erfüllung ſeiner hohen Berufsgeſchäfte, ſo wie mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Beſtrebungen. Sein Lieblingsaufenthalt iſt die Steyermark; hier hat er ſeinen Brandhof, den er ſeit 1818 beſitzt, und deſſen ganze Einrichtung den edlen philoſophiſchen und humanen Sinn des erhabenen Inhabers deutlich charakteriſirt, zu einem wahren Kunſttempel und Pantheon des guten Geſchmacks geſchaffen. Auch als Protektor der Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Wien hat er unermüdlich Nutzen geſtiftet und ſegensreich gewirkt. Steyermark, das ihm ſo viel des Nützlichen und Schönen verdankt, das ihn, nach mehr als dreißig Jahren unermüdlichen, beglückenden Wirkens, mit aller Inbrunſt eines kindlichen Herzens ſein nennt, genoß hauptſächlich auf ſeinen Betrieb auch die Auszeichnung, daß die ein und zwanzigſte Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte im September 1843 in Graz Statt fand. Die ſchönen, erhebenden, wahrhaft deutſchen Worte,

welche der hochverehrte Erzherzog in dieſer Verſammlung ſprach, fanden in ganz Europa einen begeiſterten Wiederhall und werden unvergeſſen bleiben.

Karl Ludwig,

Erzherzog von Oeſterreich ꝛc.

Geboren 1771.

Deutſchlands Retter — ſo wurde ſelbſt in den Tagen der Erniedrigung und Knechtſchaft, wo engherziger Partikularismus die deutſche Sache zerſplitterte, jener erlauchte Vorkämpfer genannt, welcher zuerſt des Feindes vermeinte Unbeſiegbarkeit blutig Lügen zu ſtrafen wagte. Karl Ludwig Johann Joſeph Laurenz, kaiſerlicher Prinz und Erzherzog von Oeſterreich, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen ꝛc., iſt der dritte Sohn weiland Kaiſer Leopold's II. und den 5. September 1771 zu Florenz geboren. Den erſten Unterricht erhielt er von dem nachmaligen Erzbiſchofe von Wien, dem ehrwürdigen Grafen Hohenwart; ſeine Lehrer in den Militärwiſſenſchaften waren Maillard und d'Arnal, ſein Erzieher der nachmalige General Spanocchi. Nach der Thronbeſteigung ſeines Vaters, 1790, folgte der neunzehnjährige Erzherzog demſelben nach Wien, wo er bereits den Sitzungen der Hofſtellen beiwohnte, und wo zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe Alles beigetragen wurde. Damals empfing er auch den Orden des goldenen Vließes. Im folgenden Jahre ging er nach Brüſſel zu dem damaligen Generalgouverneur der öſterreichiſchen Niederlande, dem Herzoge Albrecht von Sachſen-Teſchen, welcher der Gemal ſeiner Tante, der Erzherzogin Maria Chriſtina war, und fand hier ein zweites Vaterhaus. Indem er daſelbſt den Miniſterial-Konferenzen beiwohnte und zugleich die Kriegswiſſenſchaften eifrigſt ſtudirte, bildete er ſich gleichzeitig für den Frieden wie für den Krieg, deſſen Vorzeichen drohend, wie Wetterwolken, von Frankreich her aufſtiegen. Gegen die Niederlande erfolgte der erſte Stoß, und auf dortigem Boden kämpfte die herandringende Revolution ihre erſten Schlachten. Bei Jemappes (6. November 1792) verrichtete der ein und zwanzigjährige Erzherzog als Generalmajor ſeine erſte

Waffenthat. Reichere Lorbeeren brachte ihm der Feldzug des folgenden Jahres. Er ſtand mit ſeiner Brigade an der Spitze der Avantgarde, welche unter ſeiner Führung in der ruhmvollen Schlacht von Aldenhoven (1. März 1793) ſo glänzende Thaten vollführte, daß der Feldmarſchall Prinz Koburg in ſeinem Berichte geſtand: »nächſt Gott, habe man den Sieg vorzugsweiſe dem Erzherzoge Karl zu danken.« Der junge Held rückte in Siegeseile bis Tongern und St. Tron vor, und zum Feldmarſchall-Lieutenant befördert, focht er ſchon am 15. März wieder ſiegreich bei Tirlemont. Den weſentlichſten Antheil hatte er an dem glorreichen Siege von Neerwinden (18. März), indem er mit ſeiner zum äußerſten rechten Flügel verlängerten Avantgarde den linken Flügel des Feindes warf, ihm ſein Geſchütz nahm und die Flüchtigen bis Tirlemont verfolgte. Kaiſer Franz belohnte ihn dafür (1. April) mit dem Großkreuze des Maria Thereſien-Ordens, als dem höchſten kriegeriſchen Ehrenzeichen. Noch in den letzten Tagen des Kampfes zeichnete ſich der Erzherzog in den Angriffen auf Dieſt und bei Löwen aus, und wurde hierauf zum General-Gouverneur der wiedereroberten Niederlande ernannt. In dem Feldzuge 1794 befehligte der Erzherzog in der Schlacht bei Landrecy eine Diviſion, bei Tournay und Courtray gegen Pichegru den ganzen linken Flügel, bei Fleurus das Zentrum. Auf dem Schlachtfelde beförderte ihn der Kaiſer Franz zum Feldzeugmeiſter, in welcher Eigenſchaft er dann zur Armee des Oberrheins ging, die der Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen befehligte. Nachdem die Armee in die Winterquartiere gerückt war, ging der Erzherzog, deſſen Geſundheit bei den frühzeitigen Anſtrengungen gelitten hatte, nach Wien, wo er, ohne an den Kriegsereigniſſen Antheil zu nehmen, während des Jahres 1795 verweilte. Er hatte ſeine Kraft bisher nur in beſchränktem Verhältniſſe zeigen können, nun aber ſollte ihm Gelegenheit werden, unmittelbar an die Spitze der Schlachten zu treten; denn als Clerfait das Kommando niederlegte, erhielt der Erzherzog Karl für den Feldzug von 1796 den Oberbefehl über die Armee des Niederrheins, und als Wurmſer, der bisherige Oberbefehlshaber am Oberrhein, mit vierzigtauſend Mann nach Italien abberufen wurde, vereinigte ſich das Kommando der geſammten Rheinarmeen in der Hand des Erzherzogs. Als Jourdan mit der Maas- und Sambre-Armee über Düſſeldorf und Neuwied vorrückte, den Prinzen Ferdinand von Würtemberg an der Sieg ſchlug und bis zur Lahn zurückdrängte, eilte der Erzherzog im rechten Augenblicke herbei, und warf den Feind durch die Gefechte bei Wezlar (15. Juni) und bei Uckerodt

(19. Juni) über den Rhein zurück. Er vermochte die errungenen Vortheile nicht zu verfolgen, da er in Ungewißheit über das Schickſal der Armee des Oberrheins war, wohin er jetzt mit einem Theile des Heeres marſchirte, nachdem er die Mainzer Garniſon verſtärkt und ſechs und dreißigtauſend Mann an der Lahn und Sieg zurückgelaſſen hatte. Seine Beſorgniß zeigte ſich nur zu begründet, denn die von Baſel bis Mannheim gegliederte Armee des Generals Latour war durch die Rhein- und Moſel-Armee, welche unter Moreau's Oberbefehle am 24. Juni bei Kehl den Rhein überſchritten hatte, in zwei Theile getrennt und der größere davon bis an die Murg zurückgedrängt worden; die ſchwäbiſchen Truppen hatten den Kniebis und Freudenſtadt ohne Vertheidigung verlaſſen, Würtemberg und Baden Friedensunterhandlungen begonnen und ihre Truppen zurückgezogen. Schnell vereinigte ſich der Erzherzog mit Latour und lieferte am 9. Juli die Schlacht bei Malſch und Roſenthal, welche, taktiſch gewonnen, ſtrategiſch verloren, den Feind im Beſitze der Gebirgspäſſe ließ. Mit eigener Lebensgefahr hatte, bei den Angriffen der franzöſiſchen Kolonnen auf das Dorf Malſch, der Erzherzog den Muth der Seinigen belebt; unangefochten zog er nach Pforzheim. Jourdan, raſtlos der Vereinigung mit Moreau nachſtrebend, war indeſſen wieder vorgedrungen und hatte bei Friedberg über Wartensleben geſiegt. Unter dieſen Umſtänden beſchloß der Erzherzog den ferneren Rückzug hinter den Neckar, um beide Heere ſich näher zu bringen und ſich entweder auf Jourdan oder auf Moreau werfen zu können; am 21. Juli beſtand er die Arrièregarden-Gefechte bei Kanſtadt und Eßlingen. Während Frankfurt am 24. Juli von den Franzoſen beſetzt wurde, Wartensleben ſich über Würzburg und Zeul zurückzog und die zu ſeiner Verſtärkung am 22. Juli abgeſendeten Sachſen die Armee verließen und in ihr Vaterland zurückkehrten, näherte ſich der Erzherzog der Donau und lieferte dem General Moreau am 11. Auguſt die Schlacht von Neresheim, in welcher von deſſen linkem Flügel die Diviſion Duhesme geſprengt, bis Weiſſenſtein zurückgeworfen, die Parks und Bagagen der franzöſiſchen Armee aus Heidesheim verjagt wurden. Die Hauptſtärke beider Armeen behauptete das Schlachtfeld; der Erzherzog zog ſich nach der Donau, und überſchritt am 13. bei Donauwörth den Strom. Sein ganzes Streben ging nun dahin, Jourdan aus dem Felde zu ſchlagen, und jene drohende Vereinigung, das großartige Projekt Carnot's, dadurch zu vereiteln. Unter Zurücklaſſung des Generals Latour mit dreißigtauſend Mann gegen den heranziehenden Moreau, eilte

der jugendliche Feldherr, im Vorgefühle naher Siege, zu Wartensleben's Beiſtande, und wußte ſeinen Abzug ſo meiſterhaft einzuleiten, daß derſelbe dem feindlichen Heerführer lange völlig verborgen blieb. Am 17. Auguſt wurde bei Ingolſtadt und Neuburg die Donau wieder überſchritten, die Diviſion Bernadotte den 22. Auguſt bei Teiningen, und den 23. bei Neumarkt geworfen, am folgenden Tage aber die Armee Jourdan's ſelbſt bei Amberg geſchlagen; während dieſes ſiegreichen Treffens vereinigte ſich der in der rechten Flanke angreifende Erzherzog mit dem in der Front vorrückenden Wartensleben. Die auf Schweinfurt zurückweichende franzöſiſche Armee ließ der Erzherzog von leichten Truppen durch tägliche Angriffe beunruhigen und lebhaft verfolgen; von Bamberg aus ſendete er ihr nur eine ſchwache Abtheilung über den Main nach, während er ſelbſt mit dem Hauptheere den geraden Weg über Kitzingen und Schwarzach nach Würzburg nahm. Hier wurde Jourdan am 3. September noch entſcheidender, als bei Amberg, geſchlagen; ein vom Erzherzoge zur rechten Zeit angeordneter, kühn ausgeführter großer Reiterangriff trug vorzüglich zur glänzenden Entſcheidung dieſes Tages bei. Jourdan zog ſich, hart gedrängt, in Eile gegen die Lahn zurück, und verlor hierbei eine große Menge von Geſchütz, Gefangenen und Materiale aller Art; der Erzherzog traf den 8. in dem von den Franzoſen geräumten Frankfurt ein; die Rheinfeſtungen waren entſetzt. Es folgten nun hitzige Gefechte an der Lahn; während Jourdan ſich durch Kray bei Wetzlar feſthalten ließ, wendete ſich der Erzherzog gegen Limburg, ſchlug am 16. September den General Marceau und erzwang den Uebergang über die Lahn. Das franzöſiſche Heer wurde unter ſtäten Gefechten über die Sieg, und ſelbſt über den Rhein zurückgedrängt. So über Jourdan unbedingter Sieger, und von dieſer Seite nicht mehr bedroht, eilte der Erzherzog, um ſich mit Moreau zu meſſen, dem Oberrheine zu. Jourdan's Unfälle nöthigten Moreau, ungeachtet einiger errungenen Erfolge, ebenfalls zu retrograder Bewegung. Durch den in ſeiner linken Flanke voreilenden General Naundorf von Tübingen abgeſchnitten, und von Latour gedrängt, wendete Moreau ſich ſchnell, brachte Letzterem am 2. Oktober bei Biberach eine Schlappe bei, und erzwang ſich ſo, um dem vom Niederrhein ihm entgegenziehenden Erzherzoge zuvorzukommen, einen ungeſtörten Rückzug durch das Höllenthal bis Freiburg. Inzwiſchen war der Erzherzog an der Elz eingetroffen, vereinigte ſich mit Latour, ſchlug Moreau, der ſich mit Gewalt den Weg nach Kehl bahnen wollte, am 19. Oktober bei Emmendingen, Tags dar-

auf an der Treiſam, ſo wie am 24. in der Schlacht von Schlingen, wo der Erzherzog mitten im Kugelregen perſönlich ſeine Tapfern anfeuerte und zwei Grenadiere an ſeiner Seite getödtet wurden, und nöthigte ſeinen Gegner, am 26. bei Hüningen über den Rhein zurückzugehen. Der Erzherzog ſchritt nunmehr zur Belagerung von Kehl. Vergebens ſuchte Moreau die in der Nacht zum 22. November erfolgte Eröffnung der Laufgräben durch einen ſtarken Ausfall zu hindern; er wurde vom Erzherzoge, der ſeine Truppen perſönlich in das ſtärkſte Feuer führte, zurückgeſchlagen. Nach hartnäckiger Vertheidigung ging das in einen Schutthaufen verwandelte Kehl am 9. Januar 1797 durch Kapitulation über. Unterdeſſen war, auf des Erzherzogs Befehl, durch den Feldmarſchall-Lieutenant Fürſten von Fürſtenberg auch die Belagerung des Brückenkopfes von Hüningen unternommen, die geforderte Uebergabe am 27. November abgeſchlagen worden. Als aber der Erzherzog ſelbſt im Hauptquartiere erſchien, wurde am 5. Februar der Brückenkopf ebenfalls durch Kapitulation genommen. Dies waren die glorreichen Ergebniſſe des Feldzugs von 1796; Deutſchland war gerettet, und die öſterreichiſche Monarchie auf einer Seite gegen weitere Gefahr gedeckt. Aber um ſo trüber hatten ſich die Ausſichten in Italien geſtaltet; eine Reihe von Unfällen hatte dort Oeſterreichs Schaaren gelichtet und entmuthigt. Ein Führer war vonnöthen, der, mit dem Lorbeer des Sieges geſchmückt, auch den Glauben an Siege wieder mitbrächte, und ſo wurde der Erzherzog Karl vom Rheine abgerufen, um das Kommando in Italien zu übernehmen. Bei ſeinem Eintreffen in Conegliano fand er die Armee, die der Schlag von Rivoli betäubt, der Auflöſung nahe, reiſ'te nach den dringendſten Anordnungen nach Wien, um perſönlich die Abſendung von Verſtärkungen zu betreiben, und traf ſchon am 4. März, kurz nach dem erneuerten Vorrücken des republikaniſchen Generals Bonaparte, wieder im Hauptquartiere zu Udine ein. Kaum 18—20,000 Mann betrug das Heer, welches er am Tagliamento zu ſammeln vermochte; doch weckte, in den vorgefundenen Trümmern einer großen und ſchönen Armee, des Erzherzogs Ruf, ſein Eifer und ſeine Feldherrnkunſt das Vertrauen wieder, und belebte auf's Neue den geſunkenen Geiſt, wenn auch mit dieſen geringen Streitkräften dem überlegenen und ſiegestrunkenen republikaniſchen Heere kein nachhaltiger Widerſtand zu leiſten war. Mit ausgezeichneter Tapferkeit vertheidigte der Erzherzog jede Stellung, mußte aber der Uebermacht weichen, und ſich vom Tagliamento bis zum Iſonzo, und dann bis Leoben zurückziehen. Durch das

Aufgeben fester Stellungen von Seite einiger Untergenerale wurde die Verbindung häufig unterbrochen und der Rückzug noch schwieriger, und nur des Erzherzogs und des Oberstlieutenants Fedak Muthe war die Rettung der bereits umzingelten Artilleriereserve zu verdanken: Ersterer selbst kam in Gefahr, gefangen zu werden. Nach dem Frieden von Campo formio (17. Oktober 1797) wurde der Erzherzog zum Generalkapitän und Gouverneur von Böhmen ernannt, und ging über Wien, wo er mit großem Jubel empfangen wurde, nach Prag. Ganz Oesterreich, Volk und Heer, verehrte begeistert in dem erlauchten Feldherrn den Retter Deutschlands. Leider hatte unter den Mühsalen des Krieges, denen er sich nirgend entzog, seine Gesundheit gelitten: doch fand er Linderung in den Bädern von Teplitz. Er benützte die Zeit der Ruhe, die Armee in einen achtunggebietenden Zustand zu setzen: denn nur zu richtig sah er den nahen Wiederausbruch der Feindseligkeiten voraus. Wirklich wurde schon zu Anfang des Jahres 1799 der politische Horizont trüber, und man stellte gegenseitig Armeen auf. Der Erzherzog erhielt den Oberbefehl über das zwischen dem Lech und der Iser versammelte Heer und nahm sein Hauptquartier zu Friedberg, nachdem er am 15. Februar in München die Stellung von fünfzehn tausend Mann baierischer Hilfstruppen erwirkt hatte. Am 1. März passirte Jourdan mit der Donauarmee den Rhein. Auf diese Nachricht ließ der Erzherzog, ungeduldig, sich abermals mit dem Gegner zu messen, der die Macht seines Armes schon so schwer empfunden, sein Heer den Lech überschreiten und gegen Memmingen und Biberach, wo er den 18. eintraf, vorrücken. Jourdan, der an diesem Tage in Pfullendorf stand, war durch Massena's Vortheile in der Schweiz dergestalt übermüthig geworden, daß er den Erzherzog schriftlich zum Rückzuge aufforderte. Der Erzherzog ließ ihm melden: er werde mit Kanonen antworten, und er hielt Wort: denn am 21. März erfocht er bei Ostrach über Jourdan einen glänzenden Sieg, trennte ihn von seinem rechten Flügel, und jagte ihn über Pfullendorf, wo die geschlagenen Franzosen sich noch einmal setzen wollten, bis nach Stockach. Hier holte er, rastlos verfolgend, den fliehenden Gegner ein, den eben erkämpften Sieg durch einen zweiten zu vervollständigen. Wiederholt und gegen die dringenden Bitten seiner Soldaten, setzte der Erzherzog sich der äußersten Gefahr aus, stellte im entscheidenden Augenblicke, mitten im wüthendsten Feuer, sich selbst an die Spitze der Oesterreicher und feuerte sie durch den Zuruf: »Jetzt gilt es Ehre und Vaterland! Denkt daran, daß Ihr österreichische Grena-

diere ſeid! Wir müſſen ſiegen oder ſterben!“ Wie furchtbar auch das franzöſiſche Geſchütz in den Reihen der Tapferen mähete, ſie ſtanden, treu dem Zurufe ihres Heldenführers, unerſchütterlich, warfen an dem blutigen Tage von Stockach und Liptingen (25. März) den angreifenden Feind mit dem Bajonnete zurück und durchbrachen ſeine Reihen. Jourdan's Heer floh zurück über den Rhein, den es einen Monat früher mit prahleriſcher Zuverſicht überſchritten hatte; zum zweiten Male begrüßte Deutſchland in dem Erzherzoge ſeinen Befreier. — In Italien, wo unter Suwarow die Oeſterreicher und Ruſſen von Sieg zu Sieg eilten, war die franzöſiſche Macht im Verenden. Aber die Schweiz hielt Maſſena mit eiſerner Gewalt feſt, und ihn von dort zu vertreiben war nun des Erzherzogs nächſtes Augenmerk. Nachdem die Franzoſen aus Graubündten durch Bellegarde und Hotze verjagt worden waren, erhielt Letzterer vom Erzherzoge den Befehl, alles Mögliche zu thun, um ſich baldigſt mit dem Hauptheere in der Richtung von Zürich zu vereinigen. Die Avantgarde des Erzherzogs ging den 21. Mai bei Stein, er ſelbſt aber mit der Armee am 23. zwiſchen Büſingen und Kloſter Paradies über den Rhein. Durch die, Maſſena's linke Flanke bedrohenden Manoeuvres des Erzherzogs ſah ſich Erſterer zum Rückzuge genöthigt, und bezog eine verſchanzte Stellung vor Zürich. Am 4. Juni unternahm der Erzherzog einen in fünf Kolonnen vereinzelten Angriff; überall wurden die Vortruppen der Franzoſen geworfen; doch hielt ſich Maſſena in der Hauptſtellung. Der Erzherzog wollte in der Nacht auf den 6. Juni den Angriff erneuern; die Franzoſen hatten ſich aber bereits, mit Zurücklaſſung von acht und zwanzig Geſchützen, über die Limmat zurückgezogen, und räumten Zürich, wo der ſiegreiche Erzherzog ſeinen Einzug hielt. Man fand 149 Geſchütze in dem Platze. Der Erzherzog war nun geſonnen, die Ankunft der Ruſſen unter Korſakow abzuwarten, um dann zu weiteren Angriffen auf Maſſena's Stellung zu ſchreiten. Aber dieſer Hauptwunſch blieb unerfüllt; denn in Folge der im Auguſt zwiſchen den Kabineten von Wien, St. Petersburg und St. James getroffenen Uebereinkunft erhielt der Erzherzog den Befehl, mit ſeinem Heere an den Rhein zu ziehen, und er trat demgemäß am 31. Auguſt ſeinen Marſch dorthin an. Das Gerücht ſeiner Ankunft war hinreichend, um den franzöſiſchen General Müller von der Belagerung Philippsburgs abzubringen. Der am 17. September bei Schwetzingen eingetroffene Erzherzog beſchloß die ſofortige Erſtürmung Mannheims, die er auch am 18. mit ſiegreicher Hand ausführte. In dem eroberten Platze fielen 2 Fahnen,

23 Geschütze, 2 Generale und 1800 Gefangene in die Gewalt des Siegers: die Besatzung des Neckarbrückenkopfes mußte das Gewehr strecken. Die Franzosen waren nun ganz über den Rhein getrieben. Auf die Nachricht von der Vertreibung Korsakow's aus der Schweiz, setzte der Erzherzog sogleich seine Armee wieder gegen die Donau in Marsch. Wegen bedenklicher Zunahme seines Unwohlseyns hatte er wiederholt um Enthebung vom Kommando gebeten: endlich wurde ihm dies bewilligt und er durch den Feldzeugmeister Kray ersetzt. Am 18. März 1800 reisete der Erzherzog von Donaueschingen über Wien nach Prag, wo er, zurückgezogen von den Geschäften, der Herstellung seiner gestörten Gesundheit lebte. Doch bald forderte ihn sein kaiserlicher Bruder zu neuer Thätigkeit auf, und mit edler Selbstverläugnung unterließ er eine, von den Aerzten ihm dringend angerathene Reise nach Pyrmont, um die Leitung der Vertheidigungsanstalten Böhmens zu übernehmen. Hier war es, wo sich, einzig auf seinen Aufruf, binnen drei Monaten eine Legion von 25.000 Freiwilligen aus Böhmen und Mähren bildete. Noch war seine Gesundheit zu schwach, um, dem am 7. Oktober ausgesprochenen Wunsche gemäß, den Heerbefehl zu übernehmen: aber nach der Schlacht von Hohenlinden fügte sich der Erzherzog dem Wunsche des Kaisers und reisete zur Armee, um neuerdings den Feldherrnstab zu ergreifen. Er traf am 17. Dezember in Schwanstadt ein, und fand die Armee, wie vor drei Jahren jene von Italien, im Zustande der Auflösung begriffen. Unter solchen Umständen konnte er zwar Oesterreichs Banner nicht gewohntermaßen mit neuen Siegeslorbeern schmücken: aber er reichte dafür dem Vaterlande die schönere Palme des Friedens. Am 25. Dezember wurde Waffenstillstand, am 9. Februar 1801 der Friede von Luneville geschlossen. Schon am 9. Januar 1801 war der Erzherzog vom Kaiser zum Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsidenten ernannt und beauftragt worden, einen Plan zur Regulirung des Militärsystems der ganzen Monarchie baldigst vorzulegen. Mit rastlosem Eifer und größter Einsicht gab er sich diesem neuen Wirkungskreise hin: der Geschäftsgang wurde vereinfacht und beschleunigt, die Fähigkeit hervorgezogen, für die Organisirung und Ausbildung der Armee und für Herstellung des Materials unendlich viel gethan. Nach dem Tode des Hoch- und Deutschmeisters, Erzherzogs Maximilian, 1801, trat dessen bisheriger Coadjutor, der Erzherzog Karl, in diese Würde ein, welche er nach drei Jahren an seinen Bruder, den Erzherzog Anton Viktor, abtrat. Im März 1802 wurde ihm, seiner fortdauernden, zeitweise zunch-

menden Kränklichkeit und ſeiner überhäuften Geſchäfte wegen, ſein würdiger Bruder, der Erzherzog Johann, für die Militärangelegenheiten an die Seite gegeben. In demſelben Jahre verbat er mit hochſinniger Beſcheidenheit ſich das Monument, welches, auf Vorſchlag des Königs von Schweden bei dem Regensburger Reichstage, ihm, als Erretter Deutſchlands, geſetzt werden ſollte; 1805 wurde er vom Kaiſer zum Kriegsminiſter ernannt, während Graf Baillet-Latour als Hofkriegsrathspräſident eintrat. Bei dem Wiederausbruche des Krieges gegen Frankreich, 1805, trat der Erzherzog an die Spitze des 80,000 Mann ſtarken italieniſchen Heeres, welchem, von dem Jubel der Krieger begrüßt, ein kräftiger Aufruf die Ankunft des geliebten Feldherrn zu Padua verkündigte. Durch die anbefohlene Abſendung von zwanzig tauſend Mann nach Deutſchland entging dem Erzherzoge ſein bisheriges numeriſches Uebergewicht über den Feind; er gab daher nothgedrungen den früheren Plan einer raſchen Offenſive auf, um ſich auf die Defenſive zu beſchränken, ließ die Truppen bis gegen die Etſch vorrücken und die Stellung bei Caldiero verſchanzen. Die dunklen Nachrichten über die ungünſtigen Erfolge des Feldzugs in Deutſchland zeichneten zwar dem Erzherzoge die Nothwendigkeit vor, Italien zu verlaſſen; aber ſein ritterlicher Geiſt erlaubte ihm den Rückzug nicht anders, als nach einer gewonnenen Schlacht, anzutreten. So lieferte er am 30. Oktober die berühmte Schlacht von Caldiero, ſchlug alle wüthenden Angriffe Maſſena's mit unerſchütterlicher Feſtigkeit ab, und trieb den beſiegten Gegner mit einem Verluſte von acht tauſend Mann zurück. Schon wollte er den Sieg auch nach Deutſchland hinübertragen und hier den Angelegenheiten einen unerwarteten Umſchwung geben, als ihm, nach einem meiſterhaft ausgeführten Rückzuge, an den Gränzen Oeſterreichs die Nachricht der Schlacht von Auſterlitz und des ihr gefolgten Waffenſtillſtandes entgegenkam und ſeinen heldenmüthigen Entwürfen ein Ziel ſetzte. Unter'm 10. Februar 1806 wurde er zum Generaliſſimus der Armee und zum Kriegsminiſter mit der ausgedehnteſten Vollmacht ernannt. Von da an ſchreiben ſich ſeine herrlichen und kraftvollen Inſtitutionen für die Regimenter der Armee, für ihre intellektuelle Bildung, für die Vervollkommnung der großen Elemente des Krieges. Er verbeſſerte den Unterricht der Armee durch vortreffliche Unterrichts- und Leſebücher, durch ganz neue, mit dem Zeitgeiſte fortgeſchrittene Inſtruktionen und Reglements, durch die Gründung eines eigenen Kriegsarchives, einer eigenen militäriſchen Zeitſchrift, durch ſyſtematiſchen Unterricht in den Regimentern

und Korps, durch Beförderung ausgezeichneter Offiziere, ohne Rückſicht auf bloße Anciennetät. Wunderthätig wirkte der ſo allgemein verehrte und geliebte Feldherr auf den Geiſt der Armee. Die großartigen Ergebniſſe davon zeigten ſich in dem Heldenkampfe des Jahres 1809, welcher Oeſterreichs Heer und ſeinen Führer in die Annalen der Unſterblichkeit einzeichnete. Die Worte, welche der Erzherzog der Wiener Landwehr bei ihrer Fahnenweihe zurief: »wo uns die Ehre und das Vaterland hinrufen, da finde ich Euch wieder; da findet jeder von Euch auch mich!« wurden zur Wahrheit, welche Tauſende von muthigen Herzen mit ihrem Blute beſiegelten. Der Erzherzog Generaliſſimus übernahm das Kommando der Armee in Deutſchland. Sein glühender Aufruf an die deutſche Nation, die wohl Urſache gehabt hätte, den Worten ihres mehrmaligen Retters ein williges Ohr zu leihen, brach ſich an der ſtumpfen Unentſchloſſenheit, welche ſchwer und lähmend auf Deutſchland lag, das damals ſeine Befreier gleichgiltig in den eigenen Fall verſtrickte. Der Erfolg dieſes Kampfes iſt bekannt, bekannt die blutigen Maientage von Aſpern und Eßlingen, wo der Erzherzog wiederholt in Perſon ſeine Braven zum Sturme führte, und, die Fahne des wankenden Regiments Zach hoch aufſchwingend, die Weichenden zum Stehen brachte und wieder gegen den Feind führte; bis Napoleon's Adler gedemüthigt vom Schlachtfelde flohen, und der Imperator ſelbſt murrend den Ruhm ſeines Ueberwinders eingeſtand. Am 31. Juli legte der Erzherzog den Oberbefehl nieder. Napoleon bewies ihm fortwährend die größte Hochachtung; von demſelben ausdrücklich erwählt, vertrat er ihn bei deſſen Vermählung durch Prokuration mit der Erzherzogin Marie Louiſe, und erhielt bei dieſer Gelegenheit den Adler der Ehrenlegion mit einem ſchmeichelhaften Handſchreiben des Kaiſers der Franzoſen. Der Erzherzog lebte nun bis zum Jahre 1815 in Wien im Umgange mit den Wiſſenſchaften. Schon früher war er als militäriſcher Schriftſteller thätig geweſen; nun bereicherte er die Kriegsliteratur mit den beiden, durchaus klaſſiſchen Werken: »Grundſätze der Strategie, erläutert durch die Darſtellung des Feldzuges von 1796 in Deutſchland« (1813), und »Geſchichte des Feldzuges von 1799 in Deutſchland und in der Schweiz« (1819). Nach Napoleon's Rückkehr von Elba erhielt der Erzherzog den Oberbefehl über das in Mainz gebildete öſterreichiſche und Bundesheer; doch der Sieg von Belle-Alliance machte weitere Unternehmungen unnöthig. Die Brandung der franzöſiſchen Kriege war verrauſcht, und der kaiſerliche Held kehrte in den Schoos des Friedens und eines beglückten

Familienlebens zurück. Nach dem Hintritte des Herzogs Albrecht von Sachſen-Teſchen (1822) ſukzedirte der Erzherzog Karl in deſſen ausgebreiteten Beſitzungen; 1830 beging er ſeine fünfzigjährige Jubelfeier als Inhaber des k. k. 3ten Linien-Infanterie-Regiments in deſſen Mitte zu Krems; 1840 ward ſeinem Vaterherzen die hohe Freude, daß das Abend- und Morgenland von dem frühzeitigen Heldenruhme ſeines Sohnes, des Erzherzogs Friedrich, wiederhallte, der ſeine erſten Lorbeern auf Akre gepflückt, ebendort, wo einſt der babenbergiſche Leopold Oeſterreichs Banner über Leichenhügeln der Ungläubigen aufgepflanzt hatte. Im April 1843 endlich, fünfzig Jahre nach dem Siege von Aldenhoven, welchem ſeitdem über zwanzig andere Siege gefolgt waren, wurde des Erzherzogs Karl fünfzigjährige Jubelfeier der Verleihung des Großkreuzes des militäriſchen Maria Thereſien-Ordens mit großen Feierlichkeiten begangen. — So ſtreut das Schickſal noch jetzt freundliche Blüten auf den Pfad des greiſen Helden, bei deſſen Namen ſich die Bruſt jedes öſterreichiſchen Kriegers höher hebt, und dem auch das Ausland nie die gebührende Verehrung verſagt hat; ſo daß die Worte, welche 1830 ſein Regiment bei der gedachten Jubelfeier ihm zurief: „Vom Vaterlande geehrt, vom Heere geliebt, vom Feinde geachtet,“ ſtets ihre ſchönſte Erfüllung fanden.

Leonhard Torſtenſon.

Geboren 1603. Geſtorben 1651.

Dieſer große Feldherr aus Guſtav Adolf's Schule, einer der erſten und glücklichſten Repräſentanten des neuen Kriegsſyſtems, kam den 17. Auguſt 1603 zu Torſtena bei Wennersborg in Schweden zur Welt, und war der einzige Sohn des Reichsrathes Torſten Lennartſon, der wegen Anhänglichkeit an König Sigismund nach Polen flüchten mußte. Der junge Leonhard (Lennart) war damals erſt drei Monate alt, blieb in Schweden zurück und wurde im Hauſe ſeiner Tante ſorgfältig erzogen. Seine guten Sitten und vielfachen Kenntniſſe verſchafften ihm die Ehre, ſchon in ſeinem fünfzehnten Jahre bei dem Könige Guſtav Adolf als Page

oder Kammerknappe angeſtellt zu werden, in welcher Eigenſchaft er den Monarchen auf allen Feldzügen begleitete und von Dieſem 1624 wehrhaft gemacht wurde. Bei jeder Gelegenheit zeichnete er ſich dergeſtalt aus, daß er ſchon 1628 zum Oberſten des noorländiſchen Infanterie-Regiments ernannt wurde. Nach dem im folgenden Jahre mit Polen geſchloſſenen Waffenſtillſtande übertrug ihm der König die Organiſation der Feld-Artillerie, welche dem Heere nach Deutſchland folgen ſollte. Torſtenſon benutzte mit Umſicht die Erfahrungen der vielen, im ſchwediſchen Dienſte ſtehenden fremden Artillerie-Offiziere, ſtellte viele Mißbräuche ab, und arbeitete vorzüglich dahin, den Geſchützen eine größere Beweglichkeit zu geben, ohne — wie dies bei den ſogenannten Lederkanonen der Fall war — ihre Wirkſamkeit zu beeinträchtigen. Es wurden daher eiſerne Vierpfünder gegoſſen, deren Vorzüge überall Anerkennung fanden, die man aber wegen Mangels an gutem Eiſen nicht überall nachahmen konnte, weshalb die ſchwediſche Feld-Artillerie nicht nur die zahlreichſte, ſondern auch die beſte blieb. Zur Belohnung ſeiner Bemühungen wurde Torſtenſon von ſeinem Könige zum Oberbefehlshaber der Feld-Artillerie ernannt, folgte dem Heere 1630 nach Pommern, und hatte großen Antheil an der Eroberung vieler feſten Plätze. Um ſeinen Artillerie-General der Truppenführung nicht ganz zu entfremden, übertrug ihm der König ſehr oft den Befehl über größere Heerabtheilungen, die er mit gewohnter Geſchicklichkeit verwendete und an Tapferkeit keinem anderen General nachſtand. Bei der Erſtürmung von Kreuznach (1632) war Torſtenſon einer der Vorderſten auf der Sturmleiter, wurde hierbei durch einen Steinwurf am Kopfe beſchädigt, und fiel beſinnungslos in den Graben. Einige Monate ſpäter bahnte er durch die geſchickte Aufſtellung der Geſchütze am Lech dem Könige den Weg nach Baiern. Nach dem Angriffe auf Waldſtein's verſchanzte Stellung vor Nürnberg ſtellte ſich Torſtenſon, zur Deckung des Rückzuges ſeiner Artillerie, an die Spitze einer Infanterie-Brigade, ſchlug den Angriff eines baieriſchen Reiterkorps unter General Fugger glücklich ab, gerieth aber bei dieſem Gefechte in Gefangenſchaft, und ſchmachtete ſechs Monate lang zu Ingolſtadt in einem dunklen und feuchten Kerker, was die Urſache ſeiner ſpäteren Gichtleiden und ſeiner zerrütteten Geſundheit wurde. Erſt als Waldſtein's Schwager, der General Harrach, 1633 in ſchwediſche Gefangenſchaft fiel, wurde er gegen Dieſen ausgewechſelt. Nach dem Tode des Königs war die Stelle eines Oberbefehlshabers der Artillerie überflüſſig geworden, deſto mehr aber Mangel an guten ſchwediſchen

ALBRECHT III ACHILLES
FRIEDRICH II
FRIEDRICH DER GEBISSENE
ZIETHEN
PIRKER
MÜNCH BELLINGHAUSEN
F HALM

Heerführern eingetreten. Oxenstierna wußte Torstenson's Talente zu schätzen; er übertrug ihm den Befehl über ein besonderes Korps und die Einnahme von Landsberg am Lech, welches nach dreitägiger Beschießung den 13. April erstürmt wurde. Kränklichkeit nöthigte Torstenson zur Rückkehr nach Schweden, wo er sich unausgesetzt mit Verbesserung des Artillerieweſens beschäftigte und deshalb zum Reichs-Feldzeugmeister ernannt wurde. Im Jahre 1634 befand er sich bei dem an Polens Gränzen aufgestellten Heere, vollführte durch geschickte Manoeuvres seine Vereinigung mit Baner, verhinderte dagegen die Vereinigung der Kaiserlichen und der Sachsen, und drängte die Gegner hinter die Havel zurück. Als Baner, die Schwierigkeit der örtlichen Vertheidigung von Mecklenburg und Pommern einsehend, im Januar 1636 plötzlich nach Sachsen aufbrach, und den Kurfürsten Johann Georg dadurch glücklich von Mecklenburg abzog, folgte ihm Torstenson ebenfalls und blieb bis zum Herbste 1640 sein treuer Waffengefährte und kluger Rathgeber. Baner's oft überschäumende Wildheit und Kühnheit wurde durch Torstenson's Sanftmuth und Vorsicht auf eine Weise ausgeglichen, die zum allgemeinen Besten diente; an Muth, Unternehmungsgeist und Beharrlichkeit stand Einer dem Anderen gleich. Das schwedische Hauptheer erhielt durch die Thätigkeit, Tüchtigkeit und durch das Einverständniß dieser beiden Generale eine so große moralische Ueberlegenheit, daß in jenen fünf Jahren die großartigsten Operationen ausgeführt werden konnten. Im Herbste 1640 mußte Torstenson, wegen zunehmender Kränklichkeit, das Heer abermals verlassen, blieb den Winter über in Stralsund und wurde bei seiner Ankunft in Schweden zum Reichsrathe ernannt. Bald aber riß ihn Baner's Tod wieder aus seinem neuen Wirkungskreise; er ging im Oktober 1641 wieder zu dem Heere nach Deutschland ab, nachdem er zuvor zum Feldmarschall ernannt worden war. Er fand hier die schwedischen Angelegenheiten in einer höchst ungünstigen Verfassung, da fast alle Verbündeten vom Kriegsschauplatze abgetreten waren, und in dem Heere selbst zeigte sich ein Geist der Unzufriedenheit. Torstenson's Klugheit gelang es, diese Stimmung zu verbessern, und in Kurzem vermochte er wieder angriffsweise zu verfahren. So schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, war er doch der schnellste und gewandteste Held dieses Krieges; denn in der morschen Hülle wohnte ein gewaltiger Geist. Er brach in Schlesien ein, schlug den Herzog von Sachsen-Lauenburg, eroberte am 31. Mai 1642 Schweidnitz und hierauf in großer Eile das ganze, am

linken Ufer der Oder gelegene Schleſien, drang unaufhaltſam in das Innere von Mähren vor, bemeiſterte ſich der Stadt Olmütz und ſetzte das Land in Kontribution. Dann durch, im Heere ausgebrochene Krankheiten und durch die kaiſerlichen Truppen nach Sachſen zurückgedrängt, rückte er, durch Wrangel's Heerabtheilung verſtärkt, dem Feinde von Neuem entgegen, überſchwemmte die Lauſitz, nahm Zittau, ging bei Torgau über die Elbe und bedrohte Leipzig, welches er, nach ſeinem am 2. November 1642 bei Breitenfeld erfochtenen Siege über Piccolomini, am 8. Dezember eroberte. Um ſein geſchwächtes Heer durch die Beſatzungen Schleſiens und Pommerns zu verſtärken, ging er bis Frankfurt an der Oder zurück, brach aber ſchon im Anfange des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, bedrohte Prag, entſetzte Olmütz und knüpfte mit dem Fürſten Rakoczy von Siebenbürgen Unterhandlungen wegen eines Einfalls in Oeſterreich an. Als man ihn noch in Mähren beſchäftigt glaubte, ſtand er plötzlich, ungeachtet der rauhen Jahreszeit, hundert Meilen weit von dort, an den Küſten der Oſtſee, in Holſtein und Schleswig. Dieſe Länder waren lange vom Kriege unberührt geblieben und boten daher den Schweden reiche Winterquartiere dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eiferſucht, womit dasſelbe die Siege der Schweden immer betrachtet hatte. Nachdem Torſtenſon, bis auf Rendsburg und Glückſtadt, ſich aller feſten Plätze bemächtigt hatte, hinderte ihn nur die ungünſtige ſtürmiſche Jahreszeit, ſeine Waffen auch nach Fünen und Seeland zu tragen. Den kaiſerlichen General Gallas, welcher, um die Schweden in Jütland einzuſchließen, mit einem anſehnlichen Heere nach Holſtein vorgerückt war, verfolgte Torſtenſon bis an die Elbe und ſchnitt ihn von Sachſen und Böhmen ab, ſo daß Gallas nur auf großen Umwegen die furchtbar zuſammengeſchmolzenen Reſte ſeines Heeres nach Böhmen zu retten vermochte. Nun drang Torſtenſon auf's Neue in Böhmen ein, von dem ſtolzen Plane beſeelt, in Oeſterreichs Hauptſtadt den Frieden zu diktiren, rückte, nach dem entſcheidenden Siege über den kaiſerlichen Feldmarſchall Hatzfeld bei Jankau (6. März 1645), in Mähren und Oeſterreich ein, ſtürmte Stein, nahm Krems, ſprengte Dürrenſtein, beſetzte Kreuzenſtein, eroberte Korneuburg und drang nun drohend gegen Wien vor, indem er die Wolfsbrückenſchanze an der Donau belagerte und nahm, worauf er ſein Hauptquartier nach Miſtelbach verlegte. Der Rücktritt Rakoczy's von dem ſchwediſchen Bündniſſe änderte das Machtverhältniß. Torſtenſon, welcher durch die fruchtloſe Belagerung von Brünn viele Menſchen und

Pferde verloren hatte und ſich ſelbſt ernſthaft krank fühlte, führte im Oktober ſein Heer durch Böhmen nach Sachſen zurück, zwang den dortigen Kurfürſten zur Neutralität, legte hierauf den Oberbefehl in General Wrangel's Hände und begab ſich nach Schweden, wo die Königin Chriſtine ihn zum Grafen von Ortala erhob, 1648 zum Generalgouverneur mehrer Provinzen ernannte und zu vielen wichtigen Staatsgeſchäften zog. Er ſtarb den 7. April 1651, im acht und vierzigſten Lebensjahre, zu Stockholm. — Torſtenſon überſtrahlt an verdientem Feldherrnruhm die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; aber er beſaß auch einen hochgebildeten Geiſt, der ihn zu einem Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte machte, und ein vortreffliches Herz, daher er ſeine Krieger menſchlicher zu ziehen, und den bis in's Unglaubliche gehenden Grauſamkeiten mächtig zu ſteuern ſuchte.

Karl Guſtav Graf von Wrangel.

Geboren 1612. Geſtorben 1676.

Unter den großen Feldherrntalenten des ſiebzehnten Jahrhunderts, welche in der Schule Guſtav Adolf's ihre Weihe erhalten, glänzt Wrangel's Name in den Vorderreihen. Er war der Sprößling einer alten und berühmten ſchwediſchen Familie und der Sohn des Reichsrathes und Feldmarſchalls Hermann v. Wrangel, welcher 1644 als Generalgouverneur von Liefland ſtarb. Er machte ſich zuerſt in den Feldzügen Guſtav Adolf's in Deutſchland bekannt, und kommandirte nach Baner's Tode (1643) als Generalmajor eine Abtheilung bis zur Ankunft des Oberfeldherrn Torſtenſon, unter welchem er nun 1643 nach Holſtein zog, um den Krieg in den däniſchen Staaten zu führen. Im folgenden Jahre wurde Wrangel an die Spitze der ſchwediſchen Seemacht geſtellt und ſchlug die Dänen zur See bei der Inſel Femern dergeſtalt, daß ſie unfähig wurden, den Kampf fortzuſetzen. Nach dieſem Siege eilte er mit einer kleinen Heerabtheilung nach Holſtein und Schleswig, wo er ſich gegen die Dänen mit Glück behauptete, bis der Friede von Brenſebrö (23. Auguſt 1645) dieſen Krieg

beendete. Von ſeiner Monarchin in den Grafenſtand erhoben, erhielt er, nach dem Abgange Torſtenſon's von der Armee in Deutſchland, das Oberkommando über dieſelbe. Da er ſich aber dem Erzherzoge Leopold gegenüber nicht mächtig genug fühlte, ſo wendete er ſich mit ſeinem Heere von Oberſachſen nach Heſſen, zog bei Wetzlar das fliegende Korps des Grafen von Königsmark an ſich und traf bei Gießen mit dem franzöſiſchen Heere unter Turenne zuſammen. Beide fühlten ſich nun ſtark genug, dem Feinde die Spitze zu bieten; Wrangel rückte in Eilmärſchen bis Donauwörth vor, ſchlug hier ein baieriſches Korps und paſſirte ohne Hinderniß die Donau und den Lech, in der Abſicht, den Kriegsſchauplatz wieder in die öſterreichiſchen Staaten zu verſetzen. Die Belagerung von Augsburg war aber ohne Erfolg, und durch das Vordringen der Oeſterreicher wurde Wrangel gezwungen, ſich bis Lauingen zurückzuziehen. Nachdem aber die Oeſterreicher ſich auf's Neue nach Schwaben gewendet hatten, um dadurch den Kriegsſchauplatz von Baierns Marken zu entfernen, erſah Wrangel die Gelegenheit, den unbeſetzt gebliebenen Lech wieder zu überſchreiten. Jetzt lag Baiern offen und unvertheidigt da; Franzoſen und Schweden überſchwemmten daſſelbe und nöthigten den Kurfürſten von Baiern, am 14. März 1647 zu Ulm einen Waffenſtillſtand abzuſchließen. Nach einiger Zeit marſchirte Wrangel nach Franken und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die feindlichen Heere oft nahe an einander ſtanden, ſo vermieden beide doch die Schlacht, weil von dem Ausgange derſelben während der Friedensverhandlungen zu Münſter und Osnabrück zu viel abhing. Nachdem die ſchwediſche Armee ſich von der franzöſiſchen getrennt hatte, trat der Kurfürſt von Baiern von dem geſchloſſenen Waffenſtillſtande zurück und ließ ſeine Truppen wieder zu dem öſterreichiſchen Heere ſtoßen. Indeß, auch die Wiedervereinigung der Franzoſen und Schweden war ſchnell bewirkt, und dieſe ſiegten nun am 17. Mai 1648 bei Zusmarshauſen unweit Augsburg über das vereinte öſterreichiſch-baieriſche Heer. Wrangel beſetzte hierauf Baiern und ließ das Land durch äußerſt harte Maßregeln den Rücktritt von dem geſchloſſenen Waffenſtillſtande büßen, bis endlich das Friedenswort aus Weſtphalen erſcholl und dadurch allen Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutſchland ein Ziel geſetzt wurde. Nach Schweden zurückgekehrt, begleitete Wrangel, nach der Thronbeſteigung Karl Guſtav's, dieſen 1655 auf ſeinem Zuge nach Polen und wohnte dort der berühmten dreitägigen Schlacht bei Warſchau (18.—20. Juli 1656) bei. Als noch im Laufe dieſes Krieges (1657)

Schweden auch von Dänemark mit Krieg überzogen wurde, da eilte Karl Guſtav dieſem neuen Feinde zu begegnen und eroberte ſehr bald Holſtein, Schleswig und Jütland. Wrangel nahm nach einer dreiwöchentlichen Belagerung (6. September 1658) die Feſtung Kronenburg ein und erhielt nun das Kommando über die ſchwediſche Flotte, welche beſtimmt war, Kopenhagen anzugreifen. Aber die Dänen hatten ihre Hauptſtadt in ſo guten Vertheidigungsſtand geſetzt, daß ſie ſich hielt, bis eine holländiſche Flotte zum Entſatze ankam und Wrangel den Angriff aufgeben mußte, ungeachtet des Vortheils, den er am 29. Oktober 1658 über dieſe Flotte erlangte. Dagegen landete er im folgenden Jahre auf Fünen und wies alle Angriffe der Dänen kräftig ab. Der Friede zu Kopenhagen (1660) machte dieſem Kriege ein Ende. Noch befehligte Wrangel im Jahre 1674 die in Brandenburg eingefallenen Schweden, welche aber, nachdem er das Kommando an ſeinen Bruder, Waldemar Wrangel, abgegeben, bei Fehrbellin (im Juni 1675) von dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm geſchlagen wurden. Kränklichkeit nöthigte den ſchwediſchen Feldherrn zur Rückkehr in ſein Vaterland, wo er 1676 ſtarb.

J. G. Herder.

Geboren 1744. Geſtorben 1803.

Wenn Deutſchland irgend einen Schriftſteller beſitzt, der es anderen Nationen gegenüber vollſtändig repräſentirt, der durch ſein Beiſpiel zeigt, was der Deutſche wolle und vermöge, und welcher Standpunkt ihm vor allen angemeſſen ſei, — ſo war es Herder; und jener Standpunkt iſt die, alle Nationalitäten mit Liebe umfaſſende und ergründende, Humanität, — ein Begriff, der, wie ihn Herder zur Aufgabe ſeines ganzen Lebens machte und beſtimmt ausſprach, gewiſſermaßen als ſein Eigenthum betrachtet werden kann.

In einer kleinen preußiſchen Stadt, Morungen, geboren, von ſeinem Vater, dem Kantor des Ortes, bei Bibel und Geſangbuch auferzogen, von einem unabweislichen, frühen Wiſſensdurſt getrieben, nährte der junge Herder ſeinen Geiſt durch verſtohlene Lektüre, vorzüglich der Alten. So

entwickelte ſich an ihm zuerſt das Fromme und das Schöne, und hierin liegt die Geſtalt ſeines ganzen Lebens vorgebildet. Denn wenn die Zartheit dem irdiſchen Daſein Idealität verleiht, ſo iſt ſie nicht geeignet, eine reale Grundlage zu gewähren, und lockt gern in's Unbeſtimmte. Ein Verſuch des Jünglings, die Chirurgie zu ſtudiren, mißlang, da er bei der erſten Sektion ohnmächtig ward. Mit der Theologie ging es beſſer. Er faßte dieſes Studium mit tieferem Sinne auf, erging ſich in deſſen Hilfsregionen, den alten Sprachen, der alten Dichtkunſt, Mythe, Urgeſchichte, Philoſophie, und riß in Riga, als Kanzelredner angeſtellt, durch Fülle der Empfindung und Größe des religiöſen Gedankens ſeine Hörer hin. Aber dem allanſtrebenden, noch jugendlichen Geiſte genügte der ſtillere Kreis des Wirkens nicht; es trieb ihn, die Welt und ihre Wirren durchzuſchauen, den großen Sinn am großen Stoff zu prüfen und zu laben, — und wir finden ihn in Begleitung eines jungen Fürſten in Frankreich wieder. Im Begriffe nach Italien zu reiſen, hält ihn ein Augenübel in Straßburg zurück. Er unterzieht ſich einer ſchmerzhaften Operation, und zeigt dabei bewundernswerthe Geduld und Standhaftigkeit. In dieſen Augenblicken lernte ihn der junge Goethe kennen, auf den er eine große und bleibende Wirkung ausübte; denn Herder's Weſen war imponirend und influenzirte leicht auf Andere, — nicht immer zu ihrem Vortheile, wenn es ſchwächere, unentſchiedene Naturen waren. Große Einſicht verband ſich in ihm ſeltſam mit Unbeſtimmtheit, Weichheit und Wohlwollen mit Spott und Ironie, Liebe zur Wahrheit mit Liebe zum Widerſpruch, Beweglichkeit des Geiſtes mit manchem pedantiſchen Eigenſinne. Er theilte leicht der Jugend, die ſich ohnehin ſo gern in's Schrankenloſe verflüchtigt, einen unbeſtimmten Enthuſiasmus mit, und die ihm nachſtrebten, ohne ſeine Kraft und Tiefe zu beſitzen, verſplitterten ſich in ein unfruchtbares Allerlei. Nicht ſo war es mit Goethe. Die Bekanntſchaft mit Herder war für Beide von den wichtigſten Folgen. Goethe, damals noch mit jugendlichem Feuer auf einen eng begränzten Kreis beſchränkt, ward von dem mächtigen Geiſte in eine neue, große Welt unendlicher Bildung hingeriſſen, — und Herder, eben in einer ſehr kritiſchen Lage, da er ſich vor Kurzem mit einer Gattin, die ſein völlig werth war, verbunden, und einen Ruf nach Göttingen angenommen, dem aber nun verdrießliche Bedingungen angehängt wurden, — erhielt durch Goethe's Vermittlung, eben zur rechten Stunde, im Augenblicke, wo ſeine Entſcheidung gefordert ward, einen unbedingten Ruf nach Weimar als Hofprediger, General-Superintendent

und Ober-Konſiſtorialrath. Hiermit war Herder's äußeres Leben abgeſchloſſen; er hatte eine ihm völlig angemeſſene Stellung gefunden, und ſein inneres Leben konnte ſich allſeitig entfalten. Groß und herrlich breitete es ſich über alle Regionen des menſchlichen Daſeins aus, durchdrang in tiefen und lebendigen Wirkungen alle Adern der allgemeinen Bildung, und förderte die ſchönſten Früchte an den Tag. Sein Hauptwerk bleiben die „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte.“ Die Grundgedanken dieſes Buches ſind in das Blut und Leben der deutſchen Nation übergegangen, und wir wiſſen kaum, was wir Herder'n Alles zu verdanken haben. In dieſem, man kann ſagen prophetiſchen, Buche liegen tauſend Keime zerſtreut, von denen manche gereift, manche erſt der ſpäten Zukunft zur Reife aufbehalten ſind. Lavater's Phyſiognomik, Gall's Schädellehre, Goethe's Morphologie, die ſpäteren Studien über Kunſt und Leben des deutſchen Mittelalters, die Verpflanzung ſüdlicher, zumal ſpaniſcher, Dichtungsformen auf deutſchen Boden, die Aufmerkſamkeit auf die Poeſie des Orients, — alle dieſe Richtungen laſſen ſich bis zu ihren Anfängen in Herder verfolgen; ſie gehören, dem Geiſte nach, zu ſeinen Werken. Die Stimmen aller Völker ſprachen, ſeinem Ohre vernehmlich, ihm das Wort allgemeiner Bildung, allgemeiner Liebe — Humanität — zu; und die »Weltliteratur,“ von welcher Goethe prophezeite, daß ſie unſere Epoche abſchließen werde, iſt eigentlich Herder's Verdienſt. An all' dieſen Entwickelungen hatte auch ſeine eigenthümliche Art zu ſchreiben, ihren Antheil. Indem er mehr andeutet, als ausſpricht, mehr errathen läßt, als feſtſtellt, in noch unbeſchiffte Fernen hinweiſt, ohne ſich dort einzubürgern, mehr auf mögliche Verbindungen, als auf wirkliche Verſchiedenheiten losgeht, in Bildern und Räthſeln ſpricht, regt er zu immer neuem Forſchen an. Man glaubt, wenn man ihn lieſt, auf Waſſer zu treten, — aber unter'm Waſſer ſchimmern Schätze hervor. Dieſe Eigenheit begründet ſein Verhältniß zu zwei großen Männern, die ſeine Zeitgenoſſen waren: zu Hamann und zu Kant. Jenen, der nur in Orakeln und ſibylliniſchen Blättern ſprach, verehrte Herder; dieſer, der die Beſtimmtheit und Deutlichkeit ſelbſt war, ſtieß ihn ab. Herder wollte dem menſchlichen Streben keine Gränze geſetzt wiſſen, und Kant ſah dieſe Gränze nur zu unüberſteiglich gezogen. Man bezeichnet Herder'n vielleicht am beſten, wenn man ihn, im höchſten Sinne des Wortes, eine ſchöne Seele nennt. Als ſolche wirkte er durch Ahnung, Beiſpiel, Lehre, Wink, Dichtung und Begeiſterung, bis, im Winter 1803, ſein irdiſches Wirken vollendet ward. »Ich weiß nicht,“ — ſagte er kurz vor

ſeinem Ende zu ſeinem Arzte, — „aber ich wünſchte nur noch zwei Jahre zu leben; denn ich ſehe jetzt die Dinge von einer ganz anderen Seite.“ Sein Tod war ein eigentliches Entſchlafen. Jean Paul ſchrieb ihm die ſchönſte Gedächtnißrede. Der Großherzog von Weimar ließ eine eiſerne Tafel auf ſein Grab legen mit den Worten: »Licht, Liebe, Leben.“ Sein Aeußeres entſprach dem Inneren. Er hatte etwas Weiches und Gefälliges in ſeinem Betragen, das mit Würde verbunden war. Ein rundes Geſicht, eine bedeutende Stirne, eine etwas ſtumpfe Naſe, einen etwas aufgeworfenen, aber höchſt angenehmen Mund. Unter ſchwarzen Augenbrauen ein Paar kohlſchwarze Augen, die eine lebhafte Wirkung ausübten. So ſchildert ihn Goethe, und uns bleibt die Aufgabe, das Bild ſeines Lebens und Wirkens dankbar und nachſtrebend vor den Augen des Geiſtes zu bewahren.

Georg Chriſtoph Lichtenberg.

Geboren 1742. Geſtorben 1799.

Man thut Unrecht, Lichtenberg's Namen vorzugsweiſe nur unter den erſten deutſchen Humoriſten zu nennen und zu rühmen. Der Humor iſt die geringſte von den Eigenſchaften, welche Lichtenberg unter die erſten deutſchen Schriftſteller überhaupt reihen; der Wahrheitsſinn iſt ſein eigenſter und höchſter Vorzug. In dieſer Beziehung iſt er am nächſten neben Leſſing zu ſtellen, dem er auch in ſo manchem Anderen verwandt iſt. Die heiligſten Intereſſen der Menſchheit, wie Dieſer, im warmen Herzen tragend, tief und ſcharf denkend wie Er, manchmal auch eben ſo kauſtiſch in der Polemik, gleicht er ihm an Vielſeitigkeit und Umfang gründlicher Kenntniſſe, und man kann von Beiden mit gleichem Rechte ſagen: was immer ihre Hand berührt, wird unter der Berührung zu Gold; und man fühlt ſich eben ſo gründlich belehrt, wo ſie blos zu ſcherzen ſcheinen, als angenehm unterhalten, wo ſie die trockenſten Gegenſtände lehrend behandeln. So erſcheint Lichtenberg gleich groß als Philoſoph, Phyſiker, Mathematiker, Pſycholog, Linguiſt, Darſteller, Satyriker und Humoriſt.

Das achtzehnte Kind aus Einer Ehe, hatte er das Unglück, durch die Unvorſichtigkeit einer Wärterinn eine Verkrümmung des Rückgrathes zu erleiden; ein Unfall, der auch bei ihm, wie bei ſo Vielen, dazu beitrug, theils ſeine Geiſteskräfte nur mehr zu konzentriren und zu entwickeln, theils ihnen eine gewiſſe, der Satyre geneigte Richtung zu geben. Man erinnere ſich nur an Pope und Scarron. Nach dem frühen Verluſte ſeines Vaters bezog er das Gymnaſium zu Darmſtadt, unweit des Dörfchens (Ober-Amſtätt), wo er geboren war. Die Aſtrologie war ſein Kindertraum, und leitete ihn auf Mathematik, in der er ſchon als Knabe einen anderen Knaben unterrichtete. Landgraf Ludwig VIII., auf ein ſo hervorragendes Talent aufmerkſam, ſchickte ihn im neunzehnten Lebensjahre nach Göttingen, um ihn hier zum Lehrer auszubilden. Mit einem maßloſen, der Geſundheit nachtheiligen Eifer ergriff der Jüngling dieſe Gelegenheit, und ſtudirte alle Wiſſenſchaften zu gleicher Zeit, was er ſpäter ſelbſt mit Betrübniß einen Bau nach zu groß angelegtem Plane nannte. Aber die mathematiſchen behielten den Vorzug. Er beobachtete das Erdbeben von 1767 auf Sekunden, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769, die Kometen von 1770, 1771 und 1773, und verfertigte Mondkarten. In ſeinem ſiebenundzwanzigſten Jahre nahm er eine außerordentliche Profeſſur an, und machte in demſelben Jahre mit zwei jungen Engländern vom Stande jene Reiſe nach England, der wir ſo viele ſeiner trefflichſten Schriften, die Briefe über Garrick, die berühmte Erklärung Hogarth's, die Nachrichten über Cook u. A. verdanken. Die Achtung, die ihm nicht nur Englands vorzüglichſte Männer, ſondern ſelbſt der König erwieſen, befeſtigte ſeine individuelle Sympathie für dieſes Land, das er zweimal beſuchte. Im Jahre 1775 nach Göttingen heimgekehrt, ſchlug er einen Ruf nach Leyden aus, und lebte ſeinem Lehramte mit einem Eifer, der ihm den Titel eines königl. großbritanniſchen Hofrathes und, was mehr war, die Anerkennung des Vaterlandes verſchaffte. Eine Fehde über Phyſiognomik, als er gegen Lavater ſcharfſinnige und wohlwollend geäußerte Bedenklichkeiten mit Ernſt und Witz ausſprach, verwickelte ihn in bittere Feindſeligkeiten mit dem verſtändigen, aber höchſt choleriſchen Leibarzte Zimmermann, der ſich mit Parteiwuth der beſtrittenen Sache annahm. Lichtenberg war tief verletzt, erwiederte heftig und beißend, — zeigte aber völlig, welch ein Mann er war, als im Jahre 1768 Lavater ſeinen Sohn auf die hohe Schule nach Göttingen brachte, wo er Vater und Sohn mit dem Herzen eines alten Freundes, voll von Achtung und Liebe, empfing und behandelte. Aber jene

verletzenden Kämpfe hatten eine bleibende Wirkung auf Lichtenberg's ſo höchſt empfindlichen Organismus zurückgelaſſen. Seine Heiterkeit kehrte niemals wieder. Immer tiefer verſenkte er ſich brütend in ſich ſelbſt; menſchenſcheu zog er ſich aus den geſelligen Kreiſen zurück; Jahre lang verließ er ſein Zimmer nicht mehr, und ſah auch, einige vertrauteſte Freunde ausgenommen, Niemanden mehr bei ſich. Eine Bruſtentzündung, die ihn im Jahre 1799 befiel, konnte von einer ſo tief herabgeſtimmten Lebenskraft nicht überwunden werden; ihre Folgen rafften ihn am 24. Februar ſeines 57ſten Lebensjahres hinweg.

So lebte und ſtarb Lichtenberg. Ernſt und Tiefe war das Gepräge ſeines Charakters, Humor und Scherz war nur deſſen flüchtiger Anhauch, hinter welchem der Kenner leicht das eigentliche, dunkle Metall entdeckt. Er hat an vielfachem Werthe Wenige ſeines Gleichen; aber an Einer Eigenſchaft, und wahrlich nicht der letzten, — gleicht ihm vielleicht Keiner. Sie heißt: ſtrenge, innige, unerbittliche Wahrheit; Wahrheit, die das innerſte Fältchen des eigenen Herzens aufſchlägt, — Wahrheit gegen ſich ſelbſt und die Menſchen. Darin möge Lichtenberg Nachahmer finden!

Albrecht III. Achilles,

Markgraf von Brandenburg.

Geboren 1414. Geſtorben 1486.

Albrecht, wegen ſeines ritterlichen Muthes Achilles, wegen ſeiner Klugheit auch Deutſchlands Fuchs genannt, war der dritte Sohn Friedrichs I., des erſten Kurfürſten aus dem Hauſe Hohenzollern, und kam in Tangermünde den 24. November 1414 zur Welt. Von Jugend auf in den Waffen erzogen, durch Körperkraft und Heldengeſtalt begünſtigt, verbrachte er ſeine früheſten Jahre großentheils in Baiern, ging dann zu weiterer Ausbildung an Kaiſer Sigismund's Hof und trat nach deſſen Tode in die Kriegsdienſte des Königs Albrecht II., deſſen Völker er in Böhmen und Polen befehligte und von welchem er zum Statthalter in Schleſien ernannt wurde. Vermöge eines Hausgeſetzes, welches Friedrich I. in ſeinen Ländern gegeben hatte, erhielt Albrecht nach des Vaters Tode das Fürſten-

thum Ansbach. Weil aber die damals mächtige Stadt Nürnberg ſeine burggräflichen Rechte nicht anerkennen wollte, ſagte Albrecht, mit vielen Fürſten, Biſchöfen und Grafen verbündet, der Stadt ab, die ſich ihrerſeits mit Ulm, Augsburg und anderen Städten, ingleichen mit den Eidgenoſſen verbunden hatte. Acht Treffen, in welchen Albrecht ſiegte, lieferten Zeugniſſe ſeines Heldenmuthes. Mitten in einen feindlichen Reiterhaufen ſich hineinmähend, entriß er dem Bannerträger die Fahne und leiſtete ſo lange Widerſtand, bis ſeine Leute ihm zu Hilfe eilen konnten. Bei dem Sturme auf die Stadt Gräfenberg war er der Zweite auf der Mauer, und der Erſte, welcher in die Stadt hinabſprang, wo er, an einen Baum gelehnt, ganz allein löwenkühn fortkämpfte, bis die Seinigen der Stadt Meiſter wurden und ihn befreiten. Zwar ſiegten im neunten Treffen die Reichsſtädte; dennoch wünſchten die Nürnberger ſehnlichſt den Frieden, der auch 1450 durch des Kaiſers Vermittlung zu Stande kam. Außerdem hatte Albrecht noch eine Menge Fehden zu beſtehen, die er alle ruhmvoll endigte. Durch den Tod ſeines älteſten Bruders Johann fiel ihm 1464 auch das Fürſtenthum Baireuth, und 1470 durch die Abtretung Friedrich's II. das Kurfürſtenthum Brandenburg zu, ſo daß nun dieſes und die fränkiſchen Beſitzungen des Hauſes Hohenzollern durch ihn wieder unter Einem Herrſcher vereinigt waren. Den ſchon unter Friedrich II. begonnenen Kampf in Pommern wegen des Landes der Herzoge von Stettin beendigte Albrecht 1472 durch einen Vergleich zu Prenzlau, nachdem das ſtreitige Land durch den Krieg verheert worden war. Er ſtand von dem Beſitze ab und erhielt nur das von ſeinem Bruder bereits eroberte Gebiet mit der Anerkennung ſeiner Landeshoheit und Anwartſchaft auf Pommern. Die Größe des Brandenburger Hauſes beförderte er im folgenden Jahre dadurch, daß er eine beſtimmte Erbordnung in der Familie feſtſetzte. Nach dieſer ſollten die geſammten Marken dem jedesmaligen Kurfürſten ungetheilt gehören, in den fränkiſchen Ländern aber nur Fürſten für Baireuth und Ansbach regieren. Dieſes Hausgeſetz erhielt die kaiſerliche Beſtätigung und blieb bis auf die neuere Zeit giltig. Bald darauf verließ Albrecht ſeine Staaten, um an den Reichsangelegenheiten Antheil zu nehmen, die Statthalterſchaft der Mark unterdeſſen ſeinem älteſten Sohne Johann übertragend. Ein neuer Krieg mit Pommern, wo der Herzog Bogislav X. den Lehenseid nicht ablegen wollte, nöthigte ihn indeſſen zur Rückkehr. Erſt 1476, nach einer abermaligen Abweſenheit Albrecht's, wurde dieſer Streit verglichen. Bald darauf (1478) brach der ſogenannte Kroſſen'ſche Erbfolge-

krieg aus, eine vierjährige blutige Fehde mit Herzog Johann II. von Sagan, erſt 1482 durch den Vergleich zu Kamenz beendigt, in welchem der Herzog Johann das Herzogthum Glogau erhielt, unter der Bedingung, daß dasſelbe nach ſeinem Tode an Johann Corvin, den Sohn des Königs Mathias, fallen ſollte. Albrecht bekam das Fürſtenthum Kroſſen mit Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg. Wie den Kampf mit der weltlichen, ſo fürchtete er auch jenen mit der geiſtlichen Macht nicht, und wußte mit Feſtigkeit ſowohl gegen den Biſchof von Bamberg, mit welchem er wegen der Zehnten und anderer Abgaben 1481 in Streit gerathen, trotz des päpſtlichen Bannſpruches, wie auch gegen das Domkapitel in Brandenburg, ſeinen Regentenrechten Geltung zu verſchaffen. Im Jahre 1486 folgte Albrecht dem Kaiſer Friedrich III. auf den Reichstag zu Frankfurt am Main, und half hier Maximilian zum römiſchen Könige wählen; hier ereilte ihn am 11. März der Tod. — Albrecht war einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, in allen ritterlichen Uebungen Meiſter und von einer ſolchen Stärke und Gewandtheit, daß er in ſiebzehn Turnieren den Preis davongetragen. Mit eiſerner Strenge unterdrückte er die Räubereien des Adels, und durch Begründung der lange und ſchwer vermißten öffentlichen Sicherheit ward er der Wohlthäter der Mark Brandenburg. Dem Kaiſer ſtarb in ihm ein tapferer Feldherr und kluger Rathgeber.

Friedrich II. der Große,

König von Preußen.

Geboren 1712. Geſtorben 1786.

Der Herrſcher, der Staatsmann, der Krieger, der Gelehrte — ſie Alle blicken, als nach ihrem gemeinſamen Muſterbilde, zu jenem Manne hinauf, der, mit ſeinem Szepter beinahe über das ganze weite Feld menſchlicher Thätigkeit hinreichend, Probleme der verſchiedenſten Art mit einer faſt ironiſchen Leichtigkeit löſete, der im Umfaſſen und Sichaneignen aller Praktiken »der Einzige,« in ihrer Anwendung »der Große« heißen mag. Eine harte, freudenleere Jugend, von Vaterzorn und Mutterthränen bewegt, war die Wiege ſeiner künftigen Größe. Sein Vater, König

Friedrich Wilhelm I., ein Mann von eben ſo vielen Eigenheiten als guten Eigenſchaften, deſſen ganzes Weſen, militäriſch, ſelbſt ſeinen Tugenden eine rauhe, ſoldatiſche Kruſte aufdrang, ließ den Kronprinzen Friedrich (geboren 24. Januar 1712 zu Berlin) einfach und übermäßig ſtreng erziehen, und wurde nicht müde, ihn durch Fechten und den Anblick militäriſcher Paraden zum Soldaten, durch den Umgang mit Ziffern und Tabellen zum Finanzmanne erziehen zu laſſen. Im Uebrigen erhielt der Prinz ſeine erſte Erziehung unter den Augen ſeiner Mutter von der Witwe des Oberſten du Val de Rocoules, und von ihr ſchreibt ſich wahrſcheinlich auch ſeine Vorliebe zu der franzöſiſchen Sprache und Literatur her, die ihn ſeine Mutterſprache gänzlich verabſäumen und deutſche Literatur — damals freilich in einer formloſen Kriſis begriffen — geringſchätzen ließ. Obſchon er durch ſeinen Vater ſchon mit ſechzehn Jahren zum Oberſtlieutenant befördert wurde, ſo machte ihm dieſer doch oft die bitterſten Vorwürfe, „daß er nicht nach ſeinem Willen lebe.“ Selbſt Friedrich's Liebe zu den Wiſſenſchaften und zur Muſik war dem ſtrengen Könige ein Gräuel; »Fritz iſt ein Querpfeifer und Poet“ — pflegte derſelbe im bitterſten Unmuthe zu ſagen, — »er macht ſich Nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben.“ Der König drang in ſeiner, allmälig beinahe zum Haſſe geſteigerten Unzufriedenheit, ſogar in den Kronprinzen, zu Gunſten ſeines jüngeren Bruders, Auguſt Wilhelm, der Thronfolge zu entſagen, wozu Friedrich, des Vaters ſtrenge Begriffe von ehelicher Treue kennend, nur in dem Falle bereit zu ſeyn erklärte, wenn erwieſen würde, daß er unehelich geboren ſey. Durch Zwiſchenträger wurde endlich das Mißverhältniß zwiſchen Vater und Sohn ſo peinlich, daß Friedrich heimlich nach England zu entfliehen beſchloß. Aber der Plan wurde dem Könige verrathen; dieſer ſelbſt nahm auf dem nach Weſel beſtimmten Schiffe den Prinzen feſt, und beinahe hätte er in ſeinem Jähzorn den Sohn durchbohrt, wäre nicht ein treuer Edelmann mit eigener Lebensgefahr dazwiſchen geſprungen. Die Rache ging nun vorerſt an Friedrich's Genoſſen aus; ſein Liebling, der junge Lieutenant von Katt, welcher zur Flucht Anlaß gegeben und ihn begleitet hatte, wurde in Küſtrin, nahe bei des Kronprinzen Gefängniß, enthauptet; ein anderer Mitſchuldiger, von Keith, entging gleichem Schickſale durch die Flucht und wurde im Bilde gehängt. Den Kronprinzen ſelbſt, der vor ein Kriegsgericht geſtellt und gegen nur zwei Stimmen zum Tode verurtheilt wurde, rettete einzig die Fürſprache der Höfe von Oeſterreich, Sachſen, Schweden und Holland, und einiger einflußreichen Per-

ſonen. Nach einjähriger Haft wurde der Kronprinz wieder auf freien Fuß geſtellt und milder behandelt. Dagegen ſuchte er von da an dem Willen des ſtrengen Vaters ſich mehr zu fügen, vermälte ſich, weil Jener darauf drang, 1733 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig, die er zwar nie liebte, doch zeitlebens in hohen Ehren hielt, und ſchlug ſeit 1736 ſeinen Wohnſitz zu Rheinsberg auf. Hier war es, wo Friedrich's großer Geiſt zuerſt alle Wiſſenſchaften und Künſte zu umfaſſen ſtrebte, und in vielen Meiſter wurde; von hier aus ſchrieb er die denkwürdigen Worte an Suhm: »Ich ſtudire aus allen Kräften und ſuche mit Eifer mir die Kenntniſſe zu erwerben, welche mir nöthig ſind, um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, die meines Amtes werden können; kurz, ich arbeite, um mich beſſer zu machen und mir den Geiſt mit allem zu erfüllen, was das Alterthum und die neueren Zeiten uns an glänzenden Muſterbildern darreichen;" hier war er umgeben von den tüchtigſten Männern, den trefflichſten Gelehrten und Künſtlern ſeiner Zeit; von hier führte er Briefwechſel mit Voltaire, Algarotti, Camus, Duham, Suhm, Rollin, Fontenelle, Graveſande, Maupertuis, Baltimore, Hénault, Greſſet u. A.; hier vertauſchte er die ihm ungenügliche Wolff'ſche Philoſophie mit Baile's und Voltaire's Skeptizismus, obſchon Epikur und die Stoa nicht ohne Einfluß blieben; da ſtiftete er den Ritter- oder „wahren Menſchenorden," welcher zu jeder edlen That verpflichtete, ſchrieb »das europäiſche Staatenſyſtem" und den »Anti-Machiavell," und doch hatte er die Uebung ſeines Soldatenkorps ſo wenig vernachläſſigt, daß ſein ſchwer zu befriedigender Vater vor der Fronte ihn freudig umarmte und zum Generalmajor ernannte. Als Friedrich Wilhelm den 31. März 1740 ſtarb, trat Friedrich die Regierung an, nachdem er ſchon vorher in einer Krankheit ſeines Vaters die Regierungsgeſchäfte beſorgt hatte. Gleich zu Anfang erhob er die widerrechtlich Verſtoßenen und verſtieß unnütze Begünſtigte, verkaufte in der damaligen Theuerung das Getreide aus ſeinen Kornſpeichern zu den billigſten Preiſen, ſprach ſich für Toleranz und politiſchen Freimuth aus, verbeſſerte die Rechtspflege, ſchaffte die Folter ab, hob Handel und Manufakturen, ja alle Zweige der Volksthätigkeit, indem er ſogleich ſeinen Miniſtern erklärte, der Vortheil des Landes müſſe vor dem ſeinigen den Vorzug haben, löſete das koſtſpielige Potsdamer Grenadierregiment auf und vermehrte dafür die Armee bedeutend, geſtattete Jedermann freien Zutritt zu ſich, regierte aber auch im ſtrengſten Sinne ſelbſt. Bald eröffnete ſich noch ein größeres Feld, auf welchem Friedrich ſein Genie entfalten ſollte: die ſchleſiſchen Kriege began-

nen. Die alten Ansprüche des Hauses Brandenburg auf die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Wohlau, Brieg und Jägerndorf, auf welche Friedrich's Vorfahren 1686 und 1699 ausdrücklich Verzicht geleistet hatten, wieder aufnehmend, fiel er, nachdem in Kaiser Karl VI. am 20. Oktober 1740 der letzte männliche Sprosse des Hauses Habsburg gestorben war, am 16. Dezember mit einem Heere in Schlesien ein, und forderte von Maria Theresia nicht nur Niederschlesien, in Folge der erwähnten Ansprüche, sondern, als Entschädigung für seine Rüstung, auch noch das übrige Schlesien dazu, wogegen er der Kaiserstochter ein enges Bündniß wider alle ihre Feinde, zwei Millionen Gulden und die Verwendung seines ganzen Ansehens und seiner Armee, um dem Großherzoge Franz die Kaiserkrone zu verschaffen, anbot. Maria Theresia wies diesen Vorschlag mit entschlossener Würde von sich, und Friedrich nahm nun die Festungen Glogau, Brieg und Neisse, gleich darauf Breslau, so daß bis Ende Jänner 1741 ganz Schlesien in preußischer Gewalt war. Bei Molwitz am 10. April beinahe schon geschlagen, siegte er, mit Hilfe Schwerin's und des Erbprinzen von Dessau, über Neipperg, und ließ sich den 7. November 1741 von Schlesien huldigen. Der am 11. Juni 1742 zu Breslau geschlossene Präliminarfriede, welchem am 28. Juli in Berlin der definitive Friedensvertrag folgte, gab Ober- und Niederschlesien mit der Grafschaft Glatz, doch ohne Teschen, Troppau und Jägerndorf, in Friedrich's Besitz. Nach der Beendigung dieses ersten schlesischen Krieges wurde der Kriegsschauplatz auf alle mögliche Weise geschont, und die alten Lande durch neue zweckmäßige Verordnungen gehoben. Als zu Anfang des Jahres 1744 der Stamm der Fürsten von Ostfriesland ausgestorben war und mehre Fürsten auf diesen fruchtbaren Landstrich Anspruch machten, nahm Friedrich, durch schnelles Handeln dem Verhandeln der Anderen zuvorkommend, das Land in Besitz, indem er sich auf die 1694 vom Kaiser Leopold erhaltene Anwartschaft stützte. So gestärkt und von allen Seiten befestigt, gleichwohl aber fürchtend, daß Oesterreichs und Englands gesammte Macht ihm Schlesien wieder zu entreißen trachte, schloß er am 13. Mai 1744 zu Frankfurt ein Bündniß mit dem Kaiser Karl VII., dem Könige Ludwig XV. von Frankreich, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden als Landgrafen von Hessen-Cassel, versprach in einem geheimen Artikel dieses Vertrags, Böhmen für Baiern zu erobern, und behielt sich selbst zum Ersatze der Kriegskosten den Königgrätzer, Leitmeritzer und Bunzlauer Kreis vor, diese heimliche Absicht

durch die offene Erklärung bemäntelnd: „daß er, weit entfernt, eigene Anſprüche für ſich zu erheben, nur die Waffen ergreife, um Deutſchland ſeine Freiheit, dem Kaiſer ſeine Würde und ſein Land, und Europa die verlorene Ruhe wiederzugeben.“ Mit achtzig tauſend Preußen und den kaiſerlichen Hilfsvölkern in Böhmen einfallend, eroberte er am 16. September Prag, mußte aber, als Oeſterreich mit neuer Kraft ſich gegen ihn erhob, ſich aus Böhmen wieder zurückziehen, und um wenigſtens Schleſien zu retten, blieb ihm nur das Wagniß einer Hauptſchlacht übrig, die er am 4. Juni bei Hohenfriedberg oder Strigau gewann, dann (30. September) bei Trautenau oder Sorr, am 27. November bei Hennersdorf, und am 15. Dezember bei Keſſelsdorf ſiegte. Die Folge davon war der Friede zu Dresden (25. Dezember), wonach der Breslauer Friede erneuert wurde. Die nun eintretende, faſt eilfjährige Waffenruhe füllte der König durch das ſegensreichſte Wirken für ſeine Lande aus. Den durch den Krieg Verarmten wurde Geld und Getreide geliefert, den Gerichtshöfen und den Finanzen eine treffliche Ordnung gegeben, der Armee eine Vollkommenheit, wie ſie damals ſchwerlich ihres Gleichen hatte. Aber nicht bis an ſein Ende ſollte Friedrich ſeine Talente der friedlichen Regierung ſeiner Staaten weihen. Durch die Verrätherei des kurſächſiſchen geheimen Kabinets-Kanzelliſten Menzel erhielt der König wichtige, auf das wider ihn gerichtete geheime Bündniß der Höfe von Wien, St. Petersburg und Dresden bezügliche Schriften in die Hände geſpielt, und während er daher durch ſeinen Geſandten in Wien eine peremtoriſche Anfrage über die Geſinnungen der Kaiſerin Königin ſtellen ließ, rückte gleichzeitig (29. Auguſt 1756) ein preußiſches Heer in Sachſen, und von da gegen die böhmiſche Gränze vor, und ſo begann der verhängnißvolle „ſiebenjährige Krieg,“ in welchem Friedrich ſechzehn Hauptſchlachten lieferte, unter denen er, obgleich an Mannſchaft gewöhnlich der Schwächere, durch ſein Feldherrngenie, die Energie ſeines an keine anderen Rückſichten gebundenen höchſten und alleingiltigen Willens und durch den Geiſt, den er ſeiner Armee eingehaucht, die Mehrzahl gewann und durch den Frieden von Hubertsburg (15. Februar 1763) aus dieſem heißen Kampfe ohne Länderverluſt, ja mit einem Ruhme heraustrat, der ihm für die Zukunft einen entſcheidenden Einfluß auf die deutſchen und europäiſchen Angelegenheiten ſicherte. So viel es des Königs Kräfte erlaubten, unterſtützte er nun die durch den Krieg verheerten und erſchöpften Gegenden ſeiner Staaten mit allen Nothwendigkeiten des Lebens, und Manchen erließ er auf gewiſſe Zeit alle

ERSKINE

1749 1823

JEFFERSON

1743 1826

CARLO DOLCE

1616 1686

SALVATOR ROSA

1615 1673

RUYTER

1607 1676

CORNELIUS TROMP

1629 1691

ERSKINE

1729 1823

JEFFERSON

1743 1826

CARLO DOLCE

1616 1686

SALVATOR ROSA

1615 1673

RUYTER

1607 1676

CORNELIUS TROMP

1629 1691

brachte. Ohne eigentlich gemüthlich zu seyn, flößte seine Nähe doch ein trauliches Gefühl ein; namentlich zu dem Soldaten stellte er sich in ein ganz kameradliches Verhältniß, und verstand so den unbedingten Gehorsam, den er forderte, in den Schein freiwilligen Entgegenkommens zu verwandeln. Er hatte einen gewissen trockenen, aber doch sehr beweglichen und schlagfertigen Humor, und beschönigte seinen autokratischen Sinn geschickt durch die Freiheit, die er fremder Satyre selbst in Bezug auf seine eigene Person gestattete. Auch liebte er Geistesgegenwart an Anderen, und durch einen zeitgemäßen Einfall oder Scherz war von ihm oft mehr zu erlangen, als im Wege der Förmlichkeit, die sein ungeduldiger Sinn verschmähte. Wirklichen Einfluß aber vermochte Nichts auf ihn zu gewinnen, und wenn er in Nebendingen der Stimmung und vorübergehenden Laune ihr Recht einzuräumen schien, so blieb doch in der Hauptsache sein Wille unerschütterlich und nahm selbst die Gestalt einer starren Rauheit an, deren Stachel er durch äußerliche Leutseligkeit und seinen beißenden, aber anmuthigen Witz mehr vergoldete, als abstumpfte. Es lag eine Art heroisch-großartiger Menschenverachtung in ihm, welche die sanften und gutmüthigen Seiten nicht ausschloß, aber in der Benützung aller, selbst naher und geliebter Gegenstände für unverrückbare Zwecke, sich stolz und unbedingt treu blieb.

Das Physische dieses Königs war eben so außerordentlich, als sein Geistiges. So lange seine Krankheiten — auf Gicht und Hämorrhoiden gegründet — zunahmen, war er geduldig, zufrieden und sanftmüthig; begann er hingegen ungeduldig, unzufrieden und hart zu werden, so konnte man auf seine baldige Genesung schließen. Im Essen war er nicht Herr und Meister seiner selbst, sondern folgte seinem Appetite, der oft so heftig war, daß, wenn der Küchenzettel, der ihm am Abende für den folgenden Mittag gebracht wurde, seine Lieblingsspeisen enthielt, er ihn nicht nur am andern Morgen und Vormittag mehrmals und mit Vergnügen ansah, sondern auch die Mittagsstunde kaum erwarten konnte. Spanischen Schnupftabak, den er bei'm Schnupfen in ungeheuren Massen verstreute, hatte er immer ein paar tausend Pfund vorräthig. Seine Selbstregierung, welche alle Fäden des Staatskörpers unmittelbar an seinen Geist band und von hier aus lenkte, ward bei seinen Lebzeiten Preußens Größe; aber weil sie sich dergestalt in den ausschließenden Besitz des ganzen Staatsorganismus gesetzt hatte, daß sie selbst lange nach seinem Tode noch ihre Herrschaft fortübte, ohne den Forderungen der Zeit weichen zu wollen, wäre sie später

beinahe Preußens Untergang geworden, und nicht mit Unrecht hat daher ein geiſtreicher Schriftſteller geäußert: Friedrich der Große habe die Schlacht von Jena verloren.

Friedrich I. der Gebiſſene,

Landgraf von Thüringen, Markgraf zu Meiſſen.

Geboren 1257. Geſtorben 1324.

Das Wettiniſche Brüderpaar, Friedrich und Diezmann, gehört unter die ſchönſten Rittergeſtalten des deutſchen Mittelalters. Heinrich's des Erlauchten (ſiehe Band II. Seite 9) Sohn, Landgraf Albrecht der Entartete, in unwürdiger Liebe zu dem Fräulein Kunigunde von Eiſenberg entbrannt, ſann verruchten Mord gegen die Mutter ſeiner Kinder, Margarethe, des großen Hohenſtaufen Kaiſer Friedrich's II. erlauchte Tochter. Ein Eſeltreiber, welcher Brot und Fleiſch auf die Wartburg brachte, ward gedungen, die hohe Frau zu ermorden. Aber im Begriffe, die Unthat zu vollbringen, lähmte das erwachende Gewiſſen den Arm des gedungenen Mörders; er bekannte der Landgräfin ſein Vorhaben, und warnte ſie vor den blutigen Anſchlägen ihres Gemals und ſeiner Buhlerin. Von ihren Freunden beſtürmt, und beſchützt von dem treuen Schenken von Vargula, entfloh die unglückliche Gattin in der Nacht des 24. Juni 1270 aus der Wartburg nach Frankfurt am Main. Ein Vorgefühl des Nimmerwiederſehens bemächtigte ſich der fliehenden Kaiſertochter, als ſie von ihren Kindern Abſchied nahm, und im heißen Mutterſchmerze biß ſie ihren zweiten Sohn Friedrich (der älteſte, Heinrich, verſchwindet ſchon bei dem Jahre 1282 aus der Geſchichte) bei'm Trennungskuſſe krampfhaft in die Wange, ſo daß er eine Narbe und den Namen des »Gebiſſenen" (Admorsus) davontrug, obſchon er wegen ſeines kriegsfreudigen Muthes käufig auch der »Freudige," der »Kecke," wie von ſeiner ritterlichen Geſtalt der »Hübſche" heißt. Margarethe, fortgeriſſen von ihren Kindern, ſtarb noch im nämlichen Jahre am gebrochenen Herzen; ihre Flucht hatte ihrem Gatten ein ſchreckliches Verbrechen erſpart, ohne daß die Märtyrin dadurch ihr Leben

rettete. Nach ihrem Tode trat der entartete Albrecht mit Kunigunden an den Traualtar, den mit ihr erzeugten Baſtard Apitz zum Mantelkinde erhebend. Sein Bruder, Dietrich von Landsberg, nahm Albrecht's jüngere Söhne, Friedrich und Diezmann, zu ſich. In blinder Zärtlichkeit für Apitz, und von Kunigunden angeregt, trachtete Albrecht, ſeinen rechtmäßigen Söhnen ihr Erbe zu entziehen und es Jenem zuzuwenden. Heftige Zerwürfniſſe brachen darüber aus; zuletzt kam es zwiſchen dem Vater und den verſtoßenen Söhnen zum offenen Kriege. Bei einem Treffen fiel (1281) Friedrich in die Gefangenſchaft ſeines unnatürlichen Vaters, welcher ihn in harter Haft hielt und ſelbſt dann nicht freigeben wollte, als die Städte Mailand und Florenz, Friedrich's jungem Heldengeſtirne huldigend, dieſem die Verwaltung ihres neu ſich geſtaltenden Staates antrugen. Endlich entfloh Friedrich aus ſeiner Haft, und der Krieg nahm ſeinen Fortgang, bis, vielleicht durch Kunigundens Tod (1286) billiger geſtimmt, Albrecht ſich mit ſeinen Söhnen verglich, dem älteren, Friedrich, die Pfalzgrafſchaft Sachſen, dem jüngeren, Diezmann, das Pleißnerland einräumend. Doch nicht lange währte der Friede; denn abermals ſtrebte Albrecht, ſeine Söhne zu Gunſten des Baſtard Apitz zu kürzen. In dem neu ausgebrochenen Kriege ward Albrecht (1288) der Gefangene ſeines Sohnes Friedrich, der ihn in Landsberg und Rochlitz verwahrte, bis die thüringiſchen Stände ſeine Freilaſſung vermittelten, wogegen er jedoch ſeinem Sohne Friedrich die Städte Hain, Freiberg und Torgau zu überlaſſen ſich verpflichtete. In einem anderweiten Vergleiche mußte Albrecht — der fortwährend Luſt bezeigte, zum Nachtheile ſeiner Erben Länderbeſitzungen zu verkaufen — das Verſprechen geben, Nichts von ſeinen Ländern zu veräußern oder ſeinem Mantelſohne Apitz zuzuwenden. Als dem (1283) verſtorbenen Dietrich von Landsberg (1291) deſſen einziger Sohn, Friedrich der Stammler, unbeerbt im Tode folgte, theilten ſich Friedrich und Diezmann, wahrſcheinlich nach letztwilliger Verfügung, in ſeine Länder; Friedrich nahm davon den größten Theil des Meißnerlandes, Diezmann aber das Oſterland in Beſitz. Albrecht ſah dies, wohl nicht ohne Grund, als eine Verletzung der geſetzlichen Erbordnung an; er warb Verbündete, verkaufte ihnen einen großen Theil ſeiner Länder und begann neue Feindſeligkeiten gegen ſeine Söhne. Von ihnen überwunden, verkaufte er, um ſie dafür an ihrem Erbe zu ſtrafen, 1293 die Landgrafſchaft Thüringen nebſt dem Oſterlande, desgleichen ſeine Anſprüche auf die Mark Meiſſen,

für den Fall ſeines Todes, an den deutſchen König Adolph von Naſſau um die geringe Summe von 12,000 Mark Silbers. Dieſer ließ Albrecht's Söhne ſofort auffordern, ihm die erkauften Länder zu übergeben, und als ſie dies weigerten, fiel er 1294 und im folgenden Jahre in Meiſſen ein, nahm viele Plätze weg, verübte durch ſeine Rotten Mord und Brand, und zwang Friedrichen die Mark Meiſſen ab. Aber bald griff dieſer, nachdem er heimatlos, in Dürftigkeit und Noth Deutſchland, vielleicht ſelbſt die Lombardie durchirrt hatte, wieder zum Schwerte, ſchlug bei Döbeln die königlichen Truppen in einer entſcheidenden Schlacht, und gewann mehre Städte zurück. Adolph's blutiger Untergang bei Gelheim (1298) brachte die markgräflichen Brüder bald wieder in den vollen Beſitz ihres Eigenthums. Auch dieſe Ruhe war eine täuſchende. Denn als 1306 Friedrich und Diezmann Eiſenach und einige andere thüringiſche Städte in Beſitz nehmen wollten, erklärten ſich dieſe als Eigenthum des Reiches, und warfen ſich dem Könige Albrecht I. in die Arme, der alſogleich zwei Heere abſendete, um dieſe Städte den Brüdern zu entreißen. Aber der Anführer des einen Heeres wurde bei der Wartburg von den Thüringern abgefangen, und am 31. Mai 1307 zerſtäubten die Brüder bei Lucka unweit Altenburg das ſchwäbiſche Heer des Königs in einer verheerenden Niederlage, ſo daß ſich lange das Sprichwort erhielt: »es wird dir glücken, wie den Schwaben bei Lücken.« König Albrecht's blutiger Ausgang (1. Mai 1308) befreite das Haus Wettin auch von dieſer Gefahr; aber ſchon vier Monate früher, am Chriſttage 1307, riß in der Thomaskirche zu Leipzig der Dolch eines Meuchelmörders den ritterlichen Diezmann in die Gruft, und von dem wettin'ſchen Dioskurenpaare blieb nur Friedrich zurück. Dieſer übernahm, da der alterſchwache Vater keine Anſprüche mehr erheben mochte, des Bruders Länder, und wurde nun in beinahe ſämmtlichen meißniſch-thüringiſchen Beſitzungen als rechtmäßiger Gebieter anerkannt. Doch mangelte es nebenbei nicht an Gegnern und Fehden; gefahrvollen Kampf hatte er, wahrſcheinlich um die Lauſitz, mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg zu beſtehen, in deſſen Gefangenſchaft er 1312 gerieth und ſich nur durch den ungünſtigen Vertrag von Tangermünde löſete, in welchem er dem Markgrafen die Niederlauſitz nebſt mehren meißniſchen Städten und 32,000 Mark Silbers zugeſtehen mußte. Seine Sorge war nun, den durch langwierige Kämpfe erſchöpften Ländern wieder aufzuhelfen. Er zerſtörte viele Raubburgen, erleichterte die Laſten der

Unterthanen, und verzieh großmüthig den Vaſallen, die vorher Partei wider ihn ergriffen. Als nach Oſtern 1322 auf dem Rollplatze bei Eiſenach die Dominikaner-Mönche eine geiſtliche Komödie von den fünf weiſen und den fünf thörichten Jungfrauen im Beiſeyn des Landgrafen aufführten, ergriff dieſen das grelle Spiel ſo heftig, daß er in Tiefſinn verfiel. Später geſellte ſich ein Schlagfluß hinzu, welcher völlige Lähmung der Glieder, ja ſelbſt der Zunge, mit ſich brachte. In dieſem qualvollen Zuſtande blieb der einſt ſo freudige Kriegsheld noch dritthalb Jahre an das ſchmerzenvolle Einerlei eines ſiechen Lebens gefeſſelt, bis am 16. November 1324 der Tod den lebensmüden Greis in ſeine Arme ſchloß. — Gewiß war Friedrich einer der ritterlichſten Fürſten des deutſchen Mittelalters, ein würdiger Enkel Friedrich's II., des gewaltigſten der hohenſtaufen'ſchen Kaiſer, ein Held im Kampfe, wie im Leben. Frühzeitig in der Schule des Unglücks erzogen, hinweggeriſſen von dem treuen Mutterherzen, verſtoßen und verfolgt von einem unnatürlichen Vater, hat er ſein rechtmäßiges Erbe kühn und unerſchütterlich gegen den Haß des Vaters, gegen die Habgier mächtiger Feinde, gegen den Trotz empöreriſcher Städte und Vaſallen, ja gegen die Uebermacht zweier deutſchen Könige behauptet, und obſchon oft hart bedrängt, dem Untergange nahe, aller Hilfe baar, ſelbſt das Nothdürftigſte entbehrend, blieb er doch unüberwunden und wich nicht von ſeinem guten Rechte. Hochromantiſche Züge leuchten aus ſeinem raſtlos bewegten Leben hervor. Als 1306 die Eiſenacher, Mühlhauſer, Erfurter und Nordhauſer ihn in der Wartburg heftig belagerten, gebar ihm ſeine Gemalin ein Töchterlein. In der eingeſchloſſenen Burg befand ſich kein Geiſtlicher, das Kind zu taufen. Da ritt Friedrich zur Nachtzeit mit zehn ſeiner Getreuen, ſammt der Amme und dem Kinde heraus in den Wald gegen das Kloſter Reinhardsbrunn hin. Die Feinde ſetzten in überlegener Zahl dem Häuflein nach. Mitten auf der Flucht ſchreit das Kind und will geſtillt ſeyn. Da machen, trotz der Feindesgefahr, der Landgraf und ſeine Mannen Halt; denn »das Kind ſoll's nicht entbehren, ob wir auch gejaget werden, und ſollt's auch das Thüringer Land koſten,« und ſo ſchließen ſie muthig einen Kreis um die Amme, bis das Kind ſeinen Durſt gelöſcht hat. Es gelang den Kühnen; die Feinde verloren im Dunkel die Spur, und der Zug kam glücklich auf dem Tenneberge an, wo der Abt Hermann von Reinhardsbrunn die kleine Elsbeth taufte. In Reinhardsbrunn iſt noch Friedrich's Grabſtein vorhanden, vom Meiſter Berthold von Eiſenach geſertigt, mit dem Bildniſſe des Landgrafen, welchem

wohl auch das, in dem ſchon öfter erwähnten Prachtwerke der Dresdener Bibliothek enthaltene und von uns hier wiedergegebene Porträt nachgebildet wurde.

H. J. von Ziethen.

Geboren 1699. Geſtorben 1786.

Hans Joachim von Ziethen, einer der Hauptpalatine der Potsdamer Tafelrunde, erblickte das Licht der Welt den 18. Mai 1699 auf dem väterlichen Gute Wuſtrau in der Grafſchaft Ruppin. Fünfzehn Jahre alt, trat er, von jeher auf ein militäriſches Ziel hinſtrebend, als Freikorporal in das Infanterieregiment von Schwendy, nahm aber als erſter Fähnrich bald wieder ſeinen Abſchied, nachdem er zu wiederholten Malen im Avancement zum Lieutenant übergangen worden war. Nun hielt er ſich wieder einige Jahre im elterlichen Hauſe auf, bis er 1726 im Dragonerregimente von Wuthenow als Premierlieutenant angeſtellt wurde. Hier wurde er in Streitigkeiten mit einem Offiziere verwickelt und erhielt dieſerhalb einjährigen Feſtungsarreſt, welchem ſpäter ſogar Kaſſation folgte. Doch gelang es der Verwendung mehrer Generale, daß er 1730 in das zu Berlin neu errichtete Huſarenregiment wieder eingereiht wurde. Im folgenden Jahre ſtieg er zum Rittmeiſter und machte unter dem Befehle des, damals berühmten, Parteigängers, Generals Barouay, den erſten Feldzug gegen Frankreich mit. Auf dieſes Generals beſondere Empfehlung wurde er 1736 zum Major ernannt. Im Laufe des erſten ſchleſiſchen Krieges erhob ihn Friedrich II. zum Oberſtlieutenant, und als er wenige Tage darauf in der Affaire bei Rothſchloß ſich beſonders auszeichnete und ſeinen früheren Lehrer Barouay beinahe gefangen genommen hätte, ſo erhob ihn der König zum Oberſten und Chef des nunmehr formirten Huſarenregiments und zierte ihn mit dem Orden pour le mérite. Erwähnt muß werden, daß während des Feldzugs 1742 Ziethen mit der Avantgarde eines von Olmütz ausgehenden Korps von fünfzehn tauſend Mann bis Stockerau vorgedrungen war, bis wohin nie wieder ein preußiſcher Feldherr als Feind gekommen iſt. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege war Ziethen ebenfalls des Königs treuer

Gefährte, wurde zum Generalmajor befördert und führte den berühmten Meiſterſtreich bei Jägerndorf aus. In der Schlacht bei Hohenfriedberg war er beſonders bei'm Verfolgen des fliehenden Feindes thätig, und zeichnete ſich vorzüglich in der Schlacht bei katholiſch Hennersdorf durch ſeinen Muth aus. Er wurde hier verwundet und mußte den Kriegsſchauplatz verlaſſen, den er in dieſem Feldzuge, da bald der Friede abgeſchloſſen wurde, nicht wieder betrat. Die Zeit der Ruhe, welche bis zum Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges eintrat, brachte unſerm Helden nicht die Annehmlichkeiten, welche er ſo ſehr verdiente. Er verlor ſeine Gattin und ſeinen einzigen Sohn durch den Tod, und außerdem war es ſeinen Feinden und Neidern gelungen, ihm die Ungnade Friedrich's II. zuzuziehen, die erſt 1755 bei einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige beſeitigt wurde. Den Hauptſchauplatz ſeiner kriegeriſchen Thaten eröffnete ihm der ſiebenjährige Krieg, in welchem er die Stelle eines Generals der Reiterei und den ſchwarzen Adlerorden erlangte. Im Gefechte bei Reichenberg (April 1757) und in der Schlacht bei Prag, zu deren Gewinne er nicht wenig beitrug, erntete er das wärmſte Lob ſeines großen Königs. In der Schlacht bei Leuthen (5. Dezember 1757) kommandirte er die ganze Kavallerie des rechten Flügels und hatte weſentlichen Antheil am Siege. Seine glänzendſte Waffenthat während dieſes ganzen Krieges beſtand in dem glücklichen Angriffe, den er in der Schlacht von Torgau (3. November 1760) auf die Höhen von Süplitz unternahm und dadurch das Glück des Tages ſeinem Könige, welcher ſchon auf dem Rückzuge war, zuwendete. Mit Ruhm gekrönt, kam der Held, nach ſieben blutigen Feldzügen, nach Berlin zurück und ruhte im Schatten der von ihm errungenen Lorbeern. Von nun an war es, neben ſeinem Dienſte, ſeine angelegentlichſte Sorge, die Bewohner ſeiner Güter zu beglücken, und er genoß auch wirklich die Freude, ſie im blühendſten Wohlſtande zurückzulaſſen. Unermüdlich wie er war, ſuchte der achtzigjährige Greis noch um die Vergünſtigung nach, den baieriſchen Erbfolgekrieg mitmachen zu dürfen; allein der König, der ihm bei jeder Gelegenheit Beweiſe ſeiner herzlichſten Achtung gab, lehnte ſeine wiederholten Anträge in Rückſicht auf ſeine ſchwache Geſundheit gnädig ab. So durchlebte Ziethen ein heiteres Greiſenalter, bis am 26. Januar 1786 ein ſanfter, ſchneller Tod in Berlin ſein ruhmvolles Leben ohne Krankheit endigte. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal ſetzen; bekannter noch iſt die von Schadow gearbeitete Bildſäule, welche 1794 Friedrich Wilhelm II. auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufſtellen

ließ. — Ziethen's auf Ueberzeugung gegründete Religioſität hatte die liebenswürdigſten Tugenden und Eigenſchaften im Gefolge, die ſein Andenken verewigen und ihn ſelbſt heiter und froh bis an den Abend ſeiner Tage erhielten. Er war Menſchenfreund mitten im Kriege, und auf feindlichem Boden Vater und Beſchützer ſeiner Untergebenen, Wohlthäter ſeiner Diener und Unterthanen. Der Pracht abhold, lebte er ſtets ſehr einfach, und ſelbſt den Ruhm fand er nur auf dem Wege der Pflichterfüllung, ohne ihn um ſeiner ſelbſt willen zu ſuchen.

Johann Lad. Pyrker v. Felſö-Eör,

Patriarch-Erzbiſchof von Erlau ꝛc.

Geboren 1772.

Schwer vermag in dieſer Zeit buntgemiſchter Geſänge, in welchen die kleinen Freuden und Schmerzen ihrer Urheber mit anmaßender Geſchwätzigkeit wiederhallen, ein ernſtes Lied durchzudringen; denn, umgeben von einer Poeſie des Kleinlichen und Zertheilenden, pflegt das Große übertäubt zu werden oder freiwillig zu verſtummen. Doch die Lieder des hohen Sängers Pyrker ſind über die zahlloſen Mißtöne der Zeit ſiegreich emporgeſtiegen, und haben die Gemüther, die mit den Zerwürfniſſen des Tages, mit den Plackereien des Parteigeiſtes ſich unfruchtbar abgemüht, wieder mit dem Ruhme der Vergangenheit erfüllt, oder ſie hinaufgehoben zu dem Sternenhimmel des Glaubens, welchen Indifferenz und Frivolität ſo gern verdunkeln möchten.

Johann Ladislav Pyrker von Felſö-Eör kam am 2. November 1772 zu Lángh im Stuhlweiſſenburger Komitate Ungarns, wo ſein Vater, der in den Kriegen Maria Thereſiens rühmlich mitgekämpft, als Gutsverwalter lebte, zur Welt. Es wurde Nichts verſäumt, um das frühzeitig bemerkbare Talent des Knaben zu pflegen. Kaum acht Jahre alt, wurde der junge Johann Baptiſt nach Stuhlweiſſenburg geſendet, um auf dem dortigen Gymnaſium die Humaniora zu ſtudiren, von wo er auf die berühmte Akademie zu Fünfkirchen ging und hier ſeine philoſophiſchen Studien machte. Ungeachtet ſeiner glänzenden Fortſchritte in den Wiſſenſchaften hätte er

doch am liebſten dem Kriegerſtande ſich gewidmet; aber des Vaters Wünſche lenkten ihn von dieſer Bahn ab. Nach Beendigung ſeiner philoſophiſchen Studien ging er nach Ofen, wo er eine Anſtellung bei den dortigen königlichen Behörden ſuchte. Da er dieſe nicht fand, wohl aber Ausſicht auf eine Sekretärsſtelle bei einem italieniſchen Kavalier in Palermo erhielt, ſo reiſete er im Mai 1792 nach Neapel, wo jedoch Land, Volk und Lebensweiſe ihm ſo wenig zuſagten, daß er, ohne nach Sicilien überzuſchiffen, die Rückkehr antrat. Während der Seereiſe nach Genua wäre ſein Schiff beinahe in die Hände eines Korſaren gefallen, wodurch die grundloſe Sage entſtand, er ſei damals in algieriſche Sklaverei gerathen. Hatte die Reiſe auch keinen unmittelbaren Erfolg gehabt, ſo waren doch die wechſelnden Naturſzenen, durch welche ſie ihn führte, von tiefem und nachhaltigem Einfluſſe auf das erregbare Gemüth des Jünglings. Um ſo leichter gab er daher in Wien den Rathſchlägen eines älteren Freundes Gehör, der ihm den geiſtlichen Stand, und namentlich den Eintritt in den Ciſtercienſerorden empfahl. Er wählte dazu das Stift Lilienfeld, deſſen herrliche Umgebungen ſein empfängliches Herz mit geſteigerter Andacht erfüllten, und wurde hier am 18. Oktober 1792 eingekleidet. Nachdem er in dem biſchöflichen Seminarium in St. Pölten die Theologie gehört, empfing er am Schluſſe des Jahres 1796 die Prieſterweihe. Vom damaligen Abte wegen ſeiner hervorleuchtenden Fähigkeiten und ſeiner beſonderen Verwendbarkeit ausgezeichnet, erhielt Pyrker 1798 die Leitung der Stiftsökonomie, war leider aber auch Zeuge der Drangſale und mannigfachen Unfälle, welche während der Kriegsjahre über Lilienfeld hereinbrachen, wobei er zur Zeit der erſten franzöſiſchen Invaſion, als Stiftskämmerer, durch ſeine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, ſeine Geiſtesgegenwart, Gewandtheit und ſeinen Muth dem Stifte die weſentlichſten Dienſte leiſtete, aber auch mehr als Einmal ſein Leben wagte. 1807 erhielt er die Pfarre von Dürrnitz, unweit Lilienfeld gegen Steiermark hin gelegen, und feſſelte alsbald die Herzen ſeiner Gemeinde durch das Band der innigſten Liebe, Verehrung und Dankbarkeit an ſich. Aber auch hier ſuchte ihn die Kriegsfurie auf und umſtellte ſein frommes, ſegensreiches Wirken mit neuen Gefahren, mit Prüfungen, in denen er ſich herrlich bewähren ſollte. Bei der Invaſion 1809 wurde im Pfarrhofe der franzöſiſche General La Bruyere einquartirt, den die Ermordung einiger, vom Zuge abgekommener Franzoſen in Wuth geſetzt hatte, und der, in den Gebirgen eine Wiederholung der Szenen von Tirol befürchtend, durch ein militäriſches Schreckensſyſtem einer ſolchen

Gefahr vorzubeugen entſchloſſen war. Dürrnitz ſollte in Brand geſteckt und geplündert werden. Schon waren alle Anſtalten dazu getroffen, als der junge Prieſter mahnend und bittend dem Zorne des Generals entgegentrat. Lange wollte Dieſer ihm kein Gehör ſchenken, bis er endlich dem edlen Bittſteller die Wahl ließ, ſich mit ſeinem eigenen Leben für das ruhige Verhalten ſeiner Pfarrkinder zu verbürgen; bei dem erſten Exzeſſe ſollte, ſo ſchwur der General, der Pfarrer erſchoſſen, und der Pfarrhof zuerſt angezündet werden. Wohl wiſſend, wie wenig bei der damaligen Aufregung der Gemüther ſich für die Erhaltung der Ordnung haften ließ und wie blutige Gefahr er, als Bürge, für ſich ſelbſt dabei lief, beſann ſich Pyrker doch keinen Augenblick, den verhängnißvollen Revers zu unterzeichnen, und Dürrnitz war gerettet. Ein Engel wachte über dem Leben des muthigen Bürgen. Das Stift Lilienfeld hatten inzwiſchen die abermaligen Stürme des Krieges ſeinem Untergange nahe gebracht; eine Feuersbrunſt im September 1810 vernichtete den letzten Reſt ſeines Wohlſtandes und ſtellte ſeinen Fortbeſtand in Zweifel. Nur ein Mann von hoher Einſicht und dem ſeltenſten Pflichteifer konnte die drohende Auflöſung beſchwören, — und er ward gefunden. Pyrker ward, nach dem Tode des Abtes Joſeph, als Prior und Adminiſtrator in das Stift berufen und am 8. Juli 1812 zum Abt gewählt. Unerſchöpflich war dieſer im Auffinden neuer Hilfsquellen, um der Anſtalt wieder zu dem vorigen Wohlſtande zu verhelfen; da ſetzten 1813 verheerende Ueberſchwemmungen, im folgenden Jahre ein abermaliger Brand ſeinen Bemühungen neue Hinderniſſe entgegen. Doch ſein Eifer, ſein Muth unterlagen nicht; durch weiſe Sparſamkeit, die ihn gleichwohl nie verführte, den des altberühmten Stiftes würdigen Anſtand im inneren Verkehre wie in der äußeren Erſcheinung zu beeinträchtigen, glich er die Folgen langer Widerwärtigkeit aus, und heilte alle Wunden. Kein Zweig, welcher dem umſichtigen Blicke des neuen Abtes entgangen wäre; neben dem, was die gebieteriſche Nothwendigkeit abdrang, wurde auch das Schöne und Nützliche gepflegt, die Bibliothek neu geordnet und dotirt, ein Naturalien- und technologiſches Kabinet errichtet, eine Gemäldeſammlung begonnen, Anlagen geſchaffen u. ſ. w. Und bei all' dieſer vielverzweigten Thätigkeit entſtrömten Pyrker's reichem, edlem Geiſte ſeine gefeierten Heldengedichte: »Tuniſias« und »Rudolphiade,« nebſt manchen anderen ſchönen Geſängen. Auch veranſtaltete er die Herausgabe des Hanthaler'ſchen »Recensus genealogico-diplomaticus Archivi Campiliensis,« und erbaute den Zugang zu dem herrlichen Waſſerfalle des Laſingbaches

nächſt dem Orte Wienerbrückel. Er hatte das Stift in der troſtloſeſten Lage gefunden, und verließ es im blühenden Wohlſtande, als er, zum Lohne ſeiner Verdienſte, am 4. Auguſt 1818 zum Biſchof von Zips ernannt, und ſomit ſeiner Heimat Ungarn zurückgegeben ward. Rührend war der Abſchied von den Bewohnern des Ortes und der Umgegend, mit denen er in guten und böſen Tagen, immer ſegenvoll, ſchützend, ſelbſtaufopfernd, ausgeharrt hatte. Auch in ſeinem neuen Wirkungskreiſe zog der Segen mit ihm ein; denn gleich im erſten Jahre ſeines Episcopates begründete er daſelbſt ein Dorfſchullehrer-Seminarium, wo Befähigte in einem zweijährigen Kurſe zu dieſem Amte unterrichtet wurden. Neue Ehren warteten ſeiner. Schon 1820 ernannte ihn Kaiſer Franz zum Patriarchen von Venedig, und im folgenden Jahre noch überdies zum wirklichen geheimen Rathe, ſo wie 1825 zum Ritter erſter Klaſſe des Ordens der eiſernen Krone. So in die Reihen der erſten geiſtlichen Würdenträger des Staates erhoben, entfaltete er auch in dieſem erhabenen Amte die ruhmvollſte Thätigkeit. Während der politiſchen Gährungen auf der Halbinſel nahm er den wohlthätigſten Einfluß auf die Bevölkerung ſeiner Diöceſe, und errang ſich um Armenweſen und Wohlthätigkeits-Anſtalten unvergängliche Verdienſte. Damals begann er auch ſeine Dichterwerke der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es erſchien 1820 die Tuniſias, 1824 in der zweiten Auflage mit der Rudolphiade, in der dritten 1826. Eine italieniſche Ueberſetzung von Malipieri erſchien in Venedig 1827, ebenſo ſpäter eine ungariſche von Udvardy. Die erſte Auflage der „Perlen der heiligen Vorzeit" kam 1821, die zweite 1823, die dritte 1842 bei Cotta, eine italieniſche Ueberſetzung 1824 in Brescia, eine ungariſche zuerſt von Kazinczy, dann von Nagy 1830, eine böhmiſche 1842 von Winaricky heraus. In lateiniſcher Ueberſetzung brachte Soletti (Treviſo 1840) mehre der kleineren epiſchen Dichtungen; ſpäter wurde eine italieniſche Ueberſetzung der Rudolphiade in Ottaverime von Ricci zu Rieti im Kirchenſtaate veranſtaltet. Epiſoden aus der Tuniſias überſetzten Monti und Maffei. Bei Cotta erſchienen die Werke Pyrker's in prächtigen Auflagen 1833—34 in drei Bänden in Octav, 1839 in Einem Bande, und ſpäter wieder die »Perlen der heiligen Vorzeit;" 1843 eine Taſchenausgabe in drei Bänden. 1842 erſchien, von Höfel illuſtrirt, ein Band Legenden, und in Leipzig bei Teubner: „Bilder aus dem Leben Jeſu und der Apoſtel," mit vierundzwanzig Stahlſtichen. Die Liebe und Verehrung, welche er ſich während ſeines Patriarchates erwarb, ſprach ſich in der Münze aus, welche das dankbare Venedig ihm bei ſeinem

Abgange 1827 prägen ließ. Im genannten Jahre wurde ihm nämlich von ſeinem Monarchen das erledigte Erzbisthum Erlau verliehen, welche hohe Würde er noch gegenwärtig bekleidet. Auch hier entfaltete ſich ſeine Thätigkeit im edelſten und großartigſten Sinne. Um den achthundertjährigen Biſchofsſitz würdig zu verherrlichen, begann er 1831 den Bau der neuen Domkirche, welche 1837 eingeweiht wurde; eine Denkmünze verewigte dieſe Feierlichkeit. Erlau wurde von ihm ebenfalls mit einem Dorfſchullehrer-Seminar, ingleichen mit einer Zeichnenſchule beſchenkt, und nicht nur ſein nächſter Wirkungskreis erfuhr, zumal in der ſchweren Prüfungszeit der Cholera, unaufhörlich Beweiſe ſeines weiſen, mildthätigen Beſtrebens, ſondern auch weit über denſelben hinaus trug er die Frucht ſeines Segens. Karlsbad und das Wildbad Gaſtein, in deren heilſamen Quellen er Herſtellung ſeiner durch Anſtrengungen und Mühſale erſchütterten Geſundheit ſuchte, prieſen ihn als ihren Gönner und Wohlthäter; in beiden Orten ſtiftete er Kurhäuſer für ſieche, leidende Krieger, und dem unter dem Protektorate des Erzherzogs Franz Karl ſtehenden Vereine für erwachſene Blinde widmete er ſein ihm eigenthümliches Haus in Wien. — So hat er in Kirche und Staat, auf der Höhe des Geſanges, wie im Herzen der Menſchheit, ſich ein Denkmal für die Ewigkeit gebaut. Seine herrlichen Lieder, von denen die größeren Heldengedichte ganz im klaſſiſchen Geiſte gehalten ſind, die geiſtlichen durch Andacht und liebliche Einfachheit jedes Herz gewinnen, ſind eine unvergängliche Zierde der deutſchen Literatur, und treffend ſprach eine 1843 (von Lange) auf ihn geprägte Medaille die Beſtimmung ſeiner Harfe in den Worten aus: »Erhabenem tönte ſie nur!«

Eligius Franz Joſeph
Freih. von Münch-Bellinghauſen.

(Friedrich Halm.)

Geboren 1806.

Hoffnungsvoll richten ſich Aller Blicke auf dieſes ſchöne jugendliche Geſtirn, welches ſeit einer kurzen Reihe von Jahren der mehr und mehr ſich verdunkelnden deutſchen Bühne aufgegangen iſt, und das, von harmo-

niſchen inneren Kräften getragen, ſeinem Zenith ſtolz und leuchtend zueilt. Eligius Franz Joſeph Freiherr von Münch-Bellinghauſen wurde den 2. April 1806 in Krakau geboren, welches damals unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſtand. Sein Vater, Kajetan Freiherr von Münch-Bellinghauſen, welcher zu jener Zeit Appellationsrath zu Krakau war, wurde ſpäterhin zum Staats- und Konferenzrathe befördert, in welcher Stellung er ſich des Vertrauens und der Gunſt des verſtorbenen Kaiſers Franz in einem hohen Grade erfreute und auf die Leitung der geſammten Juſtizgeſchäfte der Monarchie einen entſchiedenen und äußerſt wohlthätigen Einfluß nahm. Bei dieſen Verhältniſſen ſeines Vaters und ſeines Oheims, des k. k. Staatsminiſters und Präſidial-Bundestagsgeſandten Grafen von Münch-Bellinghauſen, konnte über ſeine Heranbildung zum dereinſtigen Staatsdiener kein Zweifel walten. Er war ein talentvoller und ganz fleißiger Schüler; aber leidenſchaftliche Neigung zur Literatur und glühende Vorliebe für das Theater nahmen ſeit früheſter Kindheit ſeine ganze Seele ein. Schon als Kind von ſechs bis ſieben Jahren benutzte er jede freie Stunde dazu, auf einem Schachbrete, unter Aufſtellung ſelbſtgezeichneter Dekorationen, die Stücke Schiller's in der Art aufzuführen, daß er aus dem Buche die Reden der beſchäftigten Perſonen mit wechſelndem Tonfalle ablas. Eben ſo begierig ſuchte er auch andere Geiſteskoſt. Plutarch's Biographien, Tauſend und Eine Nacht, Ilias und Odyſſee, Fouqué's Romane verſchlang er mit gleichem Eifer, und mehr als einmal ſprang er vom Buche auf, um das Geleſene zu dramatiſiren und bald dieſe, bald jene Perſon zu agiren, wobei er mit ſeinem Kinderſchwerte die Tapeten und Schränke ſeines Vaters übel genug zurichtete. So wuchs er, mehr von Büchern, als von Menſchen umgeben, in der tiefen Einſamkeit, in welcher ſein Vater ihn theils aus Neigung, theils aus Grundſatz erzog, zu früher Selbſtändigkeit des Geiſtes auf, dergeſtalt, daß er in ſeinem zwanzigſten Jahre ſeine Studien zurückgelegt, ſein erſtes Trauerſpiel vollendet hatte, in den Staatsdienſt getreten und verheiratet war. Doch hatte die Umgeſtaltung ſeiner äußeren Lebensverhältniſſe weder auf den ihm angeborenen Hang zur Einſamkeit, noch auf den Zug ſeiner Seele zur Poeſie, einen hemmenden Einfluß; vielmehr gab er ſich noch entſchiedener, als früher, ſeinen dichteriſchen Beſtrebungen hin, wobei er aber mit ſolchem Mißtrauen gegen ſeine eigene Kraft, und mit ſo banger Scheu vor einer vorſchnellen Veröffentlichung ſeiner Verſuche zu Werke ging, daß kaum ſeine vertrauteſten Freunde zu jener Zeit von ſeinen raſtloſen Beſtrebungen Kunde

hatten. Erſt im Jahre 1833, als er ſeine Verbindung mit dem als Pſycholog und Dramaturg ausgezeichneten Profeſſor Michael Enk von der Burg, unter welchem er zu Melk einen Theil der Gymnaſialſtudien zurückgelegt hatte, erneuerte, erſt als er dieſem hochgebildeten Manne ſeinen »Camoens" und ſein dramatiſches Mährchen: »Schwert, Hammer, Buch," mitgetheilt hatte, und erſt als Enk ihn vieldringend beſtürmte, öffentlich aufzutreten und ſeine Kräfte der verwaisten Bühne zu widmen, erſt da konnte er ſich entſchließen, vor das Publikum zu treten und im Jahre 1835 ſein dramatiſches Gedicht: »Griſeldis," im Hofburgtheater zu Wien aufführen zu laſſen. Der Erfolg iſt bekannt; Griſeldis flog im Sturmſchritt über alle Bühnen, ein Kaſſeſtück aller Direktionen, eine Glanz- und Debutrolle aller elegiſchen Liebhaberinnen. Mag ſeyn, daß der Gang der Affekte darin nach zu regelmäßigen Taktpauſen geſchieht, daß die, Griſelden geſpielte Täuſchung, welche eingebildete, ſtatt wirklicher Leiden erzeugt, zu ſehr auf pſychologiſches Erperimentiren ausgeht und in dem, von der Täuſchung unterrichteten Leſer oder Zuſchauer kein unmittelbares Mitfühlen der künſtlich hervorgebrachten Seelenzuſtände erzielen kann; immer iſt dieſes Gedicht durch tiefe und geiſtreiche Blicke in die Tiefen des weiblichen Herzens ausgezeichnet und reißt durch das lebendige Bild der Handlung, durch die edle, gedankenreiche, gefühl- und anmuthvolle Sprache hin, während der ſchön geſchloſſene dramatiſche Bau auch die techniſche Fertigkeit des Dichters bekundet. Die Bahn, durch ſchnellen Erfolg geebnet, lag nun offen. Im Jahre 1836 kam das Trauerſpiel: »der Adept," zur Aufführung, ein Stück, das, geiſtreich in der Konzeption, bewegt in den ſzeniſchen Vorgängen, und wiederum durch eine ſinnvoll-dichteriſche Sprache verſchönt, noch größeren Erfolg geerntet haben würde, hätte es nicht beinahe mehr philoſophiſche, als pſychologiſche, Tendenzen vor Augen gehabt. Im folgenden Jahre ging auch das einaktige dramatiſche Gedicht: »Camoens," in die Szene, das wegen ſeines kurzen Stoffes freilich eher ein dramatiſirtes, als ein dramatiſches, Gedicht heißen könnte und den Helden mehr in einem nervöſen, als geiſtigen Zuſtande zeigt, in welchem Erſtlingswerke aber die volle Begeiſterung der Jugend ihre Schwingen hebt und daher ergreift und mit fortreißt. 1838 folgte das hiſtoriſch-romantiſche Trauerſpiel: »Imelda Lambertazzi," im Bau vielleicht das vollendetſte Werk des Dichters, wie denn namentlich die Expoſition eine meiſterhafte iſt, und auch in der Diktion höchſt bedeutſam. Nur die zu entſchiedene Aehnlichkeit des Stoffes mit Shakeſpeare's »Romeo und Julie,"

CLEMENS XIV

1705 1774

XIMENES

1437 1517

BASEDOW

1723 1790

PESTALOZZI

1745 1827

1027 WILHELM DER EROBERER 1087

1060 GOTTFRIED V BOUILLON 1100

dem Hauptcharakter und in der Sprache niedergelegt iſt. Dagegen ſind die hiſtoriſchen Maſſen nicht hinreichend bewältigt, nicht nach ihrer ganzen Fülle benützt; daher zu viele rein erklärende Stellen, in welchen die Handlung ruht und hierdurch Leeren und Pauſen erzeugt. Auch wird die hochtragiſche Kataſtrophe, die Ermordung Vanina's durch Sampiero, zu langſam und ſchleppend vorbereitet und durch Tendenzerörterungen hingehalten, wie denn die That ſelbſt nicht ein Werk der Leidenſchaft, ſondern der Ueberlegung und planmäßiger Abſicht iſt, mithin mehr verletzt, als erſchüttert. — Vielfache Auszeichnungen lohnten das ruhmgekrönte Streben des Dichters und namentlich ſeine bedeutſamen Verdienſte um die Bühne. 1842 erhielt er das Ritterkreuz des königlich däniſchen Danebrogordens, und im folgenden Jahre jenes des königlich baieriſchen Verdienſtordens vom heil. Michael. Seine Dichtungen wurden in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt, ſo »der Sohn der Wildniß" vom Grafen Walewski, einem natürlichen Sohne Napoleon's, in's Franzöſiſche, um im Theater Français aufgeführt zu werden, wo die Rachel die Hauptrolle ſpielen wird. Im Jahre 1843 erlitt Halm aber auch einen der herbſten und ſchmerzlichſten Verluſte durch den Tod ſeines verehrten Freundes und Lehrers Enk. Die bei dieſem Anlaſſe von Uebelwollenden umhergeſtreuten Gerüchte, als ſei Enk der eigentliche Verfaſſer der Halm'ſchen Dramen geweſen, Gerüchte, eben ſo boshaft als unſinnig, zu deren Verbreitung jedoch Mißgunſt und Verläumdung willig die Hand boten, ſind hinlänglich widerlegt, oder haben vielmehr nie der Widerlegung bedurft. Noch liegt eine reiche und ſchöne Zukunft vor Halm geöffnet; er iſt in dieſem Augenblicke die Haupthoffnung der Bühne und des höheren Drama's, und ſein ausgemachter poetiſcher Beruf wird die frühen Lorbeern, die er geerntet, auch zu dauernden geſtalten.

Lord Thomas Erskine.

Geboren 1748. Geſtorben 1823.

Dieſer unermüdliche Beſchützer der Angeklagten und ſtandhafte Gegner ihrer Verfolger war der dritte Sohn des Grafen David von Buchan, eines ſchottiſchen Pairs von alter Familie, deſſen Vermögensumſtände jedoch zerrüttet waren, und erblickte das Licht der Welt im Januar 1748. Seine Erziehung vollendete er theils auf der hohen Schule zu Edinburgh, theils auf der Univerſität zu St. Andrews. Aber die Mittelloſigkeit ſeiner Familie nöthigte ihn bei Zeiten ein Erwerbfach zu ergreifen, und er trat daher 1764 als Midſhipman ein. Weil ſich ihm aber hier keine Ausſichten darboten, ging er 1768 zur Armee über und folgte 1770 ſeinem Regimente nach Minorka, wo er drei Jahre lang blieb. Nach England zurückgekehrt, wechſelte er abermals ſeinen Stand, widmete ſich am Dreieinigkeits-Kollegium zu Cambridge dem Studium der Rechte, und gab hier bereits eine Probe ſeiner künftigen Beredtſamkeit, indem er in der Deklamation den erſten Preis gewann. Er ſchritt nun ſchnell und glanzvoll auf der eingeſchlagenen Bahn weiter, und ſeine Vertheidigung des Kapitäns Baillie begründete ſeinen Ruf als Sachwalter. In politiſcher Hinſicht blieb er ein feſter Anhänger des gefeierten Fox; aber ſein Erfolg im Parlamente, in welches er 1783 als Mitglied für Portsmouth eintrat, entſprach nicht völlig den Erwartungen, die man ſich von ſeinen glänzenden Rednergaben, wie er ſie vor den Gerichtsſchranken bewährte, gemacht hatte. Der Prinz von Wales ernannte ihn zum Generalfiskal, aber er mußte 1792 dieſes Amt niederlegen, weil er ſich weigerte, von der Vertheidigung Thomas Paine's abzuſtehen, welcher wegen ſeiner Schrift: »Die Rechte des Menſchen,« in Anklageſtand verſetzt worden war. 1802 wurde er zum Kanzler des Herzogs von Cornwall, und 1806, bei Bildung des Grenville'ſchen Miniſteriums, zum Kanzler von Großbritannien ernannt und zur Pairswürde erhoben. Als nach einem Jahre jenes Miniſterium ſich auflöſete, zog Erskine ſich ſehr vom öffentlichen Leben zurück, nahm jedoch 1808 großen Antheil an

Bekämpfung der handelsfeindſchaftlichen Maßregeln, und brachte im folgenden Jahre eine Bill zur Verhütung von Thierquälerei vor das Oberhaus. In ſeiner Zurückgezogenheit beſchäftigte Lord Erskine ſich gelegentlich auch mit literariſchen Gegenſtänden, und verfaßte in dieſer Periode das Vorwort zu Fox's Reden, ſo wie den politiſchen Roman »Armata.« Früher ſchon (1797) war von ihm eine Flugſchrift: „Betrachtung der Urſachen und Folgen des Krieges mit Frankreich," erſchienen, welche nicht weniger als achtundvierzig Auflagen erlebte. Die letzten Jahre Erskine's wurden durch Geldverlegenheiten, eine Folge mehrer zuſammentreffenden widrigen Umſtände, und durch eine unglückliche zweite Ehe getrübt. Während einer Reiſe in Schottland wurde er von einer Bruſtentzündung befallen und ſtarb zu Almondale, dem Landſitze ſeines Bruders unweit Edinburgh, den 17. November 1823. In der Halle von Lincoln's Inn wurde, bald nach ſeinem Tode, ſeine Statue feierlich aufgeſtellt. — Erskine war ein treuer Kämpfer für die Sache der Menſchheit, gegenüber dem hohlen Buchſtaben des engliſchen Geſetzes; immer ſtand er auf der Seite der Verfolgten und deckte ſie mit dem Schilde ſeiner meiſt ſiegreichen Beredtſamkeit. Am liebſten erhob er ſeine Stimme für die Freiheit der Preſſe und gegen die Sucht einer Partei, die in Vergehen untergeordneter Art den Keim eines Hochverrathsprozeſſes zu wittern liebte. Der Buchhändler Carneau, der Admiral Keppel, Lord George Gordon, Haſtings, der Dechant von St. Aſaph, Thomas Paine und noch viele andere bekannte Namen gehörten zu ſeinen Clienten, und gleichwohl ſtarb dieſer Man, der ſo Vielen ein Retter geweſen, in ſolcher Dürftigkeit, daß der König fünf hundert Pfund zur Erziehung ſeiner Kinder anweiſen, und ſeine Witwe den Lord-Mayor um Unterſtützung angehen mußte!

Thomas Jefferson.

Geboren 1743. Geſtorben 1826.

Waſhington's nicht unwürdiger, ja in glücklicher politiſcher Verwirklichung ſeiner republikaniſchen Grundſätze vielleicht ſogar überragender Nachfolger, Thomas Jefferſon, kam den 2. April 1743 zu Shadwell in Virginien zur Welt, und ſtudirte an dem William- und Maria-Kollegium zu Williamsburg, der damaligen Hauptſtadt Virginiens, Mathematik, Ethik und andere Wiſſenszweige, dann aber unter Whyte, einem zu jener Zeit berühmten Lehrer dieſes Faches, die Rechtsgelehrſamkeit, und trat 1767 zuerſt als Advokat auf, etwa zwei Jahre nach dem Ausbruche der Mißverhältniſſe zwiſchen England und den amerikaniſchen Kolonien. Sein Ruf als Advokat veranlaßte 1769 ſeine Erwählung zum Mitgliede der geſetzgebenden Verſammlung Virginiens, und einige Zeit darauf erhielt er den wichtigen Poſten als Statthalter von Virginien, welchem er während des ganzen Freiheitskrieges vorſtand; auch war er ſeit 1775 durch zwei Jahre Mitglied des General-Kongreſſes. Im folgenden Jahre befand er ſich bei dem zu Entwerfung einer Unabhängigkeits-Erklärung verſammelten Ausſchuſſe, und durch Stimmenmehrheit ward ihm der Auftrag, jene berühmte Akte vom 4. Juli 1776 zu verfaſſen. Seitdem iſt Jefferſon's öffentliches Leben mit der Geſchichte ſeines Geburtslandes und jener der vereinigten Staaten innig verwoben, obſchon er an den militäriſchen Bewegungen keinen Antheil nahm. Im Mai 1784 wurde er von dem Kongreſſe als Bevollmächtigter nach Paris geſendet, wo er fünf Jahre lang ſich aufhielt und nicht nur die Intereſſen ſeines Vaterlandes umſichtig vertrat, ſondern auch wichtige politiſche Erfahrungen, zu ſpäterer Anwendung in der Heimat, ſammelte. Nach Amerika zurückgekehrt, wurde er von dem Präſidenten Waſhington zum Staatsſekretär ernannt, welchen Poſten er zu Ende 1793 niederlegte, und auf vier Jahre ſich in's Privatleben zurückzog, bis er 1797 zum Vizepräſidenten der vereinigten Staaten erwählt wurde. Bei dem Ablauf der Regierung des Präſidenten Adams erhielten

Jefferſon und der Oberſt Burr gleich viele Stimmen; die Entſcheidung der Wahl fiel daher dem Hauſe der Repräſentanten anheim, und nach manchen Zwiſtigkeiten trug endlich Jefferſon den Sieg davon; er wurde (im Februar 1801) zum Präſidenten, ſein Nebenbuhler zum Vizepräſidenten gewählt. Der Uebertritt der Föderaliſten zu Jefferſon's republikaniſchem Syſteme gab dem neuen Präſidenten, mit Hinzurechnung ſeiner eigenen Partei, eine Gewalt, wie man ſie ſeit dem erſten Jahre Waſhington's nicht geſehen hatte. Er ſchritt nun zu den Veränderungen, für die er immer gearbeitet hatte. Er verminderte die Armee, die Marine, die Gerichtshöfe, die Taxen, vor allem die verhaßte Acciſe; die ſogenannten Lever's des Präſidenten ſchaffte er ab, und da die perſönliche Erſcheinung der erſten Magiſtratsperſon bei Mittheilungen an den Kongreß, ſeiner Meinung nach, zu ſehr nach dem königlichen Gepränge Großbritanniens ſchmeckte, ſo fand dieſes nicht mehr Statt, ſondern die künftigen Mittheilungen von der ausübenden an die geſetzgebende Gewalt mußten ſchriftlich geſchehen. Er entfernte allmälig jene heftigſten Gegner von den Aemtern, wobei er jedoch einen weiſen Unterſchied zwiſchen den monarchiſchen und republikaniſchen Föderaliſten machte. Im Finanzfache unternahm er die meiſten Veränderungen. Die Aufhebung der inneren Taxen ſetzte ihn in den Stand, eine Menge Stellen einzuziehen. Indem er die ſtufenweiſe Bezahlung der Schulden einleitete, minderte er die große Gönnerſchaft und den Einfluß des Finanzdepartements. 1805 wiederum zum Präſidenten erwählt, bekleidete er dieſe Stelle bis 1809. Er rief 1807 den Kongreß zuſammen und that, im Falle der Krieg zwiſchen Amerika und England ausbräche, den Vorſchlag, ein Linienheer zu errichten. Als die Zeit ſeiner zweiten Präſidentſchaft verſtrichen war, wünſchte man ihn auf's Neue zu wählen; er aber erklärte, nicht gegen einen der erſten Grundſätze der Konſtitution verſtoßen zu wollen, ſondern lebte ſeitdem auf ſeinem Gute zu Monticello der Landwirthſchaft und den Wiſſenſchaften. Seine letzten Jahre verbitterten pekuniäre Sorgen, da er, während ſeiner Bemühungen für das Allgemeine, mit republikaniſcher Uneigennützigkeit ſeine eigenen häuslichen Angelegenheiten verabſäumt hatte. Er ſtarb hochbejahrt den 4. Juli 1826, an demſelben Tage, an welchem auch ſein Vorgänger Adams ſtarb, und an welchem vor fünfzig Jahren die vereinigten Staaten durch die von ihm entworfene Akte ihre Unabhängigkeit ausſprachen. Seit 1797 war er Präſident der philoſophiſchen Geſellſchaft zu Philadelphia, und ſeit 1800 Mitglied des Inſtituts von Frankreich. Unter ſeinen

werthvollen Schriften ſtehen oben an: »Summariſche Ueberſicht der Rechte des engliſchen Amerika;« »Verbeſſertes Geſetzbuch für Virginien;« „Bemerkungen über den virginiſchen Staat;« „Entwurf einer Grundverfaſſung;« »Handbuch des Parlamentsrechtes« u. a. Uebrigens begründete er zu Charlotteville eine Univerſität, »Virginia« genannt, erfand eine beſondere Pflugſchar, und wirkte in ſeinem Vaterlande eifrig für die Verbreitung der Schutzpockenimpfung. — Jefferſon's Name und Ruf gehört zwar, neben den klaſſiſchen Namen der Revolution, Waſhington's und Franklin's, nur dem zweiten Range an; gleichwohl iſt ſein Einfluß vielleicht bedeutender und bleibender, als der jener Männer. Sie, wie er, richteten ihre Beſtrebungen auf das große Ziel amerikaniſcher Freiheit und Unabhängigkeit; Jefferſon aber begründete überdies eine Schule politiſcher Grundſätze und einer Partei, welche alle übrigen in den vereinigten Staaten verdrängt haben. Er ſteht in der Geſchichte als ein Muſter eines republikaniſchen Staatsmannes da, kühn, ſeinen Grundſätzen getreu, vor keiner ihrer Folgerungen erſchreckend.

Carlo Dolce.

Geboren 1616. Geſtorben 1686.

Von den äußeren Lebensverhältniſſen dieſes frommen und anmuthvollen Künſtlers, der jedenfalls unter die bedeutendſten ſeines Jahrhunderts gehört, iſt beinahe gar keine Kunde zu uns gekommen. Außer ſeinem Geburts- und Sterbejahre wiſſen wir nur, daß Florenz ſeine Wiege wie ſein Grab, und Jacopo Vignoli ſein Lehrer geweſen. Dolce, deſſen Werke jenen Charakter tragen, den ſein Name bezeichnet, iſt für die florentiniſche Schule, was Saſſoferrato für die römiſche war. Er gewann mehr durch Anmuth und Milde des Ausdrucks, ferne von dem Verlangen, durch übertreibende, karikirende Nachahmung größerer, ihm unerreichbarer Meiſter um das Wohlgefallen der Menge zu buhlen. Wenn ſeine, ihm ganz eigenthümlichen, zarten und innigen Bilder auch nicht immer geradezu unſere Bewunderung erregen, ſo erſcheinen ſie uns doch um ſo liebenswürdiger. Er war gleich Anfangs außerordentlich geſchätzt, beſonders wegen des Fleißes, womit er

Alles ausführte, und wegen des wahren Ausdrucks zarter Regungen: wie z. B. des geduldigen Schmerzes Chriſti und Mariens, der Reue eines büßenden Heiligen, der Freude eines Märtyrers. Er hatte Sinn für Schönheit und Anmuth, liebliche Zeichnung und eine Färbung von ſanftem Einklange; aber ihm fehlte die tiefere Empfindung, der Sinn des Höchſten, Göttlichen, wie wir ihn in Rafael bewundern. Große Bilder findet man von Carlo Dolce wenig; er bewegte ſich gern im engeren Kreiſe. Seine Werke ſind in ganz Europa verbreitet und geſchätzt.

Salvator Roſa.

Geboren 1615. Geſtorben 1673.

Eines der wunderbarſten Künſtlergemüther, das nach allen Richtungen hin, in ſcharfen Ausgängen ſich mit dem Leben verzweigt, geht uns in dieſem Maler, Dichter und Muſiker auf. Salvator Roſa, genannt Salvatoriello, kam am 20. Juni 1615 zu Arenella, einem Dorfe bei Neapel, zur Welt, zeigte ſchon als Knabe große Anlagen zur Malerei, fand aber, da ſeine Dürftigkeit ihn hinderte, ſich einen größeren Wirkungskreis zu ſchaffen, wenig Beifall, bis der bekannte Maler Lanfranc ſein Talent erkannte und ihn 1635 bewog, eine Kunſtreiſe nach Rom zu unternehmen, von wo ihn aber eine Krankheit bald wieder nach ſeiner Heimat trieb. Nachdem er durch unermüdlichen Fleiß und durch ſorgſame Beobachtung der Natur ſein Talent noch mehr ausgebildet hatte, ging er zum zweiten Male nach Rom, und erhielt daſelbſt an dem Kardinale Brancaccio eine ihm ſehr nöthige Stütze. Er begleitete Dieſen nach ſeinem Bisthum Viterbo, und malte den biſchöflichen Palaſt und ein großes Bild, nämlich den heiligen Thomas, für die Hauptkirche. Hier wagte er auch, durch den Umgang mit Dichtern angefeuert, ſeine erſten poetiſchen Verſuche. Da aber ſein Genie noch immer keine Anerkennung fand, ſo verließ er ſeinen Gönner und ſchlug ſeine Wohnung zu Rom auf, wo es dem allſeitigen Manne endlich gelang, ſich als Schauſpieler, Witzbold, Muſikus und Maler bekannt zu machen. Mit einem bedeutenden Rufe kam er 1647 nach

Neapel zurück, wo ſein Feuergeiſt ihn hinriß, an dem durch Maſaniello geleiteten Aufſtande Theil zu nehmen. Nach der Wiederherſtellung der ſpaniſchen Herrſchaft ſah er ſich gezwungen, nach Rom zu flüchten, wo er in düſterem Unmuthe über das Scheitern ſeiner Plane und den Wankelmuth der Menſchen, ſeinen Zorn auf ſeine Gemälde übertrug. Man fand darin ſogar anſtößige Anſpielungen auf die angeſehenſten Perſonen in Rom, und nur mit Mühe gelang es dem kecken Künſtler, ſich dem gegen ihn ausgeſprochenen Verhaftsbefehle zu entziehen und nach Florenz zu entkommen, wo er bereitwillig aufgenommen wurde und bald eine nicht geringe Anzahl ergebener Freunde um ſich verſammelt ſah. Als er ſpäter wieder ſeinen Aufenthalt in Rom nahm, war ſein Ruhm bereits ſo hoch geſtiegen, daß ihm ſeine Feinde und Neider nichts mehr anzuhaben vermochten. Er ſtarb daſelbſt am 15. März 1673, und erhielt ein Denkmal in der Karthauſe. — Als Maler hat ſich Roſa vorzüglich durch ſeine Landſchaften berühmt gemacht; weniger gelungen ſind ſeine hiſtoriſchen Gemälde; alle jedoch zeichnen ſich durch glühende Fantaſie, ſo wie durch Kraft und Wärme aus. Seine Zeichnung iſt freilich mehr großartig, als korrekt; aber die Anlage iſt ſtets geiſtreich und männlich; Licht, Farbe, Ausdruck und Leben herrſchen allenthalben. Nicht das Liebliche und Sanfte, ſondern das Schauerliche und Wirre ſprach ihn an, und in ſeinen Landſchaften gähnt uns die Natur meiſt in wilder Urkraft, mit Einöden, Schluchten und Wildniſſen entgegen, durch welche oft ein grelldunkler, dämoniſcher Zug geht. Daher auch die Fabel, daß er einen Theil ſeiner Jugend unter Räubern zugebracht und dort den Stoff zu ſeinen grauſen Darſtellungen gefunden habe. Ungeachtet dieſer finſtern Aeußerung ſeiner Kunſt, beſaß Roſa ein heiteres, lebensluſtiges Gemüth und einen regen, zur Satyre geneigten Witz, deſſen Stachel Manchen verletzte. Aus dieſem Grunde verweigerte ihm auch die römiſche Akademie die Aufnahme, und er rächte ſich dafür durch beißende Scherze, indem er ihr einen Künſtler, der nebenher die Wundarzneikunde betrieb, zum Mitgliede empfahl, »um alle Arme und Beine, welche die Mitglieder der Akademie in ihren Gemälden verrenkt hätten, wieder einzurichten.« Als Dichter hat ſich Roſa durch ſeine ſechs derben Satyren: »die Muſik,« »die Malerei,« »die Poeſie,« »der Krieg,« »Babilonia« und „der Neid,« eben ſo viele Berühmtheit erworben, als bittere Feindſchaft zugezogen, und ſeine Verehrer haben ihm dafür den Namen des italieniſchen Juvenal beigelegt.

Michael Adrian Ruyter.

Geboren 1607. Geſtorben 1676.

Selten mag ein Mann ſo viele Schlachten zur See geſchlagen und gewonnen haben, wie Hollands gefeierter Held, Ruyter, der aus der dunkelſten Tiefe der Verhältniſſe zum höchſten Ziele des Ruhmes emporſtieg. Der Sohn eines Matroſen und zu Vlieſſingen geboren, entlief er ſeinen Eltern, welche ihn zum Seilerhandwerke beſtimmt hatten, während ſein muthiger Sinn dem Meere mit ſeinen Stürmen, Gefahren und Abenteuern zuſtrebte. Mit eilf Jahren Schiffsjunge auf einem holländiſchen Schiffe, zeigte er ſolche Thätigkeit und Vorliebe für die Schiffskunſt, daß er gar bald zum Matroſen, dann zum Steuermanne vorrückte, und 1635 bereits zum Schiffskapitän in der holländiſchen Marine ernannt wurde. In dieſer Eigenſchaft kämpfte er ſiegreich gegen die Irländer bei Dublin. Acht Seereiſen nach Weſtindien und zwei nach Braſilien brachten ihm 1641 den Rang eines Kontreadmirals mit dem Kommando über die Hilfsmacht, welche Holland den Portugieſen gegen die Spanier ſendete, die hauptſächlich durch ſeine Tapferkeit abgehalten wurden, ihre Abſichten auf Portugal auszuführen. Hierauf befehligte Ruyter in mehren Zügen gegen die Raubſtaaten, griff vor Salé fünf große algieriſche Korſaren an und bohrte ſie in Grund. In dem 1652 beginnenden Kriege gegen England focht er am 16. Auguſt bei Plymouth gegen den Admiral Ayscue, und rettete durch ſeinen tapferen Widerſtand das ihm anvertraute Konvoi von fünfzig Schiffen. Im folgenden Jahre kommandirte er unter Tromp in den für die Holländer höchſt ehrenvollen Gefechten gegen die engliſche Uebermacht, und zeichnete ſich beſonders bei Goodwins aus. 1655 kreuzte er abermals mit drei Schiffen im Mittelmeere, zerſtörte viele Raubſchiffe, nahm bei ſolcher Gelegenheit den berüchtigten Renegaten Armant de Dias gefangen, den er hinrichten ließ, erhielt 1659 den Auftrag, den Dänen gegen die Schweden beizuſtehen, ſchlug Dieſe zweimal, und wurde dafür von dem Könige von Dänemark in den Adelſtand erhoben und ihm eine

Penſion ertheilt. 1664 zum Vizeadmiral ernannt, bekämpfte er in Gemeinſchaft mit einer engliſchen Flotte nochmals die Barbaresken, und als hierauf die Engländer, mitten im Frieden, die holländiſchen Beſitzungen an der afrikaniſchen Küſte wegnahmen, bekam er den Befehl, ſich derſelben wieder zu bemächtigen. Es gelang ihm, die Engländer in jenen Beſitzungen zu überfallen und ihnen, außer dieſen, noch einige ihrer eigenen Niederlaſſungen wegzunehmen; ſpäter fügte er den Engländern auch in Amerika einen großen Schaden zu. 1665 übernahm er das Oberkommando der gegen die engliſche geſendeten Flotte, und hintertrieb alle Plane der Feinde, ſetzte im folgenden Jahre den Kampf muthig fort und ſchlug die feindliche Flotte dreimal im Kanale. Am glorreichſten war für ihn das Jahr 1667. Während zu Breda bereits Friedensunterhandlungen Statt fanden, erſchien Ruyter am 16. Juni an den Mündungen der Themſe und des Medway, ſprengte die, den letzteren Fluß ſchließende Kette, bemächtigte ſich des Hafens von Sheerneß und zerſtörte die Schiffe in demſelben. Hierauf ſegelte er in die Themſe, vernichtete eine Menge Schiffe und verbreitete Schrecken bis London. Vorzugsweiſe durch dieſe glänzende That wurden die Engländer zum Abſchluſſe eines für die Holländer höchſt ehrenvollen Friedens genöthigt. Als 1671 der Krieg gegen die verbündeten Engländer und Franzoſen ausbrach, wurde Ruyter zum Admiral ernannt und befehligte ſiebzig Schiffe. In einer Reihe von Gefechten erwarb er ſich neuen Ruhm, hielt im Laufe des ganzen Krieges die Ehre der holländiſchen Flagge gegen die weit ſtärkeren Feinde aufrecht und bewirkte dadurch, daß, wie unglücklich auch der Krieg zu Lande geführt worden war, Holland im Nymweger Frieden Nichts verlor. 1676 ſendete ihn die Republik zum Beiſtande der Spanier in's Mittelmeer. Hier fand er einen, ſeiner würdigen Gegner in dem berühmten franzöſiſchen Admiral Duquesne, welcher vor Meſſina eine, der ſpaniſch-holländiſchen überlegene Flotte befehligte. Dennoch griff Ruyter dieſelbe am 29. April im Meerbuſen von Catania, drei Stunden von Agoſta, an. Die Schlacht war eine der heftigſten, und auf beiden Seiten wurden ſehr viele Schiffe außer Gefecht geſetzt. Ruyter wurde gleich Anfangs im linken Fuße verwundet; den rechten zerſchmetterte ihn bald darauf eine Kanonenkugel. Dennoch kommandirte er weiter, bis ſein Schiff nicht mehr fähig war, das Gefecht fortzuſetzen. Von der Nacht begünſtigt, zog er ſich nach Syracus zurück, wo der Schwerverwundete bald darauf ſeine Heldenſeele verhauchte. Vom Könige von Spanien war er, jedoch erſt nach ſeinem Tode, zum Herzoge erhoben worden;

ſeine Kinder waren ſo ſtolz, dieſe Ehre abzulehnen. Die Generalſtaaten ehrten ſein Andenken durch ein prächtiges Grabmal, welches ihm in Amſterdam errichtet wurde; ſelbſt Ludwig XIV. beklagte den Tod ſeines tapferen Gegners, der, nach dem Zeugniſſe der Zeitgenoſſen, mit den Eigenſchaften eines Helden die größte Anſpruchloſigkeit und Uneigennützigkeit paarte.

Cornelius Tromp.

Geboren 1629. Geſtorben 1691.

Vater und Sohn des Namens Tromp haben im Seedienſte Hollands ſich unverwelkliche Lorbeern gepflückt. Cornelius war der älteſte Sohn des berühmten Admirals Martin Harpertzoon Tromp, der, nachdem er fünfzig Seetreffen geſchlagen, mehr als dreißigmal als Sieger begrüßt worden, bei Dünkirchen den Tod des Helden ſtarb. Zu Rotterdam den 9. September 1629 geboren, betrat Cornelius frühzeitig die Laufbahn ſeines Vaters, befehligte ſchon 1650 eine Fregatte gegen die Raubſtaaten und focht 1652 unter dem Admiral van Galen im mittelländiſchen Meere gegen die Engländer mit ſolcher Auszeichnung, daß er, nachdem in dem Gefechte zwiſchen Elba und Monte Chriſto ſein Schiff ſehr gelitten hatte, die den Feinden abgenommene Fregatte Phönix erhielt, und als auf der neutralen Rhede vor Livorno die Engländer durch vertragswidrigen Ueberfall ſich wieder in Beſitz des Schiffes ſetzten, ſprang der entſchloſſene Jüngling, nach fruchtloſem tapferen Widerſtande, durch das Kajütenfenſter in's Meer und entging ſchwimmend der Gefangenſchaft. Bald nachher zum Kontreadmiral ernannt, nahm er in der Schlacht bei Livorno (13. März 1653) durch Entern den Samſon von vierzig Kanonen, wohnte dann mehren Zügen gegen die Raubſtaaten bei, und wurde, als 1665 der Krieg gegen England auf's Neue ausbrach, zum Vizeadmiral ernannt. Nach dem unglücklichen Treffen bei Solebay, in welchem er glänzende Beweiſe ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, deckte er den Rückzug, wurde hierauf zum Admirallieutenant erhoben, und war eben im Begriffe, mit der, ſeinem Oberbefehle anvertrauten Flotte auszulaufen, als unerwartet der berühmte

Ruyter von den Kolonien zurückkam. Tromp, welchem, als eifrigen Anhänger des Hauſes Oranien, die Generalſtaaten nur ungern das Oberkommando ertheilt hatten, ſollte jetzt unter dem republikaniſch geſinnten Ruyter dienen. Nur mit Mühe war Tromp zu bewegen, nicht ſeine Entlaſſung zu nehmen. In der viertägigen Schlacht zwiſchen Dünkirchen und der engliſchen Küſte (11.—15. Juni 1666) focht Tromp mit der gewohnten Tapferkeit. Zweimal war er genöthigt, ſein ganz zu Grunde gerichtetes Schiff mit einem andern zu vertauſchen; Ruyter rettete ihn aus den gefährlichſten Lagen, in welche ſeine Kühnheit ihn gebracht hatte, und zollte ſeinem Benehmen laute Anerkennung. Aber in der Schlacht an der engliſchen Küſte (4. und 5. Auguſt) ſah ſich Ruyter von Tromp nicht unterſtützt und erlitt eine Niederlage. Wahrſcheinlich hatte Tromp ſich durch ſeine Hitze in Verfolgung einer Abtheilung der feindlichen Flotte zu weit hinreißen laſſen und war dadurch gegen ſeine Abſicht verhindert worden, ſeinem Chef beizuſtehen; Ruyter aber wälzte, vielleicht auch von politiſcher Abneigung getrieben, alle Schuld der Niederlage auf Tromp; dieſer wurde abgeſetzt, zugleich auch, um Meutereien unter dem ihm ſehr ergebenen Schiffsvolke vorzubeugen, ihm jede Verbindung mit der Flotte unterſagt, und ſo lebte er durch mehre Jahre, von allen Geſchäften zurückgezogen, zu Gravezend, die glänzenden Anerbietungen Frankreichs, das ihn in ſeine Dienſte zu ziehen ſuchte, von ſich weiſend. Wilhem III., welcher wieder die Macht ſeiner Ahnen erlangte, gab ihm 1673 ſeine Stelle als Admirallieutenant zurück und verſöhnte ihn mit Ruyter. In den blutigen Schlachten dieſes Feldzugs gegen die engliſch-franzöſiſchen Flotten (7. und 14. Juni und 21. Auguſt), wo die Holländer ſtets ſiegten, kämpften Beide, den alten Groll vergeſſend, als würdige Nebenbuhler und theilten die Ehre der glänzenden, von ihnen gegen überlegene Flotten erfochtenen Siege, durch welche England ſich zum Abſchluſſe eines Separatfriedens bewegen ließ. 1674 befehligte Tromp den Theil der Flotte, welcher zu einer Landung in der Bretagne beſtimmt war, that den Franzoſen großen Schaden und geleitete endlich eine holländiſche Kauffahrteiflotte zurück. Im folgenden Jahre ging er, auf Einladung Karl's II., nach London, wo er die glänzendſte Aufnahme fand. Alles wollte den Helden ſehen, welcher der gefährlichſte von Englands Feinden geweſen war, und Karl erhob ihn in den Freiherrnſtand. Tromp führte nun eine Flotte in die Oſtſee zur Unterſtützung der Dänen gegen die Schweden, deren Flotte von dem ſiegreichen Seehelden geſchlagen wurde. Nach Ruyter's ruhmvollem Ende, 1676, erhielt

Tromp deſſen Stelle als General-Admirallieutenant, jedoch mit der Erlaubniß, bis auf Weiteres in Dienſten des Königs von Dänemark zu bleiben. Er nahm rühmlichen Antheil an dem nordiſchen Kriege und wohnte unter Anderem als Freiwilliger der Expedition 1678 gegen die Inſel Rügen und Stralſund bei dem brandenburgiſchen Heere unter dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm und Derfflinger bei. Der König von Dänemark erhob ihn für ſeine ausgezeichneten Dienſte zum Grafen und zum Ritter des Elephanten-Ordens. Nach dem, 1679 eingetretenen Frieden zwiſchen Schweden und Dänemark lebte Tromp von allen Geſchäften zurückgezogen, bis zum Ausbruch des Krieges 1691, wo er von dem nunmehrigen Könige von England, Wilhelm III., den Oberbefehl über die holländiſche Flotte erhielt. Im Begriffe, denſelben zu übernehmen, ſtarb er am 29. Mai zu Amſterdam (einigen, jedoch ganz unerwieſenen Angaben zufolge, an Vergiftung), und wurde in dem prächtigen Grabmahle ſeines Vaters zu Delft beerdigt.

Clemens XIV.

Geboren 1705. Geſtorben 1774.

Der eigentliche Name dieſes berühmten Papſtes war Francesco Lorenzo Ganganelli, und er wurde den 31. Oktober 1705 zu St. Angelo di Vado bei Rimini, wo ſein Vater Arzt war, geboren. Irrig hat man ihn in Deutſchland durch geraume Zeit für einen Buchdrucker, Namens Lange, aus der Lauſitz, gehalten, der in Breslau gelernt haben, und durch Mönche nach Rom gekommen ſeyn ſollte. Zufälligkeiten und der Umſtand, daß der Name Lange mit verſetzten Buchſtaben zweimal in Ganganelle enthalten iſt, ſchienen dieſe Meinung zu beſtätigen. Früh verwaiſet, fand er an dem Grafen Bernaldi einen Gönner, der es ſich angelegen ſeyn ließ, die Ausbildung der großen Geiſtesgaben Ganganelli's zu befördern. In ſeinem achtzehnten Jahre ward er Franziskaner Minorit, ſtudirte Philoſophie und Theologie, und trat endlich als Lehrer derſelben zu Ascoli, Bologna und Mailand auf. Unter der Regierung Benedikt's XIV., der ihm beſonders wohlwollte und von ihm rühmte: »er verbinde feſte Urtheils-

kraft mit großer Gelehrſamkeit, ſei dabei tauſendmal beſcheidener, als ein Unwiſſender, und ſo heiter, als ob er nie in der Zurückgezogenheit gelebt hätte," — erhielt Ganganelli den wichtigen Poſten eines Rathgebers des heiligen Stuhles, und Clemens XIII. erhob ihn 1759 zum Kardinale. Weil er jedoch dringend zur Nachgiebigkeit gegen die weltlichen Fürſten rieth, ſo war wenig Hoffnung vorhanden, ihn jemals den Stuhl St. Peters beſteigen zu ſehen; vielmehr ward er den Jeſuiten verdächtig und deshalb von wichtigen Berathungen entfernt gehalten. Gleichwohl ſetzten am 19. Mai 1769 in dem vom Kaiſer Joſeph II. ſelbſt beſuchten, ſtürmiſchen Konklave die ſpaniſchen und franzöſiſchen Kardinäle ſeine Wahl zum Papſte durch. Seine Stellung als ſolcher war äußerſt ſchwierig; denn nicht nur daß die Jeſuiten ſeine Gegner waren, ſo ſtanden ihm auch die, durch ihn ihres Einfluſſes beraubten Kardinäle größtentheils gegenüber, und ſelbſt die katholiſchen Mächte fingen an ihn zu verkennen, der jetzt aus Politik ſich ſcheinbar den Jeſuiten näherte, um ſie deſto ſicherer zu überwältigen. Die lange Zwietracht des römiſchen Stuhles mit den Monarchen zeigte jetzt Folgen, die ſich theils in gedrohter Trennung von Rom, oder in offenbarer Verletzung der Rechte des päpſtlichen Hofes kundgaben. Ausſöhnung mit den Thronen war daher das einzige Streben des Papſtes. Es gelang ihm dies zuerſt mit Portugal 1770, wo die, neun Jahre lang unbeſetzt gebliebene Nuntiatur wieder beſetzt wurde. Spanien und Neapel machten zur Bedingung der Ausgleichung die Aufhebung des Jeſuitenordens. Hingegen glaubte der Papſt, hier vorſichtig und langſam zu Werke gehen zu müſſen, und vermehrte dadurch nur das Mißtrauen gegen ſich. Zwar ließ er mehre Jeſuiten-Kollegien unterſuchen, hob auch einige auf, genügte aber damit noch immer nicht den Forderungen der Monarchen. Erſt mit dem Jahre 1773 handelte er entſchiedener und ließ durch den Kardinal Malvezzi das Kollegium zu Bologna aufheben; ſpäterhin geſchah ein Gleiches mit den Kollegien zu Ravenna, Ferrara, in der Mark Ancona und anderen Städten des Kirchenſtaates. Endlich verfaßte er jenes berühmte Breve, das die Aufhebung des ganzen Ordens befahl, und theilte es den europäiſchen Höfen zur Begutachtung mit. Am 21. Juli 1773 unterſchrieb er es, und am 16. Auguſt desſelben Jahres wurde es öffentlich bekannt gemacht. Die Anfangsworte lauteten: „Dominus ac redemtor noster" etc. Die Ausſöhnung mit mehren gekrönten Häuptern erfolgte nun ſchnell; aber der Papſt ſelbſt fürchtete ſeitdem unaufhörlich die Rache der Gekränkten, und achtete ſich keinen Augenblick mehr ſicher. In Schwer-

muth und beſtändiger Furcht vor Vergiftung ſiechte er dahin, und ſtarb, ohne das von ihm auf 1775 verkündigte Jubeljahr zu erleben, den 22. September 1774. Den Argwohn, daß ihm Gift beigebracht worden, hat der Ausſpruch der Aerzte widerlegt. Clemens XIV. war unbeſtritten einer der edelſten Männer ſeiner Zeit und eine wahre Zierde des römiſchen Stuhles; von klarem Geiſte, vortrefflichem Herzen, ſtaatsklug und gemäßigt, dabei der Denkfreiheit hold und nur vom Parteigeiſte verläſtert. Einer der gelehrteſten Päpſte, hat er die Wiſſenſchaften eifrig beſchützt und gefördert; die Stiftung des Clementiniſchen Muſeums, der ſchönſten Zierde des Vaticans, war ſein Werk. Sein Briefwechſel mit Mehren ſeit 1747 iſt geſammelt und herausgegeben worden; doch verräth ſich in dieſer Sammlung zu viel franzöſiſche Manier, und ſchwerlich iſt ſie für ganz echt zu halten.

G. Ximenes de Cisneros.

Geboren 1437. Geſtorben 1517.

Dieſer gewaltige Mann, welcher als Prieſter, Staatsmann und Krieger ſeinen Namen in die Tafeln der Weltgeſchichte eingegraben, kam in Tordelaguna, einer kleinen caſtiliſchen Stadt, zur Welt, und entſtammte einer alten, aber verarmten Familie, welche ſeit lange in Cisneros im Königreiche Leon anſäſſig geweſen. Sein Taufname war Gonzales; denn den Namen Francisco, unter welchem er gewöhnlich bekannt iſt, nahm er erſt ſpäter zu Ehren jenes Heiligen an, deſſen Ordensregel er folgte. Frühzeitig offenbarte er eine große Liebe zu den Wiſſenſchaften, und widmete ſich in den Schulen von Alcala und an der Univerſität Salamanca mit unermüdlichem Fleiße dem Studium der Philoſophie, Theologie und des kanoniſchen und Civilrechts. Nach Beendigung ſeiner Studien trat er in den geiſtlichen Stand, und ging, um ſich günſtige Ausſichten zu eröffnen, nach Rom. Hier machte er ſich als Anwalt der Spanier vor den geiſtlichen Gerichten bald bekannt und erhielt von Sixtus IV. ein Breve, welches ihm die erſte erledigte Pfründe im Erzbisthume Toledo verſprach. Da ihm aber der Erzbiſchof die Stelle, welche in Uceda ſich eröffnete, verweigerte,

gerieth er mit demſelben in einen langwierigen Streit und mußte ſogar, ſeines Ungehorſams wegen, in's Gefängniß wandern. Endlich ernannte ihn ſein Gönner, der Kardinal Mendoza, 1483 zum Großvicar zu Siguenda. Aber bald entſagte Ximenes dieſer Stelle und zog ſich in klöſterliche Einſamkeit nach Caſtagnar und Salceda zurück, wo er die Regel des heiligen Franziskus in ihrer ganzen Strenge befolgte. Der Ruf ſeiner ſchwärmeriſchen Andacht bewirkte 1492 ſeine Ernennung zum Beichtvater der Königin Iſabella, und er benutzte den dadurch erlangten Einfluß zu durchgreifenden Reformen der tiefgeſunkenen Bettelorden in Spanien, wodurch er ſich die Feindſchaft und die Verfolgungen der Mönche zuzog. Die Strenge ſeiner Lebensweiſe und der ſtarre Ernſt ſeiner Mienen veranlaßten die Höflinge, ihn mit einem, aus der Wüſte kommenden, alten ägyptiſchen Eremiten zu vergleichen; aber dem Volke erſchien er wie ein Heiliger, und Manche fielen vor ihm nieder und baten um Wunder. Später zum Erzbiſchof von Toledo und zum Kardinal ernannt, ergriff er, als er ſeine Erhebung vernommen, in ſeiner asketiſchen Demuth die Flucht, wurde aber eingeholt, gehorchte endlich den königlichen Befehlen und wurde im Oktober 1495 eingekleidet. Nachdem er einmal ſein Amt angetreten, ordnete er die Verwaltung des Erzbisthums auf eine muſterhafte Weiſe, ſtiftete mit ſeinen ungeheuren Einkünften die Univerſität Alcala, dotirte ſie reichlich und veranſtaltete die erſte Ausgabe der Bibel in mehren Sprachen. Perſönlich behielt er nach wie vor ſeine mönchiſche Einfachheit bei, da er ſeine Herrſchſucht am beſten zu verbergen meinte, wenn er die äußeren Zeichen der Gewalt verſchmähte. Am Hofe trug er, bei allen Feierlichkeiten, ſeine Ordenskutte und ſein Haarhemd, faſtete an der königlichen Tafel beinahe nach der Ordensregel, und ſchlief des Nachts auf Bretern. Die vielen Reiſen in den wichtigſten Angelegenheiten unternahm er zu Fuße, als gälte es noch für ſein Kloſter, als dienender Bruder, Almoſen einzuſammeln. Immer ungeſtümer entfaltete ſich auch ſein glühender Bekehrungseifer, der ihm im Königreiche Granada beinahe das Leben gekoſtet hätte; doch wurden dort durch ſein und ſeiner Prieſter Bemühen drei tauſend Perſonen in Einem Tage getauft. Um aber die neuen mauriſchen Chriſten, an deren aufrichtiger Bekehrung er zu zweifeln Urſache hatte, vom Rückfalle abzuſchrecken, errichtete er ein furchtbares Glaubensgericht und wurde in der Folge ſelbſt Großinquiſitor. Während er hier mit unerbittlicher Strenge die Opfer der Schwärmerei würgte, ſchützte er die armen amerikaniſchen Wilden vor der Grauſamkeit ſeiner Landsleute, und

LXV

WELLINGTON

1769 1852

MARLBOROUGH

1650 1722

DESCARTES

1596 1650

D'ALEMBERT

1717 1783

LOPE DE VEGA

1562 1635

ALFIERI

1749 1803

verfocht in der neuen Welt die unſchädlichen Menſchenrechte, die er in der alten, wo ſie ihm Gefahr drohend erſchienen, nach Willkür verläugnete. Selbſt einen Kreuzzug zur Eroberung des heiligen Grabes ſuchte ſein chriſtlicher Eifer anzuregen, doch vergebens. Die Verfolgungen, welche die Chriſten auf der Küſte von Afrika von den Barbaresken erleiden mußten, bewogen ihn, da die Regierung Hilfe verweigerte, auf eigene Koſten ein Heer zu ſammeln (1509). Er ſelbſt führte es nach Afrika, trat in Helm und Panzer an die Spitze des Heeres, während ein Franziskaner das dreifache Kreuz ihm vortrug, und focht an den gefährlichſten Plätzen mit. Oran wurde erſtürmt und der größte Theil der Bewohner niedergemacht, woran jedoch Ximenes, dem es mehr um Bekehrung, als um Mord zu thun war, unſchuldig geweſen ſein mag. Seiner Beredtſamkeit Werk war es, daß Ferdinand der Katholiſche den Erzherzog Karl, den er in ſeinem erſten Teſtamente von den ſpaniſchen Thronen ausgeſchloſſen hatte, zu ſeinem Nachfolger beſtimmte, und nach Ferdinand's Tode (1516) zum Regenten Spaniens mit faſt unumſchränkter Gewalt ernannt, ſicherte Ximenes König Karl's Herrſchaft, indem er die Aufſtandsverſuche des Adels durch Hinweiſen auf Waffengewalt mit energiſcher Strenge vereitelte. Dadurch brachte er die Granden, welche bei jenem Thronwechſel die Rechte der Krone zu ſchmälern gehofft hatten, wider ſich auf; ſie wußten den jungen König Karl gegen ihn einzunehmen, und als dieſer, um die Zügel der Regierung zu ergreifen, nach Spanien kam, wies er den Kardinal in einem kalten Briefe an, in ſeinen Kirchſprengel zurück zu kehren. Dieſe unverdiente Behandlung brach das Herz des achtzigjährigen Greiſes, und er ſtarb, kurz nachdem er den kränkenden Brief erhalten hatte, den 8. November 1517. — Obgleich von ſtrenger und eiſerner Gemüthsart, war Ximenes doch nicht grauſam, und zeigte in den meiſten Fällen Abneigung gegen tödtliche Mittel. Durch ſeinen Muth, ſeine richtige Wahl der Maßregeln und ſeine Staatskunſt allein, dämpfte er ohne Blutvergießen, ja faſt ohne Gewalt die Flamme des Aufruhrs unter dem ſpaniſchen Adel, hierin Richelieu's ungleich größeres Vorbild. Daß er dennoch als Großinquiſitor binnen eilf Jahren gegen dritthalb tauſend Menſchen »zur Ehre Gottes« auf dem Scheiterhaufen umkommen ließ, iſt weniger eine Anklage ſeiner, als vielmehr ſeines Zeitalters, das einen ſo großen und ausgezeichneten Mann zu ſolch' ſchrecklicher Selbſttäuſchung bringen konnte. Für das Wohl ſeines Vaterlandes ſorgte er, wie Keiner ſeiner Zeitgenoſſen; auch erkannte die Nation ſeine Größe und das Gute, das ſie ihm verdankte,

und noch hundert Jahre nach ſeinem Tode drangen die Spanier, als wollten ſie des Königs Undank durch eine edle Schwärmerei verbeſſern, darauf, daß er als ihr Schutzpatron unter die Zahl der Heiligen verſetzt würde.

Johann Bernhard Baſedow.

Geboren 1723. Geſtorben 1790.

Seit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften hatte die Gelehrſamkeit, allmälig von den Höhen des äußeren Lebens vertrieben, eine blaſſe, ſtubenkranke Farbe angenommen. In ihre Bücherklauſen eingeſchloſſen, milzſüchtig und verkrümmt durch beharrliches Sitzen, ſperrte ſie in zunehmender Luftſcheu ſich mehr und mehr von Welt und Leben ab, die doch eben aus ihr neue Kraft und Jugend ſchöpfen ſollten. Baſedow's friſcher Geiſt entſetzte ſich vor dem großen gelehrten Krankenhauſe, in welches die Menſchheit ſich einzuniſten im Begriffe ſchien; er und ſeine Freunde fanden den Hauptgrund der körperlichen und geiſtigen Entartung in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend, und indem ſie gegen die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, gegen den Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen zu Felde zogen, trachteten ſie, aus den liberalen Erziehungsmaximen Locke's und Rouſſeau's, mit den ſchon von Comenius empfohlenen didaktiſchen Mitteln vereinigt, ein neues pädagogiſches Syſtem aufzubauen. Baſedow, eigentlich Baſſedau (er nannte ſich auch oft Bernhard von Nordalbingen), der Sohn eines Friſeurs, wurde den 11. September 1723 zu Hamburg geboren, erhielt den erſten Unterricht auf dem dortigen Johanneum, zeigte aber wenig Trieb zu anhaltenden Studien und beſuchte auch auf der Univerſität Leipzig wenig Vorleſungen. Das Privatſtudium der ſich entgegenſtehenden Wolf'ſchen und Cruſius'ſchen Philoſophie gab ſeinen theologiſchen Anſichten manche eigenthümliche Richtung. Seit 1749 Hauslehrer eines jungen Herrn von Quaalen in Holſtein, verſuchte er, dieſem die lateiniſche Sprache mehr durch den Umgang beizubringen, und der Vater ſeines Zöglings gewann ihn dadurch ſo lieb, daß er ihn 1753 zum Lehrer an der Ritterakademie zu

Soröe empfahl, von wo er, einiger heterodoxen Ausſprüche wegen, 1761 nach Altona verſetzt wurde. Die Muße des Amtes gab ihm Zeit zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und durch früheren Beifall kühn gemacht, ſuchte er nun eine Reform der Philoſophie zu erſtreben. Es erſchienen von ihm mehre philoſophiſche Schriften, in denen großer Reichthum an Ideen, aber auch Seichtigkeit und Mangel an Umſicht nicht zu verkennen ſind. Ein Aehnliches verſuchte er auch in der Theologie, und ſtellte den Grundſatz freier Prüfung der Dogmen auf, weshalb er ſehr verketzert wurde. Nun wendete ſich 1767 ſein Reformirungseifer auf das Erziehungsweſen, bei welchem ihm der Hauptzweck, die Bildung zum Menſchen, gänzlich vernachläſſigt ſchien. Begünſtigt von dem Miniſter von Bernſtorff, trat er mit dahin zielenden Vorſchlägen hervor und verſprach, wenn er vom Publikum gehörig unterſtützt würde, ein Werk zu liefern, in welchem der angemeſſenſte Gang des Unterrichts von der ſinnlichen Anſchauung bis zur geiſtigen Begriffsbeſtimmung entwickelt würde. Wirklich kam von Fürſten und Privatperſonen eine Unterſtützung von fünfzehn tauſend Rubeln zuſammen, und es erſchienen das „Methodenbuch“ und das „Elementarwerk,“ welche geprieſen und getadelt, aber auch in mehre Sprachen überſetzt wurden. Der Fürſt Franz von Anhalt-Deſſau ſuchte die Theorie zu realiſiren, und 1774 wurde zu Deſſau, wohin Baſedow drei Jahre früher berufen worden war, von dieſem eine Muſterſchule, das »Philanthropin,“ eingerichtet, an welchem noch Wolke, Campe, Salzmann, Lenz, Guthsmuths u. A. mitwirkten. Die Grundſätze dieſer Männer waren folgende. Die Natur muß, trotz des Widerſpruchs der conventionellen Unſitte, die Regel, und Philanthropie (Menſchenliebe) die Tendenz aller Erziehung ſein. Darum laſſe man die Kraft des Kindes, das von Natur gut iſt, ſich frei entwickeln und an Gegenſtänden der ſinnlichen Anſchauung (Naturkunde, Technologie) üben, bis es reich genug an Vorſtellungen iſt, um die Symbolik der Worte (klaſſiſche Autoren, Religionslehren) zu verſtehen, und leite ſeine Erziehung ſo, daß es zum körperlich und geiſtig geſunden, im Gebrauche ſeiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wiſſens bewanderten, nüchternen, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menſchen heranreife. — Aber bald entzweite der eifrige Philanthrop Badeſow ſich mit ſeinen übrigen Mitmenſchenfreunden, und in vielen ſeiner Hoffnungen getäuſcht, legte er ſchon 1776 die Direktion der Anſtalt nieder. Er lebte nun abwechſelnd in Deſſau, Halle und Leipzig, ſchrieb mehre theologiſche Schriften, und verſuchte endlich in

Magdeburg eine neue Methode des Leſenlehrens einzuführen. Hier ſtarb er den 25. Juli 1790. — Baſedow hatte ſelbſt zu viel Kontraſt in ſich, um zu leiſten, was er verſprach, und ſein heller und lebhafter Geiſt wurde durch die Feſſeln einſeitiger Kenntniſſe und Anſichten und durch Leidenſchaftlichkeit oft zu ſehr auf Abwege geleitet. Dennoch muß ihm das Verdienſt zugeſtanden werden, daß er viel dazu beitrug, das Pedantiſche aus der Erziehung zu verbannen, für ſie ein lebendigeres Intereſſe unter dem deutſchen Volke zu erregen und die körperliche Erziehung beſſer zu geſtalten. Baſedow's Perſönlichkeit und Betragen ſchildert Goethe, freilich im Gegenſatze zu dem unendlich einnehmenderen Lavater, nicht vortheilhaft: ſein tief im Kopfe liegendes kleines, ſchwarzes, ſcharfes, unter ſtruppigen Augenbrauen hervorblinkendes Auge, ſeine heftige, rauhe Stimme, ſeine ſchnellen und ſcharfen Aeußerungen, ein gewiſſes höhniſches Lachen, ſein ſchnelles Herumwerfen des Geſpräches, dazu ſein ununterbrochenes Tabakrauchen, waren Eigenſchaften, die wenigſtens der feine Sinn eines Goethe ungern ertrug.

Johann Heinrich Peſtalozzi.

Geboren 1745. Geſtorben 1827.

In Zürich, dem „deutſchen Athen der Schweiz," wie Balbi es nennt, kam dieſer, um Jugenderziehung und Volksbildung hochverdiente Menſchenfreund den 12. Januar 1745 zur Welt. In früher Kindheit verlor er ſeinen Vater, der dort Arzt geweſen war; fromme Verwandte, die ſich des verwaiſeten Knaben annahmen, bildeten ſein religiöſes und rechtliches Gefühl, ſein Mitleid für Arme und ſeine Liebe zu Kindern durch Lehre und Beiſpiel noch mehr aus. Neigung und Verhältniſſe beſtimmten ihn, ſich dem Studium der Theologie zu widmen, welches er aber bald mit der Rechtswiſſenſchaft vertauſchte, als ihm ein Verſuch zum Predigen gänzlich mißlungen war. Schon in jener Zeit erſchienen, außer einer Ueberſetzung mehrer Reden des Demoſthenes, verſchiedene Aufſätze über Berufsbildung und ſpartaniſche Geſetzgebung, welche ſeinen Fleiß und ſeine Anlagen bekun-

deten. Da er ſich jedoch durch übermäßiges Studiren eine ſchwere Krankheit zugezogen hatte, und während derſelben das Leſen von Rouſſeau's »Emile« ihn, wie den geiſtverwandten Baſedow, auf die Gebrechen des Gelehrtenſtandes und der ganzen neueren Bildungsweiſe aufmerkſam gemacht hatte, ſo verbrannte er nach ſeiner Geneſung alle mühſam geſammelten Auszüge über Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft, und widmete ſich der Landwirthſchaft. Nachdem er ſich einige Erfahrungen in derſelben bei einem Landwirthe geſammelt hatte, erbauete er auf einem wenig benutzten Stücke Landes bei Lenzburg, welches er von ſeinem väterlichen Erbtheile erkauft hatte, ein Gütchen, gab ihm den Namen „Neuhof," und bewirthſchaftete es in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren ſelbſt. Hierauf heiratete er die Tochter des Kaufmanns Schultes in Zürich, und nahm Antheil an den Geſchäften einer Kattunfabrik, wobei er den ſittlichen Verfall des Volkes aus eigener Erfahrung kennen lernte und demſelben nach Kräften abzuhelfen beſchloß. Im Jahre 1775 nahm er fünfzig Bettelkinder zu ſich in das Haus und ſorgte für ihren Unterhalt und ihre Erziehung. Sie unterſtützten ihn bei'm Feldbau, in der Hauswirthſchaft und in Fabrikarbeiten; allein der durch ihre Beköſtigung und Bekleidung ihm verurſachte Aufwand überſtieg bald ſeine Einnahme, und er gerieth ſowohl dadurch, als auch durch den häufigen Mißbrauch ſeiner Gutherzigkeit, in Armuth. Nirgends hatte ſein edler Zweck, der Menſchenbildung, Aufmunterung oder Unterſtützung gefunden; vielmehr wurde er als Schwärmer und Thor verlacht. Aber Peſtalozzi ließ ſich weder durch den Hohn der Welt, noch durch die häusliche Noth, ſeinen erhabenen Beruf verleiden. In ſeinen Volksromanen: „Lienhard und Gertrud," und „Chriſtoph und Elſe," legte er ſeine Erfahrungen über die Urſachen des Elends der niederen Volksklaſſen und die Mittel zu ihrer Beſſerung, in kräftiger und herzlicher Sprache nieder. In einem Gemüthszuſtande, den die mannigfachſten Kränkungen und Unfälle herbeigeführt und dadurch ſeinen Glauben an die Menſchheit faſt erſchüttert hatten, ſchrieb er ſeine reichhaltigen »Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts.« Ohne irgend eine Unterſtützung von Seite der Regierung, ſah er ſich nun genöthigt, die übernommene Erziehung der Kinder aufzugeben und Neuhof zu verlaſſen. Er gründete hierauf 1798 in Stanz ein Erziehungshaus für Bettelkinder, wobei er durch das neue Schweizerdirektorium unterſtützt wurde. Hier hatte er gegen achtzig Kinder der niedrigſten Volksklaſſen in Unterricht und Aufſicht. Jedoch wurde er durch den Ausbruch

des Krieges und durch ſeine Gegner genöthigt, noch in demſelben Jahre das mit Erfolg begonnene Geſchäft aufzugeben, und nun legte er in Burgdorf, wohin er ſich gewendet hatte, eine Schule an und wurde durch das Hinzutreten mehrer Koſtgänger in Stand geſetzt, auch andere Lehrer als Mitarbeiter anzunehmen. Durch mehre Schriften bereitete er den Jugendunterricht zweckmäßig vor. Seine Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten der Schweiz und ſeine Anhänglichkeit an das Volk, welches ihn auch 1802 nach Paris an den erſten Konſul ſandte, ſo wie ſeine Schrift: „Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat," zog ihm durch die darin offen ausgeſprochene Darſtellung der Mißbräuche und der Mittel zu ihrer Abſtellung, viele Unannehmlichkeiten von Seiten der Begüterten und Angeſehenen zu. Obgleich dies vielfach hemmend auf ſeine Erziehungsanſtalt einwirkte, ſo gedieh dieſelbe doch durch die Thätigkeit und Geſchicklichkeit der Theilnehmer, ſo wie durch den von ihnen verbreiteten Geiſt der Liebe und Ordnung und durch die Uneigennützigkeit des Vorſtehers immer mehr. 1804 verlegte er ſeine Anſtalt nach München-Buchſee, wo ſich Fellenberg an ihn anſchloß, und noch in demſelben Jahre von da nach Yverdun, deſſen Schloß ihm nebſt ſeinen Zöglingen eingeräumt worden war. Der Ertrag ſeiner ſchriftſtelleriſchen Werke bildete den Fond zu Errichtung einer Armenſchule. Peſtalozzi entſchlummerte den 17. Februar 1827 zu Brugg im Aargau. Durch Genialität, Gediegenheit und Tiefe der Einſicht, durch Kraft und Fülle ſeines Geiſtes, durch Thätigkeit und uneigennützige Wirkſamkeit, durch aufopfernde Liebe für das Wohl der Menſchheit, beſonders der niederen Volksklaſſen, ragte er über die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen hervor. Dieſelben Eigenſchaften ſeines Charakters ſprechen ſich auch durchgängig in ſeinen höchſt geiſtreichen und eigenthümlichen Schriften aus. Freilich verleitete ihn ſeine Unbekanntſchaft mit der neueren Literatur oft zu Geringſchätzung der Leiſtungen Anderer und zu anmaßender Würdigung ſeiner eigenen Wirkſamkeit. Seine Erziehungsmethode hatte zum Zweck, alle phyſiſchen und geiſtigen Kräfte des Menſchen, durch ſinnliche oder geiſtige Anſchauung unterſtützt, in naturgemäßer Stufenfolge des Unterrichtes anzuregen, zu entwickeln und auszubilden, wobei ihm nicht ſowohl die mechaniſche Erlernung gewiſſer Fähigkeiten, als vielmehr die Uebung und Bildung der Kraft des Kindes, der Zweck alles Elementarunterrichtes ſchien.

Wilhelm I. der Eroberer,

Herzog der Normandie, König von England.

Geboren 1016. Geſtorben 1087.

Der Gründer der anglo-normanniſchen Dynaſtie und Geſetzgeber Englands, Wilhelm, genannt der Eroberer, war ein natürlicher Sohn des Herzogs Robert I. von der Normandie und eines ſchönen Landmädchens, Arlotte aus Falaiſe, und kam daſelbſt im Jahre 1016 zur Welt. Obgleich Robert zwei rechtmäßige Söhne hatte, ſo bewog ihn doch theils ſeine Liebe zu Arlotten, theils ſein Vertrauen zu Wilhelm's früh entwickelten Fähigkeiten, Letzteren zu ſeinem Nachfolger zu beſtimmen, ſo, daß, als Robert (1035) auf einer Wallfahrt nach Jeruſalem umkam, Wilhelm den Herzogsſtuhl der Normandie beſtieg. Allein ungeachtet ſeines Muthes und ſeiner Klugheit würde er ſich ſchwerlich in der heftig beſtrittenen Herrſchaft haben behaupten können, wenn ihn nicht der König Heinrich I. von Frankreich gegen die Angriffe ſeiner Stiefbrüder und ihrer Adelspartei unterſtützt hätte. Mit Heinrich's Hilfe ſchlug Wilhelm den Grafen Arques, eroberte Maine und beherrſchte ſeitdem unangefochten die Normandie. Da er hierauf den ihm nahe verwandten König Eduard III. (den Bekenner) von England gegen die Einfälle der Dänen vertheidigen half, ſo ernannte ihn dieſer in ſeinem Teſtamente zu ſeinem Nachfolger. Aber ehe noch Wilhelm nach dem Tode Eduard's (1066) von dem Throne Englands Beſitz nehmen konnte, wußte Herzog Harald von Weſſex die Engländer für ſich zu gewinnen und wurde von ihnen zum Könige gewählt. Auf dieſe Nachricht führte Wilhelm ein Heer von ſechzigtauſend Mann nach England hinüber, landete bei Pevenſey, jetzt Pemſey, und bot am 14. Oktober 1066 bei Haſtings in Suſſex dem Könige Harald die Schlacht. Vom frühen Morgen bis zum Einbruche der Nacht wurde, auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit, gekämpft, und für Keinen wollte ſich der Sieg entſcheiden.

Da unternahm der kriegserfahrene Wilhelm, wohl einſehend, daß er nicht in die engliſchen Maſſen eindringen könne, einen verſtellten Rückzug. Die Engländer ließen ſich täuſchen, löſeten, um beſſer verfolgen zu können, ihre Reihen, wurden aber im nämlichen Augenblicke von den ſchnell ſich wendenden Normannen wüthend angegriffen. Doch auch das unter den Engländern angerichtete Blutbad brachte dieſe nicht zum Weichen, und bei Eintritt der Nacht griff der unerſchütterliche Normanne noch einmal an. Ein Pfeil durchbohrte des muthig fechtenden Harald Stirn und warf ihn todt zur Erde. Als die Engländer ihren König fallen ſahen, ſtäubten ſie aus einander, von den Normannen mit Heftigkeit verfolgt. Wilhelm's Sieg, und mit ihm ſeine Herrſchaft über England, war entſchieden; noch auf dem Schlachtfelde ließ er ſich zum König ausrufen. Hierauf auch von den Großen des Reiches als Herrſcher anerkannt und am Weihnachtsfeſte in London gekrönt, behauptete er ſich durch Klugheit und Strenge auf dem Throne, gewann die Stände durch Ertheilung von Privilegien, erbaute, um die Bewohner Londons beſſer im Zaume halten zu können, den Tower, und verband ſich den normanniſchen Adel durch Belehnung mit großen Gütern in England, ſo wie er überhaupt die fränkiſche Sitte des Lehenweſens dort einführte und das Land in Baronien theilte. Da die Normandie ein Lehen Frankreichs war und ein Vaſall ſich keine Eroberungen zueignen konnte, als inſofern ſie mit ſeinem Lehen Eines wurden, ſo ging daraus ein geſpanntes Verhältniß zwiſchen England und Frankreich hervor, in deſſen Folge das letztere fortwährend behauptete, England ſei ihm lehenspflichtig und darüber bereits mit Wilhelm in einen Krieg gerieth, der nachher Jahrhunderte lang faſt unter jedem Regenten wiederholt wurde; daher auch die alte Nationalfeindſchaft zwiſchen Engländern und Franzoſen ſich aus jenen Tagen herſchreibt, wo Wilhelm als Eroberer Englands Boden betrat. Auch in anderer Hinſicht war Wilhelm's Regierung keine ganz ruhige. Seine neuen fränkiſchen Einrichtungen mißfielen den alten Bewohnern des Landes, den Sachſen, und ſie unternahmen öftere, wiewohl vergebliche Verſuche, das normanniſche Joch abzuſchütteln, auch deshalb, weil Wilhelm, durch Einführung des Franzöſiſchen als Hofſprache, ihre angeſtammte Sprache auszurotten drohte. Schon im Jahre 1076 empörte ſich Wilhelm's älteſter Sohn, Robert der Kurzſchenkel, welchem Jener bei ſeiner Abfahrt die Regierung der Normandie anvertraut hatte, wurde aber von ſeinem Vater bald zur Unterwerfung und zum Gehorſam zurückgeführt. Eilf Jahre ſpäter (1087) begann der kühne Eroberer, wegen der

gedachten Lehenſtreitigkeiten, offenen Krieg gegen Frankreich und drang mit ſtürmender Hand bis an die Thore von Paris vor. Da warf den greiſen Kämpfer ſein unbändiges Roß ab. Schwer verletzt ließ er ſich nach Rouen bringen, und beſchloß hier ſein tapferes Leben.

Gottfried von Bouillon.

Herzog von Niederlothringen, König von Jeruſalem.

Geboren 1050. Geſtorben 1100.

Unter den Ahnen des erlauchten Kaiſerhauſes Oeſterreich glänzt auch der Name Gottfried's von Bouillon, welcher, der erſte Ritter ſeiner Zeit, mit dem Muthe, die heilige Krone von Jeruſalem zu erobern, die Demuth vereinigte, ihr zu entſagen. Väterlicher Seits von den Pippiniden, mütterlicher Seits von den Grafen von Ardenne abſtammend, haben ſeine Ahnen in doppelter Verwandtſchaft mit den Etichonen, den Stammvätern der Habsburger und Lothringer, geſtanden, und mit Recht prangt daher der Name des Helden, welchen Taſſo's Leier verherrlichte, auf der Ahnentafel Oeſterreichs. — Gottfried, nach dem Stammſchloſſe ſeines Geſchlechts Bouillon (im jetzigen belgiſchen Antheile des Großherzogthums Luxemburg) benannt, geboren um 1050 zu Bayſy bei Nivelles, war der älteſte Sohn des Grafen Euſtach II. von Boulogne und Ida's, der Schweſter Gottfried's des Bucklichten von Niederlothringen, von welchem er an Kindesſtatt angenommen und zum Erben aller eigenen Güter eingeſetzt wurde. Zuerſt (1076) nur mit der Mark Antwerpen belehnt, hatte er Gelegenheit, dem Kaiſer Heinrich IV. auf deſſen Zügen wider ſeine Feinde in Italien die treueſten Dienſte zu leiſten, ſo daß er 1089 auch das Herzogthum Niederlothringen oder Brabant erhielt. Bereits 1080 ſtand er in des Kaiſers Heere wider den Gegenkaiſer Rudolf von Schwaben, und in ſo großer Achtung, daß am Abend vor der blutigen Schlacht an der Elſter alle Fürſten ihn, als den Würdigſten, zum Träger des Reichspaniers erkoren, mit deſſen Schaft er im Schlachtgetümmel die Bruſt des Gegenkaiſers durchſtieß und ihn tödtete. 1089 begleitete er den Kaiſer auf ſeinem Zuge

gegen den Papſt und war unter den Erſten, welche in Rom eindrangen. Aber bald darauf verfiel er in eine ſchwere Krankheit, die er für eine Strafe des Himmels anſah, weil er wider den heiligen Stuhl gekämpft, und die ihn ſchon damals zu dem Entſchluſſe bewog, nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Als daher Peter's von Amiens feurige Beredtſamkeit das chriſtliche Europa zu den Waffen rief, rüſtete ſich auch Gottfried und brachte dieſem frommen Zwecke die größten Opfer. Mit ihm rüſteten ſeine Brüder Balduin und Euſtach ſich zur gemeinſamen Fahrt; dem jüngſten Bruder, Wilhelm, wurde die Verwaltung Niederlothringens übertragen. Gottfried vereinigte ſich nun mit den übrigen Fürſten, welche das erſte geordnete Kreuzheer bildeten, und ohne daß er je nach dem Oberbefehle geſtrebt hätte, unterwarfen ſich doch alle Streiter des Kreuzes ſehr bald freiwillig ſeiner Führung, da nur Wenige an Waffenruhm, Keiner aber an Edelmuth und reinem Glaubenseifer, ihm gleichkamen. Am 15. Auguſt 1096 trat Gottfried den Zug mit beinahe einer Million Menſchen an. Schon im Beginne der Fahrt wurden den Kreuzkämpfern durch der Griechen Mißtrauen und Argliſt ſchnöde Schwierigkeiten entgegengeſtellt; doch des Führers Muth und biederer Sinn half ſie überwinden. Im Mai des Jahres 1097 trafen die Heere in Aſien zuſammen; aber hier begannen durch den kühnen Widerſtand der Seldſchuken ernſtere Gefahren und blutige Verluſte für die Kreuzfahrer. Furcht und Verzagen riß unter ihnen ein, Viele wollten umkehren; perſönliche Zwiſte hemmten eine Weile das Vorrücken gänzlich. Doch wurde Antiochia von dem Kreuzheere erobert, und es ſoll bei dieſer Belagerung der Herzog Gottfried mit übermenſchlicher Kraft einen Saracenen von der Schulter bis zum Sattel herab geſpaltet haben. Aber erſt im Mai 1099, nach beinahe dreijährigen Reiſebeſchwerden, konnten die Kreuzfahrer Antiochia verlaſſen, nunmehr längs der Seeküſte hinziehend und die Städte Tyrus und Sydon, Akre und Joppe ſich unterwerfend. Am 6. Juni gelangten ſie auf eine Anhöhe. Welch' ein Anblick! Die heilige Stadt gerade vor ihnen! Da erhoben der geſunkene Muth, die erkaltete Begeiſterung im Kreuzheere auf's Neue ihre Schwingen, und trotz der ſtarken Beſatzung und der unvollkommenen Mittel der Belagerer, ſtand Gottfried dennoch ſchon am 15. Juli als Sieger auf den Mauern Jeruſalems, und die Kreuzfahrer drangen von allen Seiten in die Stadt. Es blieb nun Nichts übrig, als, zur Behütung des von der unreinen Herrſchaft der Ungläubigen befreiten Heiligthums, durch Wahl den König des neuen chriſtlichen Reiches zu beſtimmen, und ſo wurde von den berathenden Fürſten Gottfried

von Bouillon zum Könige von Jeruſalem erwählt und am heiligen Grabe ausgerufen. Der demüthige Held aber hielt ſich unwürdig, dort König zu heißen und mit der goldenen Krone ſich zu ſchmücken, wo der König der Könige, Jeſus Chriſtus, die Dornenkrone getragen; er begnügte ſich mit dem Titel eines Schirmvogtes des heiligen Grabes und Barons von Jeruſalem. Gleichwohl behauptete er ſeine oberherrlichen Rechte mit Nachdruck gegen die ſtolzen Fürſten, welche nicht immer geneigt waren, ſie anzuerkennen, und nur erſt im folgenden Jahre konnte ihn der vom Papſte geſendete Patriarch dazu bewegen, ſein Reich vom römiſchen Stuhle zu Lehen zu nehmen. Als Oberhaupt des Königreichs Jeruſalem trachtete er nun vornehmlich, ſein Reich durch Geſetze zu ordnen, welche um ſo merkwürdiger, weil ſie der erſte geſetzgeberiſche Verſuch des Mittelalters ſind. Die Verfaſſung des Reiches geſtaltete er feudalariſtokratiſch, ganz ſo wie ſie in Frankreich ſich ausgebildet hatte; die Krone war erblich. Kurz nach ſeiner Erwählung hatte Gottfried bei Askalon über den Weſir Afdal geſiegt. Seine letzte Waffenthat war die Schlacht am Jordan, in welcher er, unter dem Beiſtande des kühnen Tancred, Fürſten von Galiläa, den Sultan von Damask ſchlug. Auf dem Rückwege wurde er von dem Emir zu Cäſarea zum Mittagsmahl eingeladen; er nahm keine andere Speiſe, als einen Cedernapfel, aber bald nach deſſen Genuſſe fühlte er ſich vom heftigen Fieber ergriffen. Nur mit Mühe konnte er Jeruſalem erreichen, und hier verhauchte er ſeine große Seele den 17. Auguſt 1100. Man beſtattete ſeinen Leichnam in der Kirche des heiligen Grabes auf dem Kalvarienberge, wo der Heiland gelitten hatte. Hier fanden auch alle Nachfolger Gottfried's im Reiche von Jeruſalem ihre Ruheſtätte. Die abendländiſchen Pilger beklagten fünf Tage lang den Tod ihres großen und frommen Beſchirmers, und nicht nur die morgenländiſchen Chriſten, ſondern ſelbſt die Araber und Türken nahmen an ihrer Trauer Antheil; denn ſeine Güte und Gerechtigkeit hatte ſie Alle ohne Ausnahme geſchützt. Unerſchütterlicher Muth im Kampfe, milde Schonung gegen die Ueberwundenen, und reiner, heiliger Eifer für die Sache der Religion bildeten den Charakter dieſes Helden und erhoben ihn weit über ſeine Zeitgenoſſen, die ihre ritterliche Tapferkeit oft durch Grauſamkeit befleckten und unter der Maske des Glaubenseifers ehrgeizige Abſichten verfolgten. Gegenwärtig beabſichtigt die belgiſche Regierung, ihm auf einem der Brüſſeler Plätze ein Standbild zu errichten, weil Gottfried und ſeine unmittelbaren Nachfolger durch ihre Einrichtungen und Anlagen die Hauptbegründer der flandriſchen Größe

und Wohlfahrt, und weil die Wirkungen der Kreuzzüge für kein Land im Norden Europa's ſo belebend und heilſam geweſen, wie für die Niederlande.

Wellington.

Geboren 1769.

Sir Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, von Ciudad-Rodrigo und von Vittoria, Fürſt von Waterloo, Marquis von Duero und von Torres-Vedras, Graf von Vimeira, Vicomte von Talavera, Pair von Großbritannien, Großkreuz und Ritter der vornehmſten Orden in Europa ꝛc. iſt — wie ſchon dieſe durch Thaten erworbenen Titel beurkunden — einer der berühmteſten und glücklichſten Feldherren des neunzehnten Jahrhunderts, an deſſen felſenfeſter Beharrlichkeit bei Waterloo Napoleon's ungeſtüme Angriffe ſcheiterten. Sir Arthur wurde den 1. Mai 1769 zu Dungancaſtle in Irland geboren, iſt aber britiſcher Abkunft. Die Familie nannte ſich urſprünglich Colley, nahm aber 1700 in Folge von Adoption den Namen Colley-Wellesley an, und bediente ſich ſpäter nur des neuen Namens. Arthur's Vater, ſeit 1760 Graf von Mornington, war mit der Tochter des Grafen Dunganon verheiratet, welche ihm ſieben Söhne und zwei Töchter gebar. Arthur, der fünfte ſeiner Söhne, erhielt ſeine Bildung in der Schule zu Eton, kam aber, weil er entſchiedene Neigung für den Militärſtand hatte und England damals ohne militäriſche Bildungsanſtalten war, frühzeitig nach Frankreich in die Militärſchule zu Angers. Nach ſeiner Heimkehr nahm er 1787 Dienſte in der engliſchen Armee, und leitete ſchon 1794 als Oberſtlieutenant — durch Stellenkauf hatte er ſich mitten im Frieden ſchnell zu dieſer Würde emporgearbeitet — den Rückzug einer Brigade unter den Befehlen des Grafen von Moira, welcher damals Flandern räumen mußte. Beſſere Gelegenheit, ſeine militäriſchen Talente zu bewähren, fand er in Oſtindien, wohin er 1798 ſeinen Bruder, den Marquis von Wellesley, der Gouverneur von Bengalen war, begleitete. Der Krieg gegen den Beherr-

ſcher von Myſore, Tippo Saib, war ausgebrochen, und Sir Arthur erhielt den Oberbefehl über das aus Eingeborenen beſtehende Hilfskorps des Königs von Golkonda. Sein Antheil an der gänzlichen Vertilgung Tippo Saib's, ſo wie an der Erſtürmung ſeiner Hauptſtadt Seringapatam (1760) iſt bedeutend und rühmlich anerkannt worden. Neue Lorbeeren erwarb er ſich in dem Kampfe gegen den kühnen Parteigänger Dhoudia Waugh (1800), der in einem entſcheidenden Treffen blieb, und in dem, 1802 ausbrechenden Maharattenkriege, dem er durch Beſiegung der Maharattenfürſten Scindiah und Holkar, durch Wegnahme mehrer feſten Plätze und Unterwerfung des unruhigen Radja von Berar ein Ende machte. Mit Lobeserhebungen und glänzenden Belohnungen überhäuft, kam er 1805 in ſein Vaterland zurück, wurde von der Stadt Newport zum Abgeordneten im Unterhauſe gewählt, nahm jedoch, da ihn kein beſonderes Rednertalent auszeichnete, nur ſelten Theil an den Debatten. Auch als erſter Sekretär des Statthalters von Irland (1806) gefiel er ſich nicht, und fühlte ſich erſt dann wieder in ſeinem Wirkungskreiſe, als er bei der Expedition, welche 1807 Lord Cathcart gegen Kopenhagen unternahm, den Befehl über eine Diviſion erhielt, mit welcher er ein däniſches Detaſchement ſchlug. Ein noch größeres Feld der Thaten eröffnete ſich ihm, als die portugieſiſche Junta die engliſche Regierung um Unterſtützung gegen die Franzoſen anrief. Am 1. Auguſt 1808 landete er mit dem engliſchen Hilfskorps bei Figueira, zog die portugieſiſchen Truppen an ſich und ſchlug bei Roleja die franzöſiſche Diviſion unter Laborde. Durch ſeinen entſcheidenden Sieg bei Vimeira (21. Auguſt) wurde Junot zu der Konvention von Cintra gezwungen, nach welcher die franzöſiſche Armee Portugal räumen mußte. Wellesley mußte wegen des Abſchluſſes dieſer Konvention manchen Vorwurf hören, erhielt aber, als die mittlerweile verſtärkten Franzoſen bis Corunna vorgedrungen waren, den Oberbefehl und landete mit einer bedeutenden Hilfsarmee zu Liſſabon. Sogleich rückte er gegen den Feind vor, ſchlug deſſen Avantgarde bei Grijon (11. Mai 1809), ging mit kühner Entſchloſſenheit über den Duero, überrumpelte Oporto und zwang den Marſchall Soult, eiligſt und mit großem Verluſte Portugal zu räumen. Darauf drang er nach Spanien vor, brachte der franzöſiſchen Armee bei Talavera (28. Juli 1810) einen empfindlichen Schlag bei, wofür er den Titel eines Lord Wellington, Vicomte von Talavera, erhielt, und hätte vielleicht die Halbinſel ſchon damals vom fremden Joche befreit, wäre die Indolenz der ſpaniſchen Behörden und Generale nicht immer ſeinen Planen

hinderlich geweſen. Unmuthig hierüber, zog er ſich nach Portugal zurück und beſchränkte ſich auf die Vertheidigung dieſes Landes. Auch hatten ſich durch den Wiener Frieden die franzöſiſchen Streitkräfte in Spanien gemehrt und drängten unter Maſſena mit aller Macht gegen Portugal. Wellington zog ſich langſam zurück und nahm, nachdem er den Franzoſen bei Buſaco (28. September 1810) eine Niederlage beigebracht hatte, hinter der unangreifbaren Verſchanzung von Torres Vedras ſeine Stellung. Auf ſeinen Befehl hatten die Portugieſen das ganze Land in eine Wüſte verwandelt und alle Lebensmittel ſorgfältig vertilgt. Vergebens ſuchte Maſſena den engliſchen Feldherrn, welcher von ſeinen Felſengipfeln dem Treiben der Franzoſen ruhig zuſah, zu einer Schlacht zu verlocken und mußte bald, von Hunger und Krankheiten geſchlagen, den Rückzug antreten, auf welchem er bedeutenden Verluſt erlitt. In dem Treffen bei Fuentes de Onoro erntete Wellington neue Lorbeern, und belagerte Almeida. Nur die Verſtärkungen, welche Soult und Mortier der franzöſiſchen Armee zuführten, hielten ihn vom weiteren Vordringen zurück. Als bei dem Ausbruche des Krieges gegen Rußland die beſten franzöſiſchen Truppen aus Spanien zurückgezogen wurden, und nur eine Heeresabtheilung unter Marmont gegenüber ſtehen blieb, ergriff Wellington ſogleich die Offenſive, eroberte Ciudad Rodrigo (18. Januar 1812), erſtürmte Badajoz (7. April), nahm Salamanca in Beſitz (17. Juni), ſchlug in der Nähe dieſer Stadt die Franzoſen auf's Haupt (22. Juli), und zog (13. Auguſt) ſiegreich in Madrid ein. Nach Soult's Abgang nach Deutſchland wurde die franzöſiſche Armee raſch bis Vittoria zurückgedrängt, wo ſie eine Schlacht annahm, in welcher ſie eine völlige Niederlage erlitt (21. Juni 1813). Geſchütz, Gepäck und Kriegskaſſe fielen in die Hände der Sieger, welche unverweilt nach Pampelona und San Sebaſtian vordrangen. Soult's Ankunft bei der entmuthigten Armee war von geringem Vortheile, und die Franzoſen mußten das mit ihrem Blute getränkte Spanien verlaſſen. Am 7. Oktober betrat die engliſche Armee den franzöſiſchen Boden. Trotz des ſchlechten Wetters und des ungünſtigen Terrains rückte Wellington immer vor, und hatte ſich bereits der Städte Bordeaux und Toulouſe — wo er Soult zum letzten Male ſchlug — bemächtigt, als die Nachricht von dem Einmarſche der Verbündeten in Paris, eintraf und einen Waffenſtillſtand zur Folge hatte. Wellington begab ſich ſelbſt nach der Hauptſtadt, wo ihm von Ludwig XVIII. ein ſchmeichelhafter Empfang ward. Später ging er nach Madrid, und ſeine Gegenwart, wie der von ihm dem Könige Ferdinand

ertheilte gute Rath trugen nicht wenig dazu bei, die Ordnung in dem völlig zerrütteten Spanien wieder herzuſtellen. Bei ſeiner Rückkehr nach England wurde er allenthalben mit Enthuſiasmus empfangen und mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Nach kurzer Ruhe ging er als engliſcher Botſchafter an den franzöſiſchen Hof, und von da als Englands Bevollmächtigter nach Wien, wo er dem Kongreſſe beiwohnte, bis ihn die Nachricht von der Landung Napoleon's zur ſchnellen Abreiſe beſtimmte. Er eilte nach Brüſſel, dem Mittelpunkte aller Kriegsrüſtungen, und übernahm, zum holländiſchen Feldmarſchall ernannt, hier ein Heer, das aus engliſchen, hannöverſchen, holländiſchen und braunſchweigiſchen Truppen zuſammengeſetzt, mithin größtentheils ihm ganz fremd war. Zwar ging die Schlacht bei Ligny zum Theile durch Wellington's Verſäumniſſe verloren; aber deſto heldenmüthiger und bewunderungswürdiger war ſein Benehmen in der Schlacht bei Waterloo. Durch acht Stunden ſetzte er, beharrlich die Ankunft der Preußen erwartend, den wüthenden Angriffen der Franzoſen die entſchloſſenſte Standhaftigkeit entgegen, wobei er ſich ſelbſt dem ſtärkſten Feuer bloßſtellte und faſt alle ſeine Adjutanten verlor. Es war bereits ſechs Uhr; über zehntauſend Mann des engliſchen Heeres lagen todt oder verſtümmelt auf dem Kampfplatze, die Reihen wurden immer dünner, die Angriffe der Franzoſen immer ungeſtümer. Da ſah Wellington kaltblütig nach der Uhr und ſagte zu ſeiner Umgebung: »es braucht noch viele Stunden, ehe wir zuſammengehauen ſind, und ſo wird die Nacht doch kommen, wenn auch nicht die Preußen.« Aber dieſe kamen zur rechten Stunde, und Napoleon wurde für immer aus dem Felde geſchlagen. Wellington ging zum zweiten Male nach Paris und nahm an den diplomatiſchen Verhandlungen Theil. Sein Wirken als Staatsmann hat zwar manchen Tadel erfahren, doch hat ihm Frankreich manche vortheilhafte Maßregel zu danken. So beſchleunigte er den Beſchluß, durch welchen das fremde Beſatzungsheer vermindert und ſodann 1818 ganz aus Frankreich entfernt wurde. Es wäre zu weitläufig, hier alle Ehren und Belohnungen anzuführen, die dem ſiegreichen Feldherrn zu Theile wurden. Aber der ſchönere, glücklichere und ruhmvollere Abſchnitt ſeines Lebens blieb auf den Schlachtfeldern zurück; dem Staatsmanne grünten nicht dieſelben Lorbeern, die der Krieger gepflückt hatte, und ſeine ariſtokratiſche Starrheit entfremdete ihm viele Herzen, die für ſeinen Kriegsruhm erglüht waren. Gegen die Zeit kämpfend, mußte er fortan manche Niederlage erleiden. 1828 als erſter Miniſter an Goderich's Stelle tretend, verließ er Canning's Politik, und

LXVI

JOHNSON
1709
1785
SWIFT
1667
1745
HEINSARDSTEIN
1794
BAUERNFELD
1806
CREBILLON
1676
1762
MALHERBE
1556
1628

Marlborough.

Geboren 1650. Geſtorben 1722.

„Marlborough s'en va-t-en guerre" — ſo tönte das Volkslied noch lange in fremder, ja feindlicher Zunge den Ruhm des Helden nach, dem in England, außer Wellington, bis jetzt noch Keiner ſich an die Seite ſtellen konnte. John Churchill — nachmals Herzog von Marlborough — ſtammt aus einem alten normanniſchen Geſchlechte, das unter dem Namen Courcil oder Courſelle, mit Wilhelm dem Eroberer aus Poitou nach England kam. Sein Vater, Winſton Churchill, blieb während der bürgerlichen Unruhen dem nachmaligen Könige Karl II. treu, heiratete die Tochter des Sir John Drake, Baronets auf Aſhe in Devonſhire, und John wurde in dieſem Orte den 24. Juni 1650 geboren. Da ſein älterer Bruder in der Kindheit ſtarb, ſo gingen die Titel und das geſchmolzene Vermögen der Familie auf ihn über. Den erſten Unterricht empfing er von ſeinem Vater und einem benachbarten Geiſtlichen, kam hierauf nach London in die heilige Paulsſchule, und ward nach kurzer Zeit Page bei dem Herzoge von York (ſpäter König Jakob II.), der ihn wegen ſeines angenehmen Aeußeren und gewandten Benehmens lieb gewann. Einſt fragte ihn der Herzog: welchen Stand er ergreifen wolle? Da fiel der Jüngling vor ſeinem Gönner auf die Kniee und bat: er möge ihm nur eine Fahne in einem der ſchönen Garderegimenter verleihen. Der Herzog gewährte dieſe Bitte, und Churchill erhielt in ſeinem ſechzehnten Jahre das Anſtellungsdekret. Freiwillig wohnte er nun der Belagerung von Tanger in Afrika bei, drängte ſich zu allen Gefechten und zeichnete ſich ſchon dort durch ſeine Kühnheit aus. Nach ſeiner Rückkehr zum Hauptmanne ernannt, machte er den Feldzug 1672, beſonders die Belagerung von Nimwegen und Maſtricht mit, erwarb ſich bei dieſer Gelegenheit den Beifall des Marſchalls Turenne, der ihn immer »ſeinen ſchönen Engländer" nannte, rettete dem Herzog von Monmouth das Leben und ward dafür Oberſtlieutenant. Seit 1677 nach England zurückgekehrt, ſtieg er, durch die Gunſt des Königs Karl II. und

des Herzogs von York, mit raſchen Schritten höher auf der Bahn der Ehren. 1681 heiratete er die ſchöne und hochgebildete Miß Sara Jennings, Günſtlingin der Prinzeſſin (nachmals Königin) Anna; im folgenden Jahre ward er Baron, Pair von Schottland und Oberſt des zweiten Garderegiments. Als der Herzog von York 1685 unter dem Namen Jakob II. den Thron von England beſtieg, ward Churchill Kammerherr und Brigadiergeneral, nach ſeiner Rückkehr von einer Geſandtſchaftsreiſe nach Frankreich aber Pair von England. Zwar wirkte er gegen die Revolution des Herzogs von Monmouth, verließ aber ſeinen Gönner Jakob II. ſpäter bei der Landung Wilhelm's von Oranien, und ſchloß ſich an dieſen an, vermochte auch die Prinzeſſin Anna und deren Gemal, den Prinzen Georg von Dänemark, auf die Seite ihres Schwagers, Wilhelm's III., zu treten, und im Januar 1689 die Pairskammer, die Aſſociationsakte zu Gunſten des Prinzen von Oranien zu erlaſſen, der ihn dafür zum Grafen ernannte. Er ward hierauf Generallieutenant, und gab dem Heere eine andere Organiſation. Im Kriege gegen Ludwig XIV. befehligte Churchill die Engländer in Flandern, und trug viel zu dem Siege bei Walcourt bei. 1690 ging er nach Irland und nahm Cork und Kinſale, 1691 nach Flandern und diente dort unter dem Könige Wilhelm. Bei ſeiner Rückkehr im folgenden Jahre aber wurde er aller ſeiner Stellen beraubt und in den Tower geſperrt, weil er in ſtarken Verdacht kam, die Armee für Jakob II. zu gewinnen und dieſem ſo den Thron zu verſchaffen verſprochen zu haben. Zwar wurde er ſpäter aus Mangel an Beweiſen freigelaſſen, lebte aber in einer Art Exil. Nach dem Frieden von Ryswik wurde er 1698 zum Gouverneur des Neffen Wilhelm's III., des Herzogs von Glouceſter, ernannt, kam wieder in den geheimen Rath, und ward auch in Abweſenheit des Königs mehrmals Mitglied der aus neun Lords beſtehenden Regentſchaft. Als 1700 ſein Zögling ſtarb, ging er als Commandeur en Chef der engliſch-holländiſchen Truppen nach den Niederlanden und ward zugleich engliſcher Geſandter bei den Generalſtaaten. 1702 ſtarb König Wilhelm; ihm folgte auf dem Throne die Prinzeſſin Anna, und über dieſe vermochten Churchill und ſeine Gemalin Alles. Churchill ward daher ſogleich Commandeur en Chef aller alliirten Truppen in den Niederlanden und ſpäter General en Chef der Artillerie. Er ging 1702 nach Holland, zwang dort den Grafen Athlone, ihm das Kommando abzutreten, und die Franzoſen, Geldern zu räumen, nahm auch Lüttich ein und ward nun Marquis von Blandford und Herzog von Marlborough. 1703 ging er wieder nach dem Kontinente,

zog 1704 dem Kaiſer zu Hilfe, verband ſich mit Eugen, wo ein in der Geſchichte einzig ſchönes Wechſelverhältniß die beiden Helden umſchlang, indem ſie übereinkamen, daß Marlborough einen Tag um den anderen den Oberbefehl mit Eugen führen ſolle. Beide ſiegten nun auf dem Schellenberge über die Baiern, bei Höchſtädt über Tallard, der in ihre Gefangenſchaft fiel. Für dieſe Siege ward Marlborough Reichsfürſt und bekam die Herrſchaft Mindelheim; in England aber erhielt er durch das Parlament und die Königin einen prächtigen Palaſt auf ſeinem Hauptgute, unter dem Namen Blenheim-Houſe. 1705 befehligte er in den Niederlanden gegen Villars und Villeroi, ſtürmte die Linien des Letzteren, begab ſich nach Wien, um den ferneren Kriegsplan zu beſprechen, und brachte dem Kaiſer eine Anleihe in England zuwege; im folgenden Jahre ſchlug er Villeroi bei Ramelies. Groß und unentbehrlich durch den Krieg, wußte er, vereint mit Eugen und dem holländiſchen Großpenſionair Heinſius, den Frieden zu hintertreiben, und perſönlich an den König Karl XII. von Schweden geſchickt, hielt er Dieſen ab, ſich gegen die Alliirten zu erklären. 1708 kommandirte er gegen den Herzog von Burgund und Villars, ſchlug die Franzoſen bei Oudenarde, nahm Lille, Gent und Brügge, und hintertrieb abermals den Frieden. Um dieſe Zeit begehrte er den Rang eines Generals en Chef auf Lebenszeit, gab aber dadurch ſeinen Feinden Gelegenheit, ſeinen Ehrgeiz bei der Königin Anna in ein grelles Licht zu ſetzen. Dazu fiel ſeine Gemalin bei der Königin in Ungnade, und ein theologiſcher Streit mit Sacheverell entſchied den Sturz ſeiner Partei; das ganze Miniſterium wurde geändert, und nur Marlborough, den man noch nicht anzugreifen wagte, blieb in demſelben und behielt ſein Kommando. 1711 erlitt er in den lebhaften Debatten über den künftigen Frieden mehre Demüthigungen, und auch ſeine Gewalt, in Beziehung auf das Kommando in Flandern, wurde beſchränkt; dennoch nahm er Bouthain und ſuchte le Quesnoi zu belagern, mußte aber ſchnell nach England gehen, indem die Friedenspartei dort eben die Oberhand gewinnen wollte. Seine Ungnade bei der Königin Anna war indeſſen ſchon entſchieden, und ſie benutzte eine Anklage, die den Herzog wegen angeblicher Unterſchleife bei der Armee vor Gericht ſtellte, um ihn 1712 aller ſeiner Stellen zu entſetzen. Vergebens eilte ſein Freund Eugen nach England, um ihm beizuſtehen; der Friede zu Utrecht kam 1713 zu Stande, die Klage gegen den Herzog wegen Unterſchleife wurde für gerecht erklärt, und der königliche Prokurator erhielt den Befehl, ihn zu verfolgen; doch ließ man die Klage ſpäter fallen. Marlborough zog

ſich auf ein kleines Landhaus bei St. Alban zurück, und wurde hier von den Gewerken, die den Bau des, ihm von dem Parlamente geſchenkten Blenheim-Houſe geführt hatten, wegen der hierauf noch nicht bezahlten dreißigtauſend Pfund Sterling belangt. Empört darüber, ging er bald nach dem Kontinente, bereiſete Holland, die Niederlande und Deutſchland, und kehrte erſt am Todestage der Königin Anna 1714 nach England zurück. König Georg I., der ihm und ſeiner Partei viel verdankte, ſetzte ihn in alle Würden wieder ein; doch gewann Marlborough keinen leitenden Antheil an den Regierungsmaßregeln. Im Mai 1716 wurde er vom Schlage gerührt; aber er gelangte wieder in den Beſitz ſeiner Körper- und Geiſteskräfte, beſuchte nach wie vor das Parlament und verſah die Obliegenheiten ſeines Dienſtes. Er bot ſeine Entlaſſung an; aber den König hielt ſeine Verehrung ab, ſie anzunehmen. Doch war ſeine öffentliche Laufbahn als beſchloſſen anzuſehen. Ein neuer Schlaganfall endete am 16. Juni 1722, in Marlborough's zweiundſiebzigſtem Jahre ſein Leben, deſſen Morgen und Mittag ſo glücklich und glanzoll, deſſen Abend ſo finſter und ſtürmiſch geweſen war. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht erſt in der Weſtminſterabtei, dann in der Kapelle zu Blenheim beigeſetzt.

Marlborough war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, auf deſſen Ruf nur der Eine Flecken der geheimen Verbindung mit dem Könige Jakob II. laſtet, den er jedoch durch die ſpätere unwandelbare Treue und durch ſeine, dem neuen Regentenhauſe geleiſteten großen Dienſte völlig verwiſcht hat. Als Feldherr erhoben ihn vorzüglich die großen Eigenſchaften der Raſchheit und Entſchloſſenheit bei gründlicher Beſonnenheit und Beharrlichkeit, die ſchnelle Beurtheilung des Bodens und des Feindes, die genaue Bekanntſchaft mit jeder Waffe und ihre daraus folgende meiſterhafte Verwendung, endlich die unausgeſetzte Sorge für ſeine Soldaten, die ihm den Beinamen des „wackeren, tapferen und wachſamen Korporals John" gaben. Ihre allgemeine Liebe folgte ihm ſtets, obgleich er die Disciplin mit eiſerner Strenge handhabte und in den, ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzten, unter ſeinem Befehle ſtehenden Truppen immer eine muſterhafte Ordnung aufrecht erhielt. Marlborough's Privatcharakter war durch viele Tugenden geſchmückt, wenn auch nicht ohne manche Schwächen, die dem giftigen Hohne ſeiner Feinde Stoff boten, und wohin ſein Geiz und ſeine Nachgiebigkeit gegen ſeine herrſchſüchtige Gemalin zu rechnen ſind. Er war klug, ſcharfſichtig, Herr ſeiner Leidenſchaften, gewiſſenhaft in ſeinen häuslichen, und eifrig in der Erfüllung ſeiner religiöſen Pflichten. Im Felde war er

menſchlich, ſorgte emſig für das Wohl ſeiner Krieger, und war nach Statt gehabtem Gefechte überaus bemüht, den Verwundeten alle nur mögliche Hilfe und Labſal angedeihen zu laſſen. Das religiöſe und moraliſche Gefühl ſeiner Truppen ſuchte er nach Kräften zu erheben. Sein Lager — ſo ſagt ein gleichzeitiger Biograph und Augenzeuge — glich einer großen, wohlverwalteten Stadt. Flüche und Schwüre wurden unter den Officieren ſelten gehört; Schlemmer und Trunkenbolde waren Gegenſtände der Verachtung, und die gemeinen Soldaten, von denen viele dem Abſchaum und Auswurf der Nation entſtammten, wurden, nach dem Verlaufe eines oder zweier Feldzüge, lenkſam, geſittet und vernünftig, und erhoben ſich durch ihr inneres und äußeres Weſen über den großen Haufen.

Descartes.

Geboren 1596. Geſtorben 1650.

Der berühmte Zweifler, dem Zweifeln Beweiſen war, René Descartes du Perron (dieſen letzteren Namen führte er nach einer, von ſeiner Mutter ererbten Herrſchaft), wurde den 31. März 1596 zu la Haye in Touraine in urſprünglich edlem Hauſe geboren. Schon als Kind zeigte er einen natürlichen Trieb, den Urſachen auffallender Dinge nachzuforſchen, und erregte in der Schule zu la Flèche, in welcher er vom achten bis zum ſiebzehnten Lebensjahre die alten Sprachen, die Dichtkunſt und die Mathematik mit Vorliebe betrieb, die Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer Charlet und Dinet. Die Philoſophie und Phyſik aber, wie ſie damals im ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Geiſte vorgetragen wurden, erfüllten ihn mit zahlloſen Zweifeln und machten ihn zum Skeptiker. Er warf die Bücher mit Unwillen von ſich und ſtürzte ſich in die Zerſtreuungen von Paris, bis die Trennung von einem Freunde, Merſenne, ihn bewog, ſich in der Vorſtadt St. Germain der Einſamkeit und den Wiſſenſchaften wieder hinzugeben. Nachdem er ſo das einundzwanzigſte Jahr erreicht hatte, drängte ihn die Sehnſucht, die Einheit der Principien mehr praktiſch, als theoretiſch, aufzuſpüren, und er nahm unter Moritz von Oranien holländiſche Kriegs-

dienſte, im Gewühle der Menſchen philoſophirend. Zu Breda lernte er, durch die Löſung eines öffentlich angeſchlagenen mathematiſchen Problems, Beckmann kennen, auf deſſen Erſuchen er einen Traktat über die Muſik verfaßte. Zuletzt ließ er ſich bei den Baiern unter Tilly anwerben, ſammelte in der Ruhe des Winterlagers zu Neuburg ſeinen denkenden Geiſt aus den erlebten Zerſtreuungen, und kam auf das Reſultat, wie die Verſchiedenheit der philoſophiſchen Anſichten, ſo rühre die Unvollkommenheit aller Wiſſenſchaften von dem Mangel eines Mannes her, der nach Einem Plane aus ſich ſelbſt ein ſelbſtändiges Gebäude derſelben aufgeführt habe. Für dieſen Zweck nun glaubte er ſich berufen, und gerieth bei ſolchen Gedanken ſogar in Entzückungen und Viſionen. Jedoch getrauete er ſich nicht, das Werk ſelbſt ſchon zu beginnen. Nachdem er umſonſt ſich bemüht hatte, die Geheimniſſe der Roſenkreuzer abzulauſchen, blieb er noch einige Zeit bei dem Heere und kehrte dann nach Frankreich zurück. In Paris beſchäftigte er ſich nun ſeit 1625 mit der Phyſik und Dioptrik, die mathematiſchen Studien als weniger praktiſch vernachläſſigend. Um weniger von Rath erholenden Beſuchern beläſtigt zu werden, ging er in das Lager von Rochelle, bei deſſen Belagerung er als Freiwilliger diente. Nach ſeiner Rückkehr führte ihn der Zufall in eine Vorleſung Chandour's über ſcholaſtiſche Philoſophie, und da er allein die Wahrheit des Verleſenen für blos ſcheinbar erklärte, ſo drang man in ihn, das eigene Syſtem nicht länger vorzuenthalten. Seinen Vorſatz um ſo ungeſtörter auszuführen, hielt er ſich abwechſelnd an mehren Orten, die er ſogar ſeinen Freunden zu verheimlichen ſuchte, ſeit 1629 in Holland auf, trieb Phyſik, Dioptrik, Meteorologie, Anatomie, Chemie und Mechanik, begann ſeine Meditationes philosophiae und ſchrieb das Buch: de mundo, was er aber, durch Galilei's Schickſal gewarnt, unterdrückte. Kaum hatte er aber einige Schriften bekannt werden laſſen, ſo entſtanden große Bewegungen gegen ſeine heterodoxen Anſichten, namentlich zu Utrecht; es traten gegen ihn Voet, Hobbes, Gaſſendi, Arnaud, Huetius u. A. in die Schranken, und Streitſchriften erſchienen in Menge, doch ohne ihn irre zu machen, denn bald nachher veröffentlichte er die Principia philosophiae. Es erfolgten an ihn mehrmalige Einladungen nach Frankreich, wohin er auch 1644 ſich noch einmal begab, kurz darauf aber, in ſeinen Erwartungen getäuſcht, nach Holland ſich zurückwendete und erſt 1649, auf die ehrenvolle Einladung der Königin Chriſtine, nach Stockholm abreiſ'te, wo er ſchon am 11. Februar 1650 einem hitzigen Fieber erlag. Sechzehn Jahre ſpäter wurde ſein Körper nach Paris gebracht

und in der Kirche der heil. Geneviève du Mont beigesetzt. — Die Behauptungen dieses Reformators der Philosophie im Wesentlichen sind: daß man an Allem zweifeln müsse (daher »Cartesianischer Zweifel,« denn in der gelehrten Welt führte Descartes den latinisirten Namen **Renatus Cartesius**); seine Beweisart für die Existenz Gottes, die er aus einem, dem Menschen angeborenen Begriffe vom höchsten Wesen herleitete, zu dessen Vollkommenheit auch die Existenz gehöre, und dessen Mitwirkung zur Fortdauer der materiellen und denkenden Substanz nothwendig sei; daß das Wesen des Geistes nur im Denken bestehe (**cogito, ergo sum**, als Hauptsatz seines Systems); daß die Materie unendlich ausgedehnt, jede, durch die Sinnorgane erworbene Kenntniß unsicher, der Wille des Menschen vollkommen frei sei ꝛc. Descartes war von mittlerer Größe und wohlgebaut, nur daß sein Kopf im Verhältniß zu seinem übrigen Körper etwas zu groß war; in Folge einer angeerbten Schwäche der Lunge konnte er kein lange anhaltendes Gespräch führen. Von Temperament sehr gelassen, pflegte er viel zu schlafen, und dachte und schrieb häufig im Bette. Etwas eigensinnig war er in der Wahl seiner Diener, die sowohl von einnehmendem Aeußeren, wie auch gebildet sein mußten. Seine Ausgaben für Experimente waren beträchtlich; doch wollte er nie von den angebotenen Unterstützungen seiner Freunde Gebrauch machen. Er las wenig und besaß nicht viele Bücher. Verheiratet war er nie und im Ganzen ziemlich unempfindlich gegen das weibliche Geschlecht. Doch hatte er in früherer Zeit ein Verhältniß mit einer Dame, für welche er sich sogar mit einem Nebenbuhler schlug, und der Tod der aus diesem Umgange ihm geborenen natürlichen Tochter Francina betrübte ihn tief.

J. d'Alembert.

Geboren 1717. Gestorben 1783.

Jean le Rond d'Alembert, einer der hellsten Geister des vorigen Jahrhunderts und unter den einflußreichen Männern seiner bewegten Zeit einer der hervorragendsten, kam in Paris im November 1717 zur Welt. Merk-

würdig verfuhr mit ihm das Schickſal ſchon in den erſten Tagen ſeines Lebens. Von ſeinen Eltern, dem Provinzialkommiſſär Destouches und einer Frau von Tencin, grauſam verſtoßen und ausgeſetzt, wurde der arme Findling von einer Glaſersfrau aufgenommen und erzogen. Von ihr entlehnte er den Namen d'Alembert, während er die erſte Hälfte ſeines Namens nach der Kirche Jean le Rond bildete, in deren Nähe er gefunden worden war. Später erwachte das Gewiſſen ſeines unnatürlichen Vaters; er ſorgte für des Sohnes Erziehung und ſetzte ihm einen Jahrgehalt aus. Mit dem zwölften Jahre trat d'Alembert in die Penſionsanſtalt des Collège Mazarin. Seine Fortſchritte in allen Wiſſenſchaften waren ſeinem Eifer und ſeinen Anlagen angemeſſen. Anfänglich feſſelte ihn das Studium der Theologie am meiſten; ſpäter ſtudirte er die Rechte mit Enthuſiasmus, wurde Advokat, wendete ſich aber bald mit Ekel von der Praxis ab und mit Feuer den philoſophiſchen, beſonders den mathematiſchen und phyſikaliſchen Studien zu. Dieſen gehörte fortan ſein ganzes Leben. Im Jahre 1740 machte er ſeine Unterſuchung in der Dynamik bekannt, und wendete dieſelben einige Jahre ſpäter auf die Lehre vom Gleichgewichte flüſſiger Körper an. 1746 erſchien ſeine Theorie über die Bewegung der Winde, wodurch er ſich eine Preismedaille von der Akademie zu Berlin erwarb. Dadurch, daß er dieſe Abhandlung dem Könige Friedrich II. von Preußen widmete, verſchaffte er ſich die Aufnahme unter die literariſchen Freunde dieſes Monarchen. Im folgenden Jahre wendete er ſeine neue Methode auf die Schwingungen tönender Saiten an, und zeigte die Geſetze der Entſtehung und Fortpflanzung des Schalls in der Luft. 1752 erſchien, unter dem beſcheidenen Namen eines Verſuchs, ſeine Theorie über den Widerſtand flüſſiger Körper, die eine Menge neuer origineller Ideen enthielt und verbreitete. Um dieſelbe Zeit veröffentlichte er in den Memoiren der Akademie zu Berlin ſeine Forſchungen im Gebiete der Integralrechnung, welche dadurch ſehr bereichert wurde. Auch in der Aſtronomie machte er ſich um mehre Theile dieſer Wiſſenſchaft hochverdient; ſeine Theorie in der Perturbation der Planeten ſicherte ihm einen Ehrenplatz unter den Heroen derſelben. 1759 erſchienen ſeine Elemente der Philoſophie, ein berühmtes Werk, höchſt ausgezeichnet durch Scharfſinn und Klarheit. Seine ſechs Jahre ſpäter veröffentlichte Schrift gegen die Jeſuiten erweckte ihm viele Gegner, denen er mit Ruhe und Anſtand entgegentrat. Einen Schatz des Wiſſens enthalten d'Alembert's Opuscula, in welchen er die Löſung der verſchiedenſten Probleme der Aſtronomie, Mathematik, Naturphiloſophie niederlegte, und

ſich in den verſchiedenſten Richtungen den Ruhm eines der tiefſten Denker ſicherte. Gleichzeitig erſchienen ſeine Elemente der Muſik, worin er mit vielem Scharfſinne die früher begonnenen Theorien über die Schallerſcheinungen vervollſtändigte. Im Jahre 1772 wurde er zum Sekretär der Akademie gewählt, und ſtarb als ſolcher den 29. Oktober 1783. — Obwohl ein Mann von biederem, beſcheidenem, uneigennützigem und wohlthätigem Sinne, hatte d'Alembert doch viele Feinde, die er ſich wahrſcheinlich durch ſeine Schriften theologiſchen Inhalts zuzog. Hinſichtlich ſeiner religiöſen Anſichten war er zu ſehr Naturphiloſoph, als daß er ſich hätte einer theologiſchen Partei mit Eifer anſchließen können. Man betrachtete ihn von dieſer Seite als einen ſogenannten Esprit fort und verfolgte ihn. Frankreich erkannte den Werth des großen Geiſtes erſt ſpät. Deſſen ungeachtet folgte er weder dem Rufe Friedrich's II., noch dem der Kaiſerin von Rußland, die ihm durch ein Handſchreiben die Erziehung ihres Sohnes antrug. Von dem Erſteren erhielt er einen Jahrgehalt, hatte aber doch ſtets nur ein ſehr mäßiges Einkommen, und ſtrebte, genügſam wie er war, nach größerem nicht.

Lope de Vega.

Geboren 1562. Geſtorben 1635.

Dieſes Wunder literariſcher Fruchtbarkeit und Spaniens noch immer gefeierter Theaterdichter, mit ſeinem vollen Namen Don Frey Lope Felix de Vega Carpejo, begrüßte die Welt, welche er nachmals ſo oft ergötzt und zum Staunen gebracht hat, in Madrid den 25. September 1562. Schon als Kind wurde er unwiderſtehlich vom dichteriſchen Drange hingeriſſen, denn bereits in ſeinem zwölften Jahre ſchrieb er dramatiſche Stücke. Die Begierde, die Welt zu ſehen, bewog ihn und einige andere Knaben, dem Vaterhauſe zu entlaufen; in Aſtorga wurden die kleinen Flüchtlinge indeß eingefangen und zurückgeſchickt. Bald darauf verlor Lope ſeine Eltern und begab ſich nun auf die hohe Schule nach Alcala, wo er die Philoſophie ſtudirte. Dann verſchafften ihm Empfehlungen eine Stelle als

Sekretär bei dem Herzoge von Alba, welcher die Talente ſeines Dieners zu ſchätzen wußte und ihn zu höherem Streben aufmunterte. Angeregt von der »Diana" des Montemayor, arbeitete er an der »Arcadia," einer heroiſchen Paſtorale in fünf, ſehr langen Akten, in welcher er ſeine Gelehrſamkeit darlegte, indem er die Schäfer und die Schäferinnen Unterſuchungen über alle Branchen der Wiſſenſchaft anſtellen läßt. Die Arcadia machte dem Dichter großen Ruf. Er verheiratete ſich jetzt, mußte aber wegen eines Duells mit einem Manne von Rang, der ihn in einer Kritik lächerlich gemacht, nach Valencia fliehen. Als bald darauf ſeine Frau ſtarb, nahm er, aus Verzweiflung über deren Tod, eine Stelle bei der unüberwindlichen Flotte an und verfaßte während der verunglückten Expedition ſein Gedicht: „Angelica's Schönheit." Nach Madrid zurückgekehrt, verheiratete er ſich zum zweiten Male und begann nun eine literariſche Thätigkeit zu entfalten, welche in Erſtaunen ſetzen muß. Im Ganzen ſoll er 1890 Dramen geſchrieben haben, darunter über hundert, welche innerhalb vier und zwanzig Stunden aus der Feder auf die Bühne gegangen. Außerdem ſchrieb er noch über vierhundert Autos sacramentales, Novellen, epiſche, didaktiſche und komiſche Gedichte, endlich unter angenommenem Namen ein Werk: „Soliloquios a Dios," welches bekannt und geachtet iſt. Die ganze Zahl ſeiner Schriften wird auf 133,000 Seiten und 21 Millionen Verſe geſchätzt! Seine Schauſpiele ſollen ihm achtzigtauſend Dukaten, und ſeine Autos ſechstauſend eingetragen haben, eine für jene Zeit außerordentliche Summe. Aber noch größer als der klingende Vortheil, welchen er aus ſeinen Dichtungen zog, war ſein poetiſcher Ruhm, den er damit gewann. Das Volk lief ihm auf der Straße nach, um das „Naturwunder," wie man ihn nannte, zu betrachten. Da er nach dem Tode ſeiner zweiten Frau in den geiſtlichen Stand getreten war, verlieh ihm der Papſt für das ihm zugeeignete Gedicht auf den Tod der Maria Stuart: »la corona tragica," die Würde eines Doktors der Theologie, ſo wie das Malteſerkreuz, und ernannte ihn zum apoſtoliſchen Kammerfiskal; das geiſtliche Kollegium zu Madrid wählte ihn zum Präſes; der König überhäufte ihn mit Wohlthaten und Ehrenbezeigungen; ja ſelbſt die Inquiſition wollte nicht zurückſtehen und erwies ihm wegen ſeiner Glaubensſtrenge die ſeltene Ehre, ihn zu ihrem Familiar zu ernennen. Der Enthuſiasmus für den Dichter ging ſo weit, daß, wollte man Etwas als recht vortrefflich bezeichnen, man es »lopiſch" nannte. Doch erfuhr er auch manchen Widerſpruch, und darum beklagte ſich der ſtolze ſpaniſche Dichter im „Peregrino," daß

man ſeinen Talenten die ihnen zuſtehende Hochachtung und Bewunderung verſage. Gleichwohl fehlte es ihm nicht an Selbſterkenntniß und Beſcheidenheit; denn in Beziehung auf den poetiſchen Werth ſeiner Dramen und die Geſchmacksrichtung des Publikums ſagt er in ſeiner »Arte de hacer Comedias" ſelbſt: daß nur ſechs ſeiner Dramen ſtreng den Forderungen der Poeſie entſprächen und daß man ſich nach dem Publikum richten müſſe. »Nicht," ſagte er, »als ob ich die Vorſchriften der Kunſt, Gott ſei Dank! nicht wüßte; wer ſie aber bei'm Schreiben befolgen wollte, würde ohne Ruhm und Vortheil untergehen müſſen. Weil ich ſehe, wie das Volk und die Weiber jenen Monſtruoſitäten nachlaufen, indem ſie dieſe unglücklichen Dinge ſogar vortrefflich finden, ſo bin ich auch, wie ſie, Barbar geworden. So ſchließe ich denn, wenn ich ein Schauſpiel ſchreibe, die Regeln unter ſechs Schlöſſer ein und werfe den Terenz und Plautus aus dem Hauſe, damit ihre Stimmen ſich nicht gegen mich erheben. Ich ſchreibe Stücke für das Publikum, und da dieſes mich bezahlt, ſo iſt es ganz in der Ordnung, daß man, ihm zu Gefallen, die Sprache der Thoren mit ihm ſpricht." Dieſes Geſtändniß iſt für ſeinen perſönlichen, wie für ſeinen literariſchen Charakter höchſt bezeichnend. Man behauptet auch, daß Lope zuerſt die Rolle des Gracioſo auf dem ſpaniſchen Theater eingeführt habe. In Beziehung auf edle Sprache, unerſchöpfliche Fantaſie und Erfindungsgabe, Schilderung der Charaktere, Geſchicklichkeit in Behandlung des Dialogs, welcher bei ihm ſtets voll Feinheit iſt, ſteht er unerreichbar da; dennoch kann keines ſeiner unzähligen Werke als Muſter aufgeſtellt werden, da die Geſammtausführung, der Zuſammenhang, ſtets leicht und loſe iſt. Ein Mangel gewiſſenhafter Arbeit, gereinigten Geſchmackes, die vom höheren Streben entbindende Zuverſicht, daß Dasjenige, was er auch hinwerfe, dem Publikum genügen werde und genügen müſſe, tritt überall hervor. Uebrigens hatte Lope de Vega, bei aller Anerkennung, welche ihm ſeine Zeitgenoſſen zollten, Kämpfe mit Kritikern und Neidern zu beſtehen. Unter ihnen war Luiz de Gorgora der heftigſte, Cervantes der berühmteſte. Dennoch nannte ihn der Letztere einen ausgezeichneten Dichter, den in Vers und Proſa Keiner erreicht, noch übertroffen habe; und an einem anderen Orte führt ihn Cervantes als ein »monstruo de naturaleza" auf. Lope's Tod, welcher ihn am 26. Auguſt 1635 unter andächtigen Gedanken und klöſterlichen Uebungen überraſchte, verſetzte ganz Spanien in Trauer. Der Herzog von Suza, ſein Gönner, ließ ihn mit fürſtlicher Pracht beerdigen; die Exequien dauerten mehre Tage, und Lobreden,

Trauergedichte aller Art, feierten das Andenken des ſpaniſchen Phönix, an deſſen unverſiegbarem Brunnen ſeitdem franzöſiſche und deutſche Dichter ſo häufig geſchöpft haben.

Vittorio Graf Alfieri.

Geboren 1749. Geſtorben 1803.

Das edelſte Bild eines ſtarken männlichen Willens, der, nach mancher Abirrung, zum Bewußtſein erwachend, alle bisherigen Gewohnheiten kühn verläugnet und noch in reifen Jahren ſich eine neue Bahn bricht, gewährt uns dieſer hohe Dichter Italiens, der als Menſch noch höher und größer war. Den 17. Januar 1749 zu Aſti geboren, genoß er in dem Hauſe reicher und vornehmer Eltern eine Erziehung, wie ſie damals unter den höheren Ständen gewöhnlich war, eine Erziehung, welche weder den Geiſt aufklärte, noch das Herz veredelte. Mit ſchönem Unwillen blickte er in ſeiner Selbſtbiographie auf das wüſte Bild ſeines Jugendlebens zurück. Die Turiner Militär-Akademie, wohin ihn 1758 ſein Oheim ſchickte, verließ er eben ſo ungebildet, als er ſie bezogen hatte, um ſich in einem Provinzialregimente anſtellen zu laſſen. Nachdem er darauf ohne großen Nutzen von zwei Reiſen durch Italien, Frankreich, England und Holland zurückgekehrt war, und aus Haß gegen jeden Zwang die militäriſche Laufbahn verlaſſen hatte, lebte er eine Zeit lang in gänzlicher Unthätigkeit, bis er im Jahre 1776 endlich mit ſeinem erſten dramatiſchen Verſuche, »Cleopatra,« an's Licht trat. Dieſer Verſuch — die Frucht eines Sieges, den er über eine unwürdige Liebe errungen hatte — ward mit Beifall aufgenommen. Alfieri faßte den Entſchluß, Alles aufzubieten, um als dramatiſcher Dichter Ruf zu erlangen. Da tritt ihm ſeine Unwiſſenheit ſchrecklich vor Augen. Im reiferen Alter beginnt er die Elemente der lateiniſchen Sprache, und, um den reinen toskaniſchen Dialekt zu erlernen, begibt er ſich nach Florenz. Hier lernte er die geiſtvolle Gräfin Albani, geborene Stolberg, Gemalin des engliſchen Prätendenten Karl Eduard, kennen, an welche ihn fortan die edelſte Liebe kettete. Ein hoher, ungeläuterter

Genius und eine edle, durch die Schule des Unglücks geläuterte Seele trafen hier zuſammen und ſchloſſen einen Bund, dem das Höchſte erreichbar war. Von nun an rang Alfieri mit raſtloſem Eifer nach dem dichteriſchen Lorbeer, um der Frau würdig zu ſein, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, warf er auch die letzten Bande, die ihn an ſein Vaterland knüpften, von ſich, und ſchenkte zu dem Ende ſein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente ſeiner Schweſter. Fortan lebte er abwechſelnd in Florenz und in Rom, und vollendete vierzehn Tragödien, zu denen ſpäter, gleichſam wider ſeinen Willen, noch einige hinzu kamen. In Sonetten beſang er ſeine Freundin; auch ein epiſches Gedicht, das die Ermordung des Herzogs Alexander durch Lorenz von Medici zum Gegenſtande hatte, wurde begonnen. Der Tod des Prätendenten räumte das letzte Hinderniß, welches in das Verhältniß Alfieri's zu der Gräfin Albani ſtörend eingriff, hinweg; der Dichter und ſeine Madonna lebten von nun an in der innigſten, unzertrennlichſten Verbindung, abwechſelnd im Elſaß und in Paris. Bei'm Ausbruche der franzöſiſchen Revolution verließ Alfieri Frankreich, dies »Spital der Unheilbaren und Narren,« und ging nach England. Nur Geldverlegenheiten, durch das Fallen der Aſſignaten veranlaßt, nöthigten ihn, nach Paris zurückzukehren; doch ſchon im Auguſt 1792 entfloh er, nicht ohne Gefahr, wieder aus Frankreich. Seitdem lebte er mit ſeiner Freundin in Florenz, ſchrieb noch Manches und ſchied den 8. Oktober 1803 aus dem Leben. Seine Aſche ruht in der Kirche Santa Croce zu Florenz, zwiſchen jener Macchiavelli's und Michel Angelo's, unter einem prächtigen Denkmale von Canova's Hand. — Alfieri iſt der Reformator der tragiſchen Bühne Italiens, das auf ihn ſtolz iſt und ihn den höchſten Muſtern beigeſellt. Seine Stücke ſind durchaus Originale, treue Abdrücke ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit; darum ſind darin Charaktere, edel und ſtolz, wie er; darum aber auch, bei der einſeitigen, ſchroffen Richtung von Alfieri's Gemüth, unvermeidliche Mängel. Es ſpricht aus den Tragödien ein hoher, ernſter Geiſt, eine unbeſtechliche Wahrheitsliebe, ein glühender Durſt nach Freiheit; aber dabei ſind ſie ſchroff und ſtarr, die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach, der Versbau bisweilen hart und ungefällig, und die Sprache entbehrt jenes zauberiſchen Farbenglanzes, wodurch der Dichter das Gemüth ſo mächtig ergreifen kann. Die Schönheit eines zuſammengeſetzten Gemäldes, eine Gruppe von Haupt- und Nebenperſonen fehlt gänzlich in ſeinen Stücken, eben ſo aller

Schmuck von Gleichniſſen, Bildern, Sentenzen. Der Adel oder die Verworfenheit der Geſinnung ſtellt ſich nackt und blos dem Zuſchauer dar. Darum iſt die Gedrängtheit des Zuſammenhanges ſo bis in's Kleinſte genau berechnet und von jedem Ueberfluſſe entkleidet, daß ohne Nachtheil des Verſtändniſſes kaum Ein Vers verloren gehen darf. Die Kraft der Charaktere iſt das Einzige, was Leben und Bewegung in ſeine Stücke bringt. Wie den Styl und den Versbau, ſo hat Alfieri auch ſeine Charaktere von allem Schmelzenden und Süßlichen frei gehalten, ihnen freilich dadurch auch das Sanfte, Zarte und das Herz Anſprechende verſagt, und während wir ihre Großheit bewundern, bleibt unſer Herz ihnen verſchloſſen. Die Liebe iſt bei ihm verderblich und zerſtörend, der Haß in's Gräßliche gezeichnet, nirgend aber mehr, als bei den Schauergemälden, die er von der Tyrannei aufſtellt. Wie ſchon bemerkt: ſeine Werke ſind er ſelbſt; ohne Anmuth und ohne die Abſicht zu gefallen, aber ſtark, groß, männlich und voll kühner Unmittelbarkeit des Wollens und Strebens.

Samuel Johnſon.

Geboren 1709. Geſtorben 1785.

Dieſer geprieſene engliſche Aeſthetiker und Dichter, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als ein faſt untrüglicher Geſetzgeber in Sachen des Geſchmacks galt, wurde am 18. September 1709 in der Stadt Lichfield in Staffordſhire geboren, wo ſein Vater, ein geachteter und gebildeter Mann, ein ſchwungreiches Buchhändlergeſchäft betrieb, ſpäter aber durch mißlungene Spekulationen ſeinen Wohlſtand einbüßte. Sein feſter Körper und ſein geſunder, glücklich auffaſſender Geiſt ließen ihn ſchnelle Fortſchritte machen, obwohl ein Hang zur Melancholie ihn häufig niederdrückte, und er beſuchte die Univerſität Oxford mit beſtem Erfolge. Aber bald verbitterte die Armuth ſeinen dortigen Aufenthalt, er mußte nach drei Jahren ſeine Studien abbrechen, ohne einen Grad erlangt zu haben, und ſeines Vaters Tod im December 1731 ſtieß ihn hilflos und arm in die Welt hinaus. Er ward Unterlehrer in einer Schule zu Market-

Bosworth in Leicesterſhire, gab aber dieſe unerſprießliche Stelle bald wieder auf, und errichtete bei Lichfield ein Koſthaus, wo es ihm ebenfalls nicht glückte. 1733 wendete er ſich nach Birmingham, wo er ſeine erſte literariſche Arbeit: eine Ueberſetzung von Lobo's „Reiſe nach Abyſſinien," lieferte. Er machte hier manche nützliche Bekanntſchaft, unter anderen die eines Kaufmanns Porter, deſſen Witwe er 1735 heiratete. Sie war doppelt ſo alt, als er, und beſaß weder Schönheit, noch Vermögen, noch ein anziehendes Weſen; denoch flößte ſie ihm eine innige Neigung ein, die er ihr bis zu ihrem Tode (1752) bewahrte. Nachdem alle ſeine bisherigen kleinen Lebensplane geſcheitert waren, zog er im März 1737 nach London, um eine von ihm gedichtete Tragödie: „Irene," auf die Bühne zu bringen, und widmete endlich, als auch dieſes ihm nicht gelingen wollte, ſeine Feder dem »Gentleman's Magazine," für welches er die Parlamentsreden in einer gediegenen Sprache lieferte. Wie ſchlecht er dafür belohnt wurde, zeigt ſein Geſtändniß, daß er oft, weil er keine Wohnung bezahlen konnte, mit dem eben ſo dürftigen, neuerdings durch Gutzkow's Trauerſpiel auch in Deutſchland häufig genannten Dichter Richard Savage, deſſen Biographie zu Johnſon's trefflichſten Arbeiten gehört, des Nachts die Straßen der Hauptſtadt durchirren mußte. Alle Entwürfe mißglückten ihm; nur ſein »Wörterbuch der engliſchen Sprache," an welchem er ſieben Jahre arbeitete, kam zu Stande, doch ohne ihn ſeiner mißlichen Lage zu entheben, obgleich dieſes höchſt verdienſtliche Werk bis jetzt allen ähnlichen Arbeiten zur Grundlage gedient hat. Seinen Ruhm begründete er durch die periodiſchen Schriften: »the Rambler" (der Herumſtreicher) und »the Idler" (der Müßiggänger), welche ſich eines ungewöhnlich großen Beifalls erfreuten und die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ihn lenkten, ſo daß er endlich 1762 eine Penſion erhielt, die ihm ein ſorgenfreies Alter ſicherte. Bald darauf machte er auch Boswell's Bekanntſchaft, die für ihn von großer Wichtigkeit war. 1775 erhielt er von der Univerſität Oxford das Doktordiplom; ſchon früher war ihm ein ſolches von der Dubliner Univerſität ertheilt worden, doch ohne, daß er ſich desſelben bedient hatte. Eine Reiſe nach Frankreich und eine andere nach Nordwales, welche er ſelbſt anziehend genug beſchrieb, waren für ihn ohne großen Genuß. Seine letzte und vielleicht ſeine nützlichſte Arbeit ſind die Biographien engliſcher Dichter, welche er auf Verlangen einiger Londoner Buchhändler, die eine Sammlung der engliſchen Klaſſiker veranſtalteten, ausarbeitete. Mancher Kummer verdüſterte Johnſon's letzte Jahre; ſeine alten, bewährteſten Freunde ſanken

vor ihm in's Grab, Krankheit drückte ſeinen Körper, Trübſinn ſeinen Geiſt nieder. 1783 befiel ihn ein Schlagfluß, von welchem er ſich jedoch wieder erholte, bis Aſthma und Waſſerſucht am 13. December 1785 ſeinem Leben ein Ende machten. — Sein Benehmen war etwas anmaßend und, da er keinen Widerſpruch vertrug, bisweilen rauh; aber ſein Charakter war fromm, human und gutmüthig, und ſeine Anhänglichkeit feſt. Seine Verdienſte als Kritiker ſind zum Theil über Gebühr geprieſen worden; indeß ſind geſunder Menſchenverſtand, feiner Beobachtungsgeiſt, treffender, nicht ſelten jedoch wehthuender Witz, gebildeter Geſchmack und eine vorzügliche Gabe, ſeine Mutterſprache zu behandeln, obſchon auch hier Verkünſtelung durch epigrammatiſche Wendungen und ſtudirte Eleganz getadelt werden muß, ihm keineswegs abzuſprechen. Wer aber tief eindringende Philoſophie und ein richtiges Verſtändniß der Poeſie, die er gewöhnlich nur ein nützliches Vergnügen nannte, bei ihm ſuchen wollte, würde ſich täuſchen. Shakeſpeare, deſſen Werke er der gelehrten Welt in einer nicht ganz gelungenen Ausgabe vorlegte, war ihm hauptſächlich nur ſeiner trefflichen praktiſchen Axiome und ſeiner Hausmannsweisheit wegen lieb. Johnſon's eigene poetiſche Verſuche ſind von keinem großen Belang; ſeine Satyren ſind Juvenal und Horaz nachgeahmt, haben aber das Verdienſt einer gebildeten Sprache und eines natürlichen, kräftigen Ausdrucks; der weitverbreitete Roman: »Raſſelas, der Prinz von Abyſſinien,« hat einen moraliſchen Zweck und iſt die originellſte Ausgeburt ſeiner Fantaſie. Johnſon's Ruheſtätte iſt in der Weſtminſterabtei; ſein Monument ſteht in der St. Pauls-Kathedrale.

Jonathan Swift.

Geboren 1667. Geſtorben 1745.

Der eigenthümlichſte und unübertroffenſte Satyriker der Engländer, Jonathan Swift, war der Sohn eines Sachwalters in Dublin und den 30. November 1667 zu Caſhel in der iriſchen Grafſchaft Tipperary geboren. Seit ſeinem vierzehnten Jahre beſuchte er das Trinity-College zu

LXVII

Dublin, machte aber so geringe Fortschritte, daß er erst nach mehren Jahren den Grad eines Baccalaureus mit dem Zusatze „speciali gratia" erhielt. Doch wurde er hierdurch zu großem Fleiße angespornt; denn Ehrgeiz war ein Hauptzug seines Charakters. Von seinem Verwandten, dem berühmten William Temple, den man sogar für seinen eigentlichen Vater ausgegeben hat, unterstützt, lebte er dann einige Zeit bei Diesem und beschäftigte sich vorzüglich mit Dichtungen in Cowley's Manier, verließ aber 1694 jenen Gönner aus Unmuth, weil er ihm die versprochene geistliche Pfründe nicht verschaffte, und erhielt darauf die Gewährung seines Wunsches in Irland durch den Oberstatthalter. Doch kehrte er auf Temple's Einladung zu diesem zurück und lebte bei ihm bis zu dessen Tode (1698), worauf er dem Grafen Berkeley als dessen Kaplan und Privatsekretär nach Irland folgte. Da ihm aber Dieser, statt der zugesagten einträglichen Dechanei zu Derry, nur zwei geringe Pfründen gab, ward er so unmuthig darüber, daß er eine Anzahl derber Satyren verfaßte, wodurch er sich viele Feinde zuzog und gezwungen wurde, sich auf seine Pfarre nach Laracor zurückzuziehen. Hier widmete er sich vorzüglich der Schriftstellerei, vertheidigte in mehren Schriften (seit 1701) mit großem Eifer die Partei der Whigs, schilderte in seinem anonymen »Mährchen von der Tonne" (1704) mit allem ihm zu Gebote stehenden Witze die Geschichte der christlichen Kirchenparteien vom Standpunkte der englischen Hochkirche aus, lieferte in seiner „Bücherschlacht" eine burleske Vergleichung der alten und neueren Schriftsteller zum Vortheile der ersteren, und suchte in seinen „Weissagungen von Isaak Bickerstaff Esq." die Astronomen lächerlich zu machen. In Laracor hatte er auch jenes mysteriöse Verhältniß mit seiner berühmten Stella, deren Familienname Johnson und deren Vater Haushofmeister bei Temple gewesen war. Sie wohnte in seiner Nachbarschaft, wenn er im Pfarrhause, und in demselben, wenn er abwesend war. Doch sollen sie nie zusammengewohnt oder sich ohne Zeugen gesehen haben. Selbst nachdem Beide 1716 heimlich mit einander vermält worden waren, setzten sie dieses abgesonderte Verhältniß fort. Als 1710 die Tories wieder an das Ruder gelangten und Einzelne derselben Swift durch politische Aufträge schmeichelten, fühlte er sich so geehrt, daß er zu ihrer Partei übertrat und in der Zeitschrift: »the Examiner" mehre Aufsätze zu ihren Gunsten lieferte, vorzüglich in der Hoffnung, seinen sehnlichsten Wunsch nach Erlangung eines Bisthums in England dadurch erreicht zu sehen. Doch hatte er sich durch sein »Mährchen von der Tonne" in den Ruf eines Religions-

ſpötters gebracht und mußte ſich mit der Dechanei zu St. Patrick in Dublin begnügen (1713), von welcher er auch nicht wieder verſetzt wurde. Hier zog er, als erklärter Tory, ſich den Spott der Einwohner zu und hatte viel zu dulden, bis er 1724 ſich in einer Schrift gegen die von der Regierung beabſichtigte Einführung einer neuen Scheidemünze kräftig ausſprach und ſich dadurch wieder die allgemeine Achtung erwarb. Gleichwohl fühlte ſein Stolz und ſein glühender Ehrgeiz ſich nie genug geehrt, und er machte nun ſeinem Unmuthe durch eine Anzahl Satyren Luft, unter denen »Gulliver's Reiſen,« und die „Reiſe nach Kaklogallinien und von da in den Mond» die vorzüglichſten ſind; auch verfaßte er mehre Gedichte, die zu ſeinen beſten gehören. Stella's Tod erſchütterte ihn tief, wenn er auch deshalb dem Umgange mit Frauenzimmern, wobei ſeine Wahl keineswegs ſorgfältig war, nicht entſagte. Er ward immer menſchenfeindlicher und unumgänglicher; Geiſt und Gemüth verdunkelten ſich bei ihm immer mehr und fielen endlich dem Wahnſinne anheim, in welchem er entweder völlig lethargiſch und ſprachlos ſich geberdete, oder ſeine Spottſucht die Farbe der Wuth trug. Als man ihm anzeigte, daß man Vorbereitungen zur Feier ſeines Geburtstages treffe, brach er ſein Schweigen mit den Worten: »Alles iſt verrückt; ſie ſollten es lieber bleiben laſſen.« Er ſtarb den 19. Oktober 1745. Mit Ausnahme einiger Legate, hatte er ſein Vermögen zu einem Hoſpitale für Mondſüchtige und Blödſinnige beſtimmt, um darzuthun, „daß kein Land deſſen ſo ſehr bedürfe.“ — Als Menſch vereinigte Swift mit unbegränztem Stolze und krankhaft wildem Ehrgeize Feſtigkeit, Arbeitsliebe und Haß gegen Zwang und Unterdrückung, zugleich auch höchſte Reizbarkeit, Unverſöhnlichkeit und Mangel an Aufrichtigkeit. Als Schriftſteller war er ganz Original, unübertroffen in Fruchtbarkeit und Eigenthümlichkeit witziger Anſichten der Zeit und ihrer Verhältniſſe, aber bei allem Scheine von Treuherzigkeit bitter und beißend; dabei zeigt er eine ungemeine Leichtigkeit des Styls und große Gewalt über die Sprache, ohne ſich an die ſteifen Regeln der Aeſthetik und Rhetorik zu binden.

Johann Ludwig Deinhardſtein.

Geboren 1794.

Dieſer anmuthige Dichter, der durch ſeine dramatiſchen Erzeugniſſe, wie durch ſeine praktiſche Thätigkeit, der deutſchen Bühne doppelten Vortheil gebracht hat, iſt der Sohn eines Hofadvokaten und kaiſerlichen Notars, und den 21. Juni 1794 zu Wien geboren. Er legte an der Hochſchule ſeiner Vaterſtadt die juridiſchen Studien zurück, wurde nach Haſchka's Tode 1827 Profeſſor der Aeſthetik und der klaſſiſchen Wiſſenſchaften an der Thereſianiſchen Ritterakademie in Wien, und ſupplirte zugleich dieſelbe Kanzel durch mehre Jahre an der dortigen Univerſität. Frühzeitig regte ſich in ihm der poetiſche Beruf, und ſchon ſeine erſten Verſuche zeigten, nebſt dem inneren Gehalte, eine beſondere Glätte der Form; daher auch Sonette ihm vorzüglich gelangen. Das Hofburgtheater, welches damals unter Schreyvogel's Leitung einen ſeltenen Aufſchwung genommen hatte, lockte auch Deinhardſtein's Muſe in das dramatiſche Gebiet hinüber. Das in Deutſchland bisher ſo ſehr vernachläſſigte Künſtlerdrama, durch Oelenſchläger's „Correggio" von Neuem angeregt, wies Deinhardſtein auf eine neue würdige Bahn, und er betrat ſie mit eben ſo viel Talent, als Umſicht und Erfolg. Sein »Hans Sachs" (Wien 1829), eine freundliche Idylle, ruhig, von mittelalterlicher Einfachheit und Traulichkeit, und dabei doch voll innerer Bewegung und Leidenſchaft, durch eine eigenthümlich naive, überaus gefällige Sprache gehoben, machte die Runde über alle deutſchen Bühnen, und begründete des Dichters Namen. Die ſo entſchieden gewonnene literariſche Stellung wirkte auch auf Deinhardſtein's übrige Verhältniſſe vortheilhaft zurück. Er wurde Cenſor, und ſeit 1830 erſter Redakteur der „Wiener Jahrbücher der Literatur." Dieſes großartige Inſtitut zu heben, ſparte er keine Mühe und kein Opfer, und unternahm damals eigens eine, von ihm nicht unintereſſant beſchriebene Reiſe nach Deutſchland, um wichtige literariſche Verbindungen zu Gunſten der Jahrbücher anzuknüpfen, um welche er ſich unſtreitig große Verdienſte erworben hat,

wie er ihnen denn unter andern auch Goethe, Gottfried Hermann, la Motte Fouqué, Creuzer, Immermann, Rückert, Jakob Grimm, Carus, Roß, Prokeſch, Pflügl, als Mitarbeiter gewann. 1829 kam ſein „Brautzug Maximilian's" auf die Bühne, machte jedoch, da der Stoff zu epiſodiſch iſt und nur eine ſchmale Kante aus dem überreichen Leben dieſes großen Fürſten ſehen läßt, keine außerordentliche Wirkung. Deſto größeren Erfolg hatte 1832 ſein vortreffliches Luſtſpiel: »Garrik in Briſtol," das ſowohl in dem äußerſt geſchickt geſchürzten Knoten, wie in der Mannigfaltigkeit und glücklichen Gruppirung der Charaktere, in Sprache, Situationen und innerem, wie äußerem Humor des Ganzen, allen Anforderungen an ein Künſtlerluſtſpiel entſpricht. In demſelben Jahre wurde er, nachdem der bisherige Hoftheaterſekretär Schreyvogel in den Ruheſtand getreten war, durch unmittelbare Vokation des Kaiſers Franz I. Vicedirektor des Hofburgtheaters, und es muß ihm nachgerühmt werden, daß er der Würde dieſer berühmten Kunſtanſtalt in keiner Beziehung Etwas vergeben, vielmehr dieſelbe, welche unter ſeinem Vorgänger ihre vorzüglichſte Höhe erreicht hatte, auf dieſem Standpunkte zu erhalten gewußt hat. Deinhardſtein beſaß vor den meiſten anderen Theaterdirektoren einen feingebildeten, immer zeitgemäßen Geſchmack, einen richtigen Takt im Wählen, und eine glückliche Hand im Ausführen. Minder ſtreng und optimiſtiſch, als Schreyvogel, nahm er Rückſicht auf den Zeitgeſchmack im edleren Sinne, und gab der Gegenwart Dasjenige, was ſie erheiſchte, in der möglichſt würdigen Form. Er führte den Dichter Friedrich Halm mit der »Griſeldis," ſo wie Gutzkow mit »Werner" zuerſt auf die Hofbühne, engagirte den trefflichen Karl la Roche, den er früher bei Goethe in Weimar kennen gelernt, ſo wie die Schauſpielerinnen Enghaus und Neumann, als Mitglieder, und gewann auch die vorher abgegangene Sophie Schröder dem Inſtitute zurück. Von Gäſten brachte er die Crelinger, Haitzinger, Wolf, Stubenrauch, ingleichen Eßlair, Seydelmann und Rott auf die Bühne. Das Innere des Gebäudes wurde unter ihm zweckmäßig reſtaurirt. Auch blieb er, während er jenen Poſten bekleidete, als Schriftſteller nicht unthätig, und von ſeinen Bearbeitungen Shakeſpeare'ſcher Dramen: »die Widerſpänſtige" (1838), „Viola" (1839), konnte beſonders die erſtgenannte als ein Muſter poetiſcher und ſceniſcher Behandlung ähnlicher Gegenſtände dienen. 1834 erhielt Deinhardſtein den Rang als k. k. wirklicher niederöſterreichiſcher Regierungsrath; in Folge der durch den Tod des früheren Hofburgtheater-Direktors Landgrafen zu Fürſtenberg 1841 bei jenem Thea-

ter erfolgten Veränderungen kam er, mit Belassung seiner früheren Bezüge, als stabiler Censor zur Polizei-Censur-Hofstelle, in welcher Eigenschaft und in der eben genannten eines wirklichen niederösterreichischen Regierungsrathes er sich gegenwärtig befindet. Seine Berufsgeschäfte machten ihn der Muse nicht abwendig, und 1843 kam im Hofburgtheater sein Lustspiel: „Pigault Lebrun," das, freilich nebst einigen Reminiscenzen aus „Garrik in Bristol," von gewandter Feder zeigt, 1844 sein neuestes: „Modestus," zur Aufführung, das zwar nicht den Beifall der früheren erntete, aber vieles Gelungene enthält. Von Deinhardstein's übrigen Stücken, unter welchen sich noch vieles Werthvolle befindet, sind besonders die Künstlerdramen: „Das Bild der Danae" und „Boccaccio," das anmuthige und dichterische kleine Lustspiel: „Die verschleierte Dame," die der rührenden Gattung angehörenden Dramen: „Der Gast" und „Floretta," das geniale Lustspiel: „Der Egoist" u. a. m. mit Auszeichnung zu nennen. Die vorzüglichsten dramatischen Dichtungen Deinhardstein's sind in die meisten lebenden Sprachen übertragen worden, und selbst Oelenschläger gehört zu den Uebersetzern derselben. Auch an Aufmunterungen und Belohnungen anderer Art fehlte es nicht; Deinhardstein ist Mitglied mehrer ausländischer Gesellschaften und Akademien, und Ritter mehrer Orden, unter anderen auch des großherzoglich sächsischen Ritterordens vom weißen Falken, welchen er 1835, den öffentlichen Mittheilungen zufolge, als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um deutsche Literatur und Kunst erhielt.

Deinhardstein's dramatische Gedichte tragen fast durchgehend einen bestimmten und abgeschlossenen Charakter; eine schöne Idee, gewöhnlich die der Kunst, schwebt verklärend über dem kleinen heiteren Kampfe der Scenen, und was bei dem ersten Blicke auf materielle Interessen hinzuzielen scheint, dient in seiner Gesammtheit einem tieferen Sinne, einer höheren Bedeutung. Vielleicht kein deutscher Dichter weiß in dieser Beziehung so, wie er, eine Seele in den Körper der Handlung zu bannen; selbst im unumwundenen Scherze wird uns ihr sinniges Walten kund, fühlen wir, daß die Lebensbedingungen des Ganzen von ihr ausgehen, und daß die Lust und die Komik, worein sie sich kleidet, nur freundliche Metamorphosen eines edlen Ernstes sind. In den meisten seiner Stücke herrscht, bald tiefer in dem Stoffe verborgen, bald demselben sich entringend, diese Tendenz vor.

Eduard von Bauernfeld.

Geboren 1802.

Die bekannte Armuth der deutſchen komiſchen Bühne läßt keine überſtrenge Auswahl zu, und was in dieſer Sphäre einigermaßen durch Talent und Eifer ſich geltend macht, hat, ſelbſt wenn es nicht um den erſten Preis zu ringen vermag, Anſpruch auf Dank und Auszeichnung. Unſere Bühne gehört in die Kategorie der verſchämten Armen; ungern gibt ſie ihre Mittelloſigkeit zu, und jeden beſſeren Namen wirft ſie, zumal dem Auslande gegenüber, als Schleier auf ihre Blöße. Unterſtützen wir ſie in ihren Bemühungen, indem wir hier mit gebührendem Lobe eines Mannes erwähnen, der für ſeine Leiſtungen ſelten den richtig bemeſſenen Ehrendank, häufig zu viel, häufiger aber wohl zu wenig Anerkennung fand.

Auch Bauernfeld's äußeres Leben bietet, wie das ſo vieler Dichter, ſehr wenige Anhaltspunkte. Er wurde zu Wien den 12. Januar 1802 geboren, ſtudirte an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt die Rechte, und wurde nach Beendigung ſeiner Studien bei der niederöſterreichiſchen Landesregierung, dann bei dem Kreisamte V. U. W. W. angeſtellt. Später wurde er Koncepts-Praktikant bei der k. k. allgemeinen Hofkammer, und iſt jetzt Koncipiſt bei der k. k. Lottogefälls-Direktion in Wien. Ein Gedicht an Grillparzer machte ihn zuerſt der Welt als Schriftſteller bekannt. Mancherlei Verſuche anderer Art folgten; doch für das dramatiſche Fach entſchied er ſich zuletzt als eigenthümlichen Beruf. Anfangs lehnte er ſich an ein großes Original, und es erſchienen von ihm mehre Uebertragungen Shakeſpeare'ſcher Dramen. Doch bald begann er ſelbſtändig zu arbeiten, und, Anfangs etwas ſchüchtern — bis 1828 hatten ſich zwanzig dramatiſche Produkte in ſeinem Pulte angehäuft — wagte er ſich endlich hinaus in das klippenvolle Meer der Oeffentlichkeit. Ein fünfaktiges Luſtſpiel in Alexandrinern, „der Brautwerber," im Herbſte des genannten Jahres auf dem Hofburgtheater dargeſtellt, machte den Anfang. Es ſchloß bereits alle Vorzüge und alle Mängel künftiger Bauernfeld'ſchen Erzeugniſſe in ſich

ein; Sprache und Versbau verdienten und ernteten Lob, ohne die Dürftigkeit des Stoffes bemänteln zu können. Doch hatte der Dichter, bei seiner leichten und angenehmen Art, das Feld der Konversation zu bearbeiten, sich dem Hofburgtheater von einer Seite genähert, in welcher die Hauptstärke dieser berühmten Kunstanstalt beruhte, und seine Leistungen wurden daher nicht nur gern entgegengenommen, sondern freuten sich auch des Vortheils einer hebenden und verschönenden scenischen Darstellung. Dieser Erfolg ermunterte zur Fruchtbarkeit, und es folgte nun bis 1835 eine ziemliche Anzahl von Lustspielen, wie „Leichtsinn und Liebe," „das Liebesprotokoll," „der Musikus von Augsburg," „das letzte Abenteuer," „die Bekenntnisse," „Bürgerlich und Romantisch," das Schauspiel „Helene," das Charaktergemälde „Franz Walter," das Zaubermärchen „Fortunat," u. A., von denen die meisten sich mit Glück auf dem Repertoire erhalten haben. Doch riefen dieselben, da der Mangel an Handlung ihnen einen Anstrich von Einförmigkeit verleiht, die auf der anderen Seite ein gewisses Haschen nach Scenen und Situationen zu ihrem Succurs herbeiholt, auch manche scharfe kritische Stimme gegen sich auf, welche Bauernfeld in einer momentanen Empfindlichkeit bekämpfen zu müssen glaubte, und so schrieb er zu diesem Zwecke sein Lustspiel: „Der literarische Salon." Da er aber hierbei nur seine eigene Angelegenheit und seinen persönlichen Unmuth vor Augen hatte, und wirkliche literarische Uebel unberücksichtigt blieben, so gewann das Ganze ein einseitiges und persönliches Ansehen, und ohne Kunstwerth an sich, wurde das Stück, nach einmaliger Aufführung im Hofburgtheater (im März 1836), billig der Vergessenheit übergeben. Das gefällige Lustspiel: „Das Tagebuch," strebte den unangenehmen Eindruck zu verwischen; minder lobenswerth, besonders in der Tendenz, war das Lustspiel: „Der Vater" (1837). Bald darauf erschien sein Charaktergemälde: „Der Selbstquäler," dessen krankhafte Färbung jedoch nicht erfreuen und erfrischen konnte; später (1838) das beifällig aufgenommene Schauspiel: „Zwei Familien;" 1840 das alterthümlich gehaltene, in mancher Beziehung recht gelungene romantische Lustspiel: „Die Geschwister von Nürnberg," und das Konversationsstück: „Ernst und Humor," und 1842 das Lustspiel: „Industrie und Herz." Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer Uebertragung von Boz's Schriften, die ihn wegen ihrer dramatischen Lebendigkeit vorzugsweise anzogen. — Erfindungsgabe darf man bei Bauernfeld nicht obenan suchen; aber er kennt trefflich die Formen und Aeußerlichkeiten des Lebens und versteht diese in frappante Konflikte zu

bringen. Der herrſchende Weltton und die Elemente der höheren Geſellſchaft ſpiegeln ſeine Stücke anmuthig wieder. Auf Tendenzen macht er keine beſondere Jagd; er nimmt das Leben und die Menſchen mehr, wie ſie nach Gegenwart und Zeitgeſchmack erſcheinen, bald in leichtverzierter Wirklichkeit, bald in ſatyriſchem und karrikirtem Aufputze; wo Charaktere fehlen, treten Affekte und Launen an ihre Stelle, und meiſt reichen dieſe für ſeine Zwecke aus. Nicht die Handlung an ſich, ſondern das Beiwerk der Handlung iſt bei ihm vorherrſchend; aber hierin muß man ihm das Verdienſt einer meiſt geſchmackvollen Wahl, einer oft ſehr glücklichen und geiſtreichen Durchführung zugeſtehen. Jede ſeiner Scenen hat ihre eigene epigrammatiſche Wirkung; ſelbſt aus den Nebenfiguren blickt oft ein eigenthümliches Etwas und eine geiſtige Wahrheit, und ſein glatter, eleganter Dialog ſchwillt von kräftiger poetiſcher Lebensäußerung, von gefälliger Kaprice, oder auch von kernigem Humor und allzeit ſchlagfertigem Witze.

P. J. de Crébillon.

Geboren 1674. Geſtorben 1762.

Der Vorläufer des romantiſchen Terrorismus in der neueren Poeſie, Proſper Jolyot de Crébillon, kam am 15. Februar in Dijon zur Welt, widmete ſich, nachdem er ſeine Studien in dem Collège Mazarin durchgemacht hatte, der Jurisprudenz und prakticirte in Paris bei dem Prokurator Prieur, einem leidenſchaftlichen Liebhaber des Theaters. Dieſer, des jungen Mannes geringe Neigung zu ſeinem Fache und richtiges Urtheil über Erzeugniſſe der dramatiſchen Kunſt wahrnehmend, beſtimmte ihn, für die Bühne zu arbeiten. Der erſte Verſuch: „La mort des enfants de Brutus,“ wurde nicht aufgeführt; „Idoménée“ (1705) lenkte, trotz des mißlungenen Planes und bombaſtiſchen Styles, durch einige gute Situationen und kräftige Stellen die Aufmerkſamkeit des Publikums auf den jungen Dichter. „Atrée“ (1707) ließ die Richtung wahrnehmen, welche ſein Genie gewonnen hatte. Das Schreckliche iſt ſein Element, in welchem er ſich am liebſten bewegt, und er wurde daher auch der „Schreckliche“

geheißen. Die Rolle des Atreus iſt indeſſen vortrefflich gehalten, der Styl ſtark und kräftig, nur manchmal in übertriebene Deklamationen verfallend. „Electre" (1709) zeichnet ſich durch herrliche Scenen aus, dagegen iſt der Dialog vernachläſſigt, und zu lange Beſchreibungen und endloſe Deklamationen ermüden den Zuſchauer wie den Leſer. „Rhadamiste" (1711) fand außerordentlichen Beifall und wird gewöhnlich für Crébillon's Meiſterſtück gehalten. Zwar iſt darin das Schreckliche bis zum Unnatürlichen getrieben; aber man fand in jener Zeit, wie noch häufig in der unſ'rigen, an ſolchen Uebertreibungen Geſchmack. Unbegreiflich iſt's, wie man den Dichter mit Aeſchylos vergleichen konnte. Boileau nennt ihn einen „betrunkenen Racine." „Xerxés" (1714) und „Semiramis" (1717) ſind völlig verunglückt. Im „Pyrrhus" verließ Crébillon, an den Schreckniſſen der eigenen Fantaſie überſättigt, den bisher betretenen Weg; ſtatt der gräßlichen herrſchen hier ſanftere Gefühle vor. Das Stück fand — obſchon der Verfaſſer, dem alles Nichtgrelle als blaß erſchien, es nur den „Schatten einer Tragödie" nannte — ſehr großen Beifall. Häusliche Sorgen, durch des Dichters ſchlechtes Talent, den Großen zu ſchmeicheln, veranlaßt, unterbrachen jetzt auf längere Zeit ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Die geringen Einkünfte, welche er als Mitglied der Akademie (ſeit 1731) zu beziehen hatte, reichten kaum hin, ſein Leben zu friſten. Erſt als die Frau von Pompadour, jedoch mehr um Voltaire zu demüthigen, als um Crébillon's Verdienſte zu belohnen, ihm eine Penſion von tauſend Francs und eine Stelle an der Bibliothek verſchafft hatte, vollendete er 1749 ſeinen „Catilina," welcher auf königliche Koſten mit allem möglichen Prunke aufgeführt wurde, und trotz der vielen Fehler, welche den ruhigen Leſer das Stück nicht ſehr hoch ſtellen laſſen, die Bewunderer des Dichters entzückte. Weil der Charakter Cicero's darin ganz in den Hintergrund trat, ſchrieb er, um dieſes Unrecht gut zu machen, ſein „Triumvirat ou la mort de Cicéron," welches aber kalt aufgenommen wurde und den Dichter bewog, ſeine dramatiſche Laufbahn zu endigen. Er hätte noch Größeres geleiſtet, wäre ſein ausgezeichnetes Talent mehr ermuntert und unterſtützt worden. Arm und verlaſſen, im Gefühle ſeines Werthes zu ſtolz, um ſeine Muſe übermüthigen Mäcenen zu verkaufen, zog er ſich in ſein Studirzimmer zurück, wo er, unaufhörlich Tabak rauchend, und von einer Menge von Hunden und Katzen umgeben (die ihm, wie er ſagte, lieb geworden waren, ſeit er die Menſchen kennen gelernt), Plane zu Trauerſpielen entwarf, welchen man jedoch den Sonderling nicht anſah. Er ſchlief wenig

und meiſt nur auf der harten Erde; die Vorſchriften der Aerzte verachtete er, und brachte es, trotz ſeiner cyniſchen, wunderlichen Lebensweiſe, zu einem Alter von acht und achtzig Jahren. Er ſtarb am 17. Juni 1762. Ludwig XV. ließ ihm durch den berühmten Bildhauer Lemoine ein Denkmal in der Kirche St. Gervais errichten. — In Crébillon's Trauerſpielen ſpiegelt ſich das Zeitalter Ludwig's XIV. auf eine frappante Weiſe ab, beſonders was die Unkenntniß und Verunſtaltung des griechiſchen und römiſchen Alterthums anlangt. Ein Fehler, welcher Crébillon allein eigen iſt, beſteht in ſeiner unnatürlichen Uebertreibung des Schrecklichen in der Darſtellung des Aufruhrs der Leidenſchaften. Die Verwickelungen, welche er aus altfränkiſchen Romanen ſchöpfte, ſind überladen und ſelten mit Geſchicklichkeit geknüpft. Das wirklich Gelungene in des Dichters Stücken, die einzelnen oft gut gehaltenen Charaktere, die nicht ſelten reine, kräftige und ſchöne Sprache, ſind kaum hinreichend, jene Hauptfehler aufzuwiegen.

François de Malherbe.

Geboren 1555. Geſtorben 1628.

Ein ſchlagendes Beiſpiel, wie man ohne eigentliche Poeſie es zu einem klaſſiſchen Poeten bringen könne, hat Malherbe geliefert. Zu Caen aus einer alten adeligen Familie entſproſſen, ſtudirte er zuerſt in ſeiner Vaterſtadt, dann in Heidelberg und Baſel die Rechte, und lebte hierauf längere Zeit zu Aix in der Provence. Eifriger Katholik, empfand er den Schmerz, ſeinen eigenen Vater zu dem Glauben und der Partei der Hugenotten übergehen zu ſehen, und meinte nun zu doppeltem Eifer für ſeine Kirche verpflichtet zu ſein. Um ihr ſein Schwert zu widmen, nahm er Kriegsdienſte unter der Ligue. Als ſpäter Heinrich IV. den Proteſtantismus abſchwur, ward Malherbe ein begeiſterter Verehrer dieſes großen Königs, den er ſich durch eine Ode auf eine Reiſe desſelben ſo geneigt machte, daß er eine Penſion von ihm erhielt. Er ſtarb zu Paris als Kammerherr dieſes Monarchen, nachdem er unter ſechs franzöſiſchen Königen gedient hatte, in einem Alter von drei und ſiebenzig Jahren, und wurde in der Kirche

St. Germain l'Auxerrois begraben. — Als Dichter war er nicht beſonders fruchtbar, aber deſto ſorgfältiger in der Ausarbeitung, und hatte in allem Ernſte die Anſicht: man müſſe, nach einem Gedichte von hundert Verſen, oder nach einer Rede von drei Bogen, Jahrelang ausruhen. Wie nun ſein Geiſt mit ſchneckenartiger Langſamkeit über ſeine Arbeiten — meiſt Gelegenheitsgedichte, in Oden, Stanzen, Sonetten, Epigrammen, Chanſons u. ſ. w. beſtehend — hinkroch, wurden ſie bis zur Sprödigkeit glatt, und es erforderte neue Mühe, die Spuren des Mühſamen hinwegzufeilen. Dichteriſche Fantaſie und kühne Begeiſterung mangelten ihm; aber er hatte Witz, Sinn für Harmonie und beherrſchte ſeinen Gegenſtand mit einer klaren, graziöſen Ruhe. In Gleichniſſen ſtark, hatte er einen beſonderen Beruf zur Fabel, und war, da er mit höchſter Bedächtigkeit arbeitete und daher jeder Wiederholung auswich, immer neu und ſinnreich. Er ward der Stifter einer eigenen Dichterſchule, indem er durch ſein Streben nach ſprachlicher Reinheit und rhythmiſcher Regelmäßigkeit vielen Dichtern nach ihm als Muſter vorleuchtete; man nannte ihn den Dichter der Fürſten und den Fürſten der Dichter, ſowie den Vater der franzöſiſchen Lyrik. Weil aber ſein Streben lediglich auf Zierlichkeit und Wohlklang des Ausdrucks gerichtet war, ſo ermüdete er häufig durch jenes Uebermaß des Ebenmaßes, und ſelbſt ſeine Landsleute bewundern dieſen poetiſchen Fabius Cunctator mehr von fern, als daß ſie den näheren Umgang ſeines Geiſtes ſuchen.

Ferdinand V. der Katholiſche,

König von Aragonien.

Geboren 1453. Geſtorben 1516.

Dieſer mächtige und glanzvolle Fürſt, durch deſſen Kriegsluſt, Glück und Staatsklugheit Spanien zur herrſchenden Macht in Europa erhoben wurde, war der Sohn Johann's II. von Aragonien zweiter Ehe, und kam den 10. März 1453 zur Welt. Erſt ſechzehn Jahre alt und muthig gegen die Catalonier kämpfend, vermälte er ſich 1469 mit der ſchönen und geiſtvollen Iſabella, Erbin von Caſtilien, und bereitete dadurch die ſpätere

Vereinigung aller einzelnen Königreiche Spaniens zu Einer Monarchie vor. Iſabella beſtieg nach ihres Bruders, Heinrich's IV. des Unvermögenden, Tode 1474 den Thron von Caſtilien, weil ein großer Theil der Reichsſtände ſich für ſie erklärte; dem anderen Theile nöthigten die ſiegreichen Waffen ihres Gemals nach der Schlacht bei Toro 1476 die Zuſtimmung ab. In Aragonien, wo Johann die Catalonier bezwungen hatte, folgte nach dem Tode desſelben 1479 Ferdinand als König. Ferdinand und Iſabella, oder die „beiden Könige," wie ſie in der ſpaniſchen Staatsſprache genannt wurden, regierten zwar gemeinſchaftlich, jedoch ſo, daß beide Reiche noch immer ihre beſondere Verfaſſung behielten und Ferdinand's Einfluß auf die Regierung Caſtiliens gleich bei ſeiner Vermälung durch beſonderes Uebereinkommen beſchränkt worden war. Darin indeſſen waren ſie einig, daß die königliche Macht in beiden Reichen von dem Adel und der hohen Geiſtlichkeit möglichſt unabhängig gemacht werden müſſe. Mit kluger Benützung der Zeitumſtände wußten Beide die Beſetzung der Bisthümer an ſich zu bringen. Um einen allgemeinen Landfrieden einzuführen, wurde dem Adel die richterliche Gewalt genommen und die Gerichtshöfe mit Rechtsgelehrten beſetzt. Zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe wurde von den Bürgern jeder Stadt, unter königlicher Sanktion, eine ſtehende Miliz errichtet, die „heilige Brüderſchaft" (la santa hermandad) genannt. Bei allen dieſen Unternehmungen ſtand Iſabellen der ſtaatskluge Kardinal Ximenes berathend zur Seite. Durch die zahlreichen Mauren und Juden hatte Spanien einen ſehr bedeutenden Beſtandtheil nichtchriſtlicher Bevölkerung, und Ferdinand glaubte, daß politiſche Einheit ohne Glaubensübereinſtimmung nie wurzeln könne. Dazu geſellte ſich mißverſtandener Religionseifer, auch Habſucht, welche vorzüglich durch die außerordentlichen Reichthümer der Juden gereizt wurde. Dies veranlaßte die Einführung der Inquiſition, welche 1483, wo der fanatiſche Beichtvater der Königin, Thomas von Torquemada, als erſter Großinquiſitor in Spanien auftrat, beſtehendes Tribunal wurde und Anfangs mehr politiſche, als religiöſe Zwecke verfolgte, indem ſie dazu diente, ſich ſtaatsgefährlicher und verdächtiger Perſonen unter dem Vorwande der Ketzerei zu entledigen und die eingezogenen Güter der Verurtheilten in den Beſitz der Krone zu bringen. Kein Grande, ſelbſt kein Erzbiſchof konnte ſich dieſer furchtbaren Macht entziehen. Eine andere Maßregel Ferdinand's, durch welche er den unmittelbarſten Einfluß auf alle ſtändiſchen Berathungen, ja ſelbſt auf die Schickſale der größten adeligen Familien in ſeine Hand bekam,

beſtand darin, daß er ſich nach und nach das Großmeiſterthum der drei Ritterorden Spaniens übertragen ließ und dasſelbe auf ewig mit der Krone verband. Es war ferner Ferdinand's und Iſabellens vereinte Macht, welche der Herrſchaft der Mauren in Spanien nach einer Dauer von 779 Jahren durch die Eroberung des Königreichs Granada 1492, nach einem langwierigen und blutigen Kriege, für immer ein Ende machte. Ferdinand ſchlug das eroberte Reich zu Caſtilien. Anfangs hatte man den Mauren in Granada für ihre Unterwerfung völlige Religionsfreiheit zugeſichert; aber nach ſieben Jahren verlangte man von ihnen, ſich entweder taufen zu laſſen oder bei Todesſtrafe das Land zu räumen. Viele — darunter die geſchickteſten und fleißigſten Gewerbsleute, Handwerker und Ackerbauer — wanderten aus; andere wurden aus Zwang Chriſten und gaben, in ſtetem Verdachte des Unglaubens oder auch als öffentlich Abtrünnige, der Inquiſition häufigen Stoff zu Verfolgungen. Die Juden hatte ſchon früher (1481) ein gleiches Los betroffen. Kaum war Granada erobert, ſo erließen Ferdinand und Iſabella eine Verordnung, daß alle Juden ihrer Länder, die ſich nicht taufen laſſen wollten, dieſelben innerhalb eines Monats zu verlaſſen hätten. Ihre Güter zu verkaufen, blieb ihnen geſtattet; aber Gold, Silber und Edelſteine ſollten ſie nicht mitnehmen dürfen. Gegen dieſe Mißgriffe ihrer Politik, welche dem Lande tiefe Wunden ſchlug, wurden die beiden Könige entſchädigt durch die großen Ausſichten auf Länderbeſitz und Goldquellen, welche Colombo's Entdeckung der neuen Welt (1492) vor ihnen aufthat, den Iſabella mit drei kleinen Schiffen zu ſeiner Entdeckungsfahrt ausgerüſtet hatte. Raſtlos ſtrebte Ferdinand, ſeine Macht nicht nur im Inneren mehr zu befeſtigen, ſondern auch auf jede Weiſe nach Außen zu erweitern. Geſchickte Miniſter und tapfere Feldherren unterſtützten ſeine Unternehmungen. So ſendete er ſeinen Feldherrn, Gonſalvo von Cordova, nach Italien, und die liſtige Erwerbung Neapels (1503), wobei er nicht blos den König Friedrich von Neapel ſelbſt, ſondern hauptſächlich den mit ihm verbündeten Ludwig XII. von Frankreich täuſchte, gab der Macht Spaniens, durch die ſeit langer Trennung wieder bewirkte Vereinigung Neapels mit Sicilien, einen bedeutenden Zuwachs. Seine Gemalin, Iſabella, ſtarb den 26. November 1504, aber Caſtilien fiel dadurch keineswegs an Ferdinand, ſondern an ſeine, mit Iſabella erzeugte Tochter Johanna, welche mit dem Erzherzoge Philipp von Oeſterreich vermält war. Zwar wollte Ferdinand, um nicht plötzlich wieder ſeine Macht auf das kleinere Aragonien beſchränkt zu ſehen, durch ein unterge-

Biograph ſagt, alle Einſicht eines erfahrenen Generals, mit der Bravour eines gemeinen Grenadiers verbunden, und doch entſagte er großherzig dieſer Lieblingsneigung, weil er bei dem Heere ſich durch Ludwig von Baden und Eugen erſetzt wußte, dafür aber ſeine Mitwirkung im Staatsrathe und bei den Geſchäften des Friedens um ſo weniger ſich entbehren ließ. Nach der Eroberung Baierns gewährte er großmüthig der Familie des Kurfürſten den Aufenthalt in München und alle, mit den Umſtänden nur vereinbaren Vorrechte. Nach dem Tode ſeines kaiſerlichen Vaters, den 5. Mai 1705, nahm Joſeph den Kaiſertitel an und empfing noch im September desſelben Jahres die Erbhuldigung der öſterreichiſchen Stände. Sofort griff ſeine Thätigkeit entſcheidend in alle Zweige der Verwaltung ein; 1706 wurde die durch ihn errichtete kaiſerliche Bank eröffnet, und die Akademie der bildenden Künſte gegründet. Den Oberbefehl über die kaiſerlichen Truppen übergab Joſeph dem gefeierten Prinzen Eugen von Savoyen, welcher 1707 bei Oudenarde, 1709 bei Malplaquet über die Franzoſen ſiegte; nur in Spanien behauptete ſich Philipp V. gegen des Kaiſers Bruder und Nachfolger, den nachmaligen Kaiſer Karl VI. Großes Verdienſt um Deutſchland erwarb ſich Joſeph durch Erneuerung des Reichskammergerichts; auch bewirkte er 1708 die Wiederaufnahme Böhmens in das Kurfürſtenkollegium. Eben ſo viele Kraft als Mäßigung entwickelte er in dem Kampfe gegen den, durch Franz Leopold Rakoczy's Ränke angezettelten Aufſtand in Ungarn, deſſen völliges Ende der Kaiſer nicht mehr erleben ſollte, indem erſt ſechzehn Tage nach des Letzteren Tode der Vertrag von Szathmar zu Stande kam. Am 12. April 1711 hatte der Kaiſer bei den Karmeliten auf der Laimgrube dem Gottesdienſte beigewohnt und das Mittagsmahl eingenommen. Es überkam ihn Appetitloſigkeit und allgemeines Unbehagen; durch ſcharfen Heimritt und eine am anderen Tage angeſtellte Jagd hoffte er das Uebel zu unterdrücken, aber umſonſt. Nur zu bald kamen an ihm Spuren der damals tödtlich wüthenden Pocken zum Vorſchein. Schmerz und Beſtürzung bemächtigten ſich der Umgebung des Kaiſers; die Aerzte berathſchlagten und ſparten keine Mittel; doch bald zeigte menſchliche Hilfe ſich umſonſt, denn das Uebel nahm mit troſtloſer Schnelligkeit überhand. Am 16. nahm der, nach den Niederlanden abgehende große Eugen — den der Kaiſer ſo unbegränzt liebte, daß er ihn Bruder nannte und auch von ihm ſo genannt ſein wollte — von dem ſterbenden Monarchen Abſchied, welcher, bis zur Ankunft des Königs Karl aus Spanien, die Regentſchaft ſeiner Mutter übertrug und, noch nicht drei

LAPEROUSE

BLAKE

SPINOZA

MACCHIAVELLI

WEST

WATT

unddreißig Jahre alt, den 17. April 1711 ſeinen edlen Geiſt verhauchte. Eine herrliche Zukunft, voll großartiger Entwürfe, ging mit ihm zu Grabe, und ſeine Staaten wurden ſich, was ſie an ihm beſeſſen, durch die Wahrnehmung deſſen, was ſie an ihm verloren, doppelt bewußt. — Joſeph war mittelgroß, doch von ſchönem und kraftvollem Bau, ſeine Züge höchſt angenehm, ſein Blick bewältigend durch feurigen Glanz und einen Ausdruck der Hoheit, ſein Haar blond, ſeine Geſichtsfarbe überaus zart und jugendlich friſch, ſpäter gebräunt durch die Sonne der Schlachten und durch fleißiges Jagen. Leicht aufbrauſend, aber auch eben ſo leicht verſöhnt, war ſein ganzes Weſen Herablaſſung und Leutſeligkeit, und mit Zutrauen erweckender Güte ſprach er mit ſeinen Unterthanen über ihre Bitten und Angelegenheiten, während er die hohen Kreiſe der Geſellſchaft durch ſeinen Witz und ſeine Unterhaltungsgabe belebte. Allem Zwange abhold, verbannte er zuerſt das burgundiſche Ceremoniel ſammt der ſpaniſchen Manteltracht; aber auch ohne abgemeſſene Formen blitzte aus ſeinem Weſen der Strahl der Majeſtät und machte ſich im rechten Augenblicke geltend. Für die Geſchäfte des Staates beſaß er die ausgebreitetſten Kenntniſſe und einen merkwürdig ſchnellen, tief dringenden und ſicheren Blick. Kurz, die Natur hatte alle großen Gaben des Geiſtes und Herzens verſchwenderiſch in ihm geſammelt, um ſie neidiſch durch ſeinen viel zu frühen Tod wieder zurückzunehmen.

Chriſtian Felix Weiſſe.

Geboren 1726. Geſtorben 1804.

Der redliche Mitkämpfer für die Wiederherſtellung des Geſchmacks, der Mitbegründer der deutſchen Bühne, der liebenswürdige Kinderfreund Chriſtian Felix Weiſſe, kam den 28. Januar 1726 zu Annaberg im ſächſiſchen Erzgebirge zur Welt. Sein Vater, damals Rektor der Annaberger Stadtſchule, wurde alsbald nach Altenburg als Direktor des daſigen Gymnaſiums verſetzt, wo auch der Sohn ſeine Vorbildung erhielt. Von hier ging derſelbe 1745 auf die Univerſität nach Leipzig, um Philoſophie zu

studiren. Hier schloß er sich an Männer an, deren Einfluß auf die deutsche Literatur unvergessen ist: an Klopstock, die Schlegel, Cramer u. A. Aber am entscheidendsten für ihn ward sein vertrauter Umgang mit Lessing, mit welchem er sich ungeahnet in die Reform der deutschen Bühne verwickelt sah. Damals setzte das Theater der berühmten Neuberin ganz Leipzig in Bewegung. Auch Lessing und Weisse kannten kein höheres Vergnügen, als die Vorstellungen auf der Neuberischen Bühne zu besuchen, und um freien Eintritt zu erhalten — die Zahlung fiel den beiden unbemittelten Jünglingen zu schwer — übersetzten sie gemeinschaftlich französische Schauspiele. Weisse's erster, hier aufgeführter Versuch war ein einaktiges Lustspiel in Versen: »Die Matrone zu Ephesus," worauf der „Leichtgläubige" folgte, der aber nicht gedruckt worden ist. Im Umgange mit den Schauspielern benahm er sich vorsichtiger, als Lessing, doch knüpfte er mit den besten, namentlich mit Eckhof, im Jahre 1749, wo dieser in Leipzig war, vertrautere Bekanntschaft an, eben so später mit dem Leipziger Theaterprincipale und „Hofkomödianten" Koch, für welchen er mehre kleinere Vorspiele schrieb und der seine „Poeten nach der Mode" auf die Bühne brachte. So hatte Weisse also noch während seiner Universitätsstudien sich Bahn auf der Bühne gebrochen. Nachdem er ausstudirt, wurde er 1750 Hofmeister eines jungen Grafen, mit welchem er noch einige Jahre in Leipzig verweilte. Die Bekanntschaft mit Gellert und Rabener gab seinem Geiste neue Anregung; die Bühne wurde mit mancherlei Beiträgen, namentlich mit dem damals berühmten Tyrannenstücke: „Richard der Dritte," beschenkt, und nebenbei erschienen seine „scherzhaften Lieder," von denen viele in den Gesang des Volkes übergingen. 1759 unternahm Weisse mit seinem vornehmen Zöglinge eine Reise nach Paris, welche neue Bekanntschaften, neue Eindrücke brachte. Nach Leipzig zurückgekehrt, lebte er dann einige Zeit als Gesellschafter bei dem Grafen Schulenburg zu Blankenburg, wo die Muße, die er genoß, ihn manche dramatische Arbeiten, ferner die damals sehr beliebten „Amazonenlieder" vollenden, und die Redaktion der bekannten „Bibliothek der schönen Wissenschaften" mit Eifer üben ließ. 1761 erhielt er die einträgliche Stelle eines Kreissteuereinnehmers in Leipzig, die er bis an seinen Tod bekleidete. Sein Amt gönnte ihm hinlängliche Zeit zu literarischen Leistungen, und seine Fruchtbarkeit blieb sich gleich. Bei seinen Bühnenstücken benutzte er zum Theil französische Muster; ja, selbst Shakespeare wurde, freilich in einer in den Zeitansichten begründeten einseitigen Weise, von ihm für die deutsche Bühne zugerichtet. Von

jeder ſeiner Arbeiten ließ ſich etwas Rühmliches ſagen. An dem Trauerſpiele: »Muſtapha und Zeangir,« lobte man die Verſifikation; kraftvoller war „Roſamunde,“ obgleich wegen des Schrecklichen der Handlung von keiner Wirkung auf der Bühne; als ſein beſtes und ausgeführteſtes Luſtſpiel galt die „Haushälterin,“ dem das rührende Luſtſpiel: „Amalie,“ an die Seite geſtellt wurde. Auch begann Weiſſe bereits die Herrſchaft des, von Frankreich eingedrungenen, ſchleppenden Alexandriners zu ſtürzen; denn ſeine, 1766 erſchienene Tragödie: „Atreus,“ die für jene Zeit ſowohl in der Wahl des Stoffes, wie im Ausdrucke kühn genannt werden kann, iſt das erſte Schauſpiel in Jamben, welches auf deutſchen Theatern zur Aufführung kam. Das durch Weiſſe moderniſirte Shakeſpeare'ſche Trauerſpiel: „Romeo und Julia,“ hatte wenigſtens das Verdienſt, auf das herrliche Original und deſſen Schöpfer näher hinzuleiten. Einen eigenthümlichen Einfluß gewann Weiſſe auch durch ſeine Theilnahme an der Einführung der komiſchen Oper in Deutſchland. In Hamburg hatte nämlich der Theaterprincipal Schönemann eine durch den Theaterdichter Bork gefertigte Ueberſetzung von Coffey's „the devil to pay,“ mit der urſprünglichen engliſchen Muſik aufgeführt. Durch den Erfolg dieſes Unternehmens gereizt, ließ Koch eine neue Ueberſetzung dieſes Stoffes durch Weiſſe liefern und durch ſeinen Korrepetitor Standfuß komponiren. Unter dem Titel: „Der Teufel iſt los,“ wurde dieſe Oper 1752 in Leipzig zum erſten Male mit unerhörtem Beifall aufgeführt und ſeitdem unzählige Mal wiederholt, beſonders nachdem Weiſſe neue Arien hinzugedichtet und Hiller die Muſik dazu geliefert hatte. Der außerordentliche Beifall, den dieſes Unternehmen hatte, ermunterte zu Fortſetzungen, und ſo ward Weiſſe der Schöpfer der komiſchen Oper in Deutſchland. Seine Opernſtoffe brachte er der Komödie möglichſt nahe, und fand dabei einen glücklichen Mittelweg zwiſchen dem Poſſenhaften und dem allzu Raffinirten. 1767 folgte die niedliche Operette: „Lottchen am Hofe,“ mit Muſik von Hiller; 1770 die noch in unſeren Tagen aufgeführte, in einzelnen Theilen zum deutſchen Volksgeſange gewordene Operette: „Die Jagd,“ zu welcher Hiller die lieblichſten und naivſten Töne fand. Aber auch dieſes vielſeitige Wirken hatte Weiſſe's Thätigkeit nicht erſchöpft. Vielmehr ſuchte er durch ſeinen Ruhm im pädagogiſchen Gebiete beinahe ſeinen poetiſchen noch zu überſtrahlen, und ſeine Verdienſte als Jugendſchriftſteller wirken eben ſo lebendig fort, als ſeine ſchönwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Seine „Lieder für Kinder,“ ſein ABC-Buch, welches lange das vorzüglichſte Buch dieſer Art blieb, ſein in zahl-

loſen Exemplaren verbreiteter „Kinderfreund," ſein „Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes," ſind von hohem Werthe und haben zu ihrer Zeit entſchieden günſtig auf die häusliche Erziehung eingewirkt. — Seine theatraliſche Laufbahn beſchloß Weiſſe mit „Jean Calas," ſeine irdiſche ſanft und heiter im Kreiſe der Seinen am 16. Dezember 1804. Er ſchlummert auf dem Leipziger Johanniskirchhofe, wo auch ſeine Freunde Gellert und Hiller ruhen. Sein Gedächtniß wurde auf der Bühne Leipzigs, von wo aus er ſo edle Genüſſe verbreitet hatte, mit allgemeiner Theilnahme begangen, und in ſeiner Vaterſtadt, Annaberg, wurde, zu ſeinem Andenken, den 28. Januar 1826 — am Tage ſeiner Geburt vor hundert Jahren — durch Beiträge aus allen Gegenden Deutſchlands eine Stiftung zu Erziehung armer verwaiſ'ter Kinder des Erzgebirges feierlich eröffnet und ſo die Erinnerung an den unvergeßlichen Kinderfreund im ſchönſten Sinne begangen.

Wie viel ihm auch Deutſchlands Literatur und Bühne verdanken: ſeine eigene Meinung über ſeine Produkte war äußerſt beſcheiden, wie er überhaupt Jedem erſchien, der ihn kannte. Heiter, edel und wohlwollend, hatte er in ſeiner Selbſtbiographie ſich mit redlicher Aufrichtigkeit geſchildert. Neben großer Anerkennung blieben auch mancherlei Anfechtungen nicht aus. Bodmer, der damals von einem politiſchen Endzwecke des Trauerſpiels zu träumen begann, griff Weiſſe's „Atreus" unſanft an; beſonders aber erhob ſich ein kritiſches Ungewitter über die neue Erſcheinung der Operette, und Madame Gottſched ſchrieb, im Intereſſe ihres Gatten, unter dem Titel: „Der kleine Prophet von Böhmiſchbroda," eine weisſagende Satire mit bitteren Bemerkungen gegen die Operette: „Der Teufel iſt los," welche dafür Roſt in einer beißenden Epiſtel gegen Gottſched in Schutz nahm. Weiſſe ſelbſt ſah dem Gelärme mit verſtändiger Ruhe zu, ohne polemiſch einzuſchreiten, und hatte die Genugthuung, den kritiſchen Sturm und deſſen Urheber, nicht aber ſeinen eigenen Ruhm zu überleben.

Friedrich von Hagedorn.

Geboren 1708. Geſtorben 1754.

Unverdient beginnt das freundliche Bild Hagedorn's ſich, wie ſo manches Edle, dem Vergeſſen zuzuneigen, obgleich er einer der erſten deutſchen Dichter am Anfange des vorigen Jahrhunderts iſt, welche ſich über die Geſchmackloſigkeit ihrer Zeit erhoben. Im alten, norddeutſchen Hamburg erblickte er am 23. April 1708 das Licht der Welt, erhielt in ſeinem elterlichen Hauſe eine ſehr ſorgfältige Erziehung und machte auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt bedeutende Fortſchritte in den Sprachkenntniſſen. Nachdem er ſich drei Jahre lang auf der Univerſität Jena dem Studium der Rechte gewidmet hatte, ohne darüber ſein poetiſches Talent zu vernachläſſigen, ging er 1729 als Privatſekretär des däniſchen Geſandten nach London, wo er die Gelegenheit, ſich mit der engliſchen Literatur genauer bekannt zu machen, mit Eifer benutzte. Eine Reiſe in Geſellſchaft des Geſandten führte ihn durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück, wo er, nachdem er lange vergebens auf eine Beförderung in Dänemark gewartet hatte, 1733 eine einträgliche Stelle als Sekretär bei der unter dem Namen des engliſchen Court bekannten Handelsgeſellſchaft erhielt. Sorgenfrei und ſtets heiter, lebte er fortan im geſelligen Kreiſe achtbarer Freunde, und widmete die ihm von ſeinen Amtsgeſchäften vergönnte reichliche Muße der Poeſie und der Lektüre. Allgemein hochgeſchätzt und betrauert, wurde er ſchon in ſeinem ſiebenundvierzigſten Jahre, den 28. Oktober 1754, durch eine unheilbare Waſſerſucht der Welt entriſſen. — Hagedorn verdient ſchon deswegen Achtung, weil er ſich zuerſt von jedem Schulzwange frei zu erhalten wußte und, wie ein fröhlicher Vogel, aus dem Netze franzöſiſcher Pedanterie herausflog, das Gottſched's einſeitiges Geſchmacksdogma damals ausſpannte. Originalität darf man bei ihm freilich nicht in hohem Grade ſuchen, wohl aber — was ihn auch als Menſchen bezeichnete — geſunden Verſtand, richtiges Gefühl und die Anmuth heiteren Wohlwollens. Seine eben nicht kühne Fantaſie wagt nicht leicht

einen eigenen Flug, weiß ſich aber das Fremde mit Geſchick anzueignen. Die Klarheit, Leichtigkeit, Beſtimmtheit und Feinheit der beſſeren franzöſiſchen Dichter diente ihm nicht weniger zum Vorbilde, als die kräftige Natürlichkeit und die Gedankenfülle der engliſchen, und mit dieſen ſeinen Muſtern wollte er auch den Leſer in den, ſeine Gedichte ſtets begleitenden, gelehrten, moraliſchen und äſthetiſchen Anmerkungen, welche man nicht ſelten getadelt und belächelt hat, bekannt machen. Am beſten gelingen ihm die Fabel und das kleine ſcherzende Lied, welches vor ihm mit der unerquicklichſten Steifheit behaftet war. Seine Oden, obſchon ſie ſich durch Gefühl, gelungene Bilder und gute Wendungen auszeichnen, entbehren eben ſo ſehr des höheren Schwunges der Gedanken, als ſeine Epigramme des ſchlagenden Witzes. In ſeinen poetiſchen Erzählungen, wobei ihm ſtets Lafontaine's Meiſterwerke vorſchwebten, beurkundet er die Gabe einer leichten, lebendigen und geiſtvollen Darſtellung, welche ihm aber in ſeinen trockenen moraliſchen Gedichten ziemlich untreu wird. Sprachkorrektheit iſt auch ſeinem geringſten Verſuche nachzurühmen, und ſeine Verdienſte um die deutſche Sprache, welche zu ſeiner Zeit einen neuen Bildungsprozeß durchzumachen begann, ſind nicht die geringſten.

Johann Keppler.

Geboren 1571. Geſtorben 1630.

Theils ſtürmiſch, theils armſelig war das Leben dieſes großen Aſtronomen und Mathematikers, deſſen Geiſt der Wiſſenſchaft der Aſtronomie ihre neuen Bahnen öffnete, in welchen ſie noch wandelt. Zu Weil im Würtemberg'ſchen, den 21. Dezember 1571, aus adelichem, doch verarmtem Geſchlechte geboren, lernte er — von ſeinem Vater, einem unbemittelten Gaſtwirthe, ohne alle Unterſtützung gelaſſen — gar bald den Kampf mit dem widrigen Schickſale kennen, das ihn bis an ſein Grab verfolgte. Nur durch die äußerſten Anſtrengungen brachte er es dahin, daß er in ſeinem zwanzigſten Jahre in Tübingen die Theologie ſtudiren konnte, während er ſich ſeinen Unterhalt durch die Herausgabe von Kalendern, die bald

ſehr beliebt wurden, und durch Erziehung fremder Kinder erwarb. In ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre wurde er als Profeſſor der Moral und Mathematik an die neuerrichtete Univerſität zu Gratz berufen, wo er ſeine aſtronomiſchen Unterſuchungen fortſetzte und 1596 ſein erſtes größeres Werk: „Mysterium cosmographicum," herausgab, welches zwar voll pythagoräiſcher Träume über die Geheimniſſe der Zahlen, aber auch voll geiſtreicher und fruchtbringender Ideen war und ihm die Achtung des berühmten Tycho Brahe in Prag erwarb, zu welchem er auch bald vom Kaiſer Rudolph II. als Gehilfe und kaiſerlicher Mathematiker berufen wurde. Mit Tycho Brahe fertigte er die ſogenannten Rudolphiniſchen Tafeln an, von welchen der große Lalande ſagt: daß ſie während eines Jahrhunderts der Grund aller aſtronomiſchen Berechnung geweſen wären. Aber während der Unruhen, welche dem dreißigjährigen Kriege vorangingen, wurde ihm ſeine kleine Beſoldung nicht ausgezahlt, und ſo begab er ſich 1613 als Profeſſor der Mathematik nach Linz, wo er mit der lutheriſchen Geiſtlichkeit in Streit gerieth, weil er ſich nicht unbedingt zur Concordienformel bekennen wollte. Dennoch ſchlug er, aus Liebe zur deutſchen Heimat, mehre vortheilhafte Einladungen des Auslandes aus. Wegen der Kalenderverbeſſerung begleitete er den Kaiſer auf den Reichstag nach Regensburg, und nahm endlich, von Dürftigkeit gedrängt, die Vorſchläge eines Privatmannes in Ulm an. Weil aber auch hier die mit ihm eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt wurden, begab er ſich in die Dienſte des berühmten Albrecht von Waldſtein, welcher damals eben Herzog von Mecklenburg geworden war. Dieſer bekannte Anhänger der Aſtrologie fand in dem Aſtronomen nicht, was er ſuchte, und gab ihm, wahrſcheinlich nur um ſeiner wieder auf eine gute Art los zu werden, eine Profeſſur in Roſtock, über welche Waldſtein das Patronat hatte. Doch auch hier wurde ihm, der Kriegswirren halber, ſeine Beſoldung nicht ausgezahlt. Um ſeine Rückſtände einzufordern, reiſ'te er 1630 auf den Reichstag nach Regensburg; aber kaum hier angekommen, unterlag er den Anſtrengungen der Reiſe, und dem Kummer, und ſtarb den 15. November, noch nicht neunundfünfzig Jahre alt, ſeine Witwe und eine zahlreiche Familie in den dürftigſten Umſtänden zurücklaſſend. Er wurde auf dem nahen proteſtantiſchen Friedhofe beerdigt, und 1808 ihm auf Veranſtaltung Karl Dalberg's ein Denkmal errichtet, mit Keppler's Büſte aus carrariſchem Marmor (von Döll in Gotha) und einem ſchönen, von Dannecker verfertigten marmornen Basrelief, Keppler's Genius darſtellend, wie er die geheimnißvolle Ura-

nia entſchleiert und ſie ihm den von ihm erfundenen Tubus darreicht. Hinſichtlich der unſterblichen Verdienſte Keppler's um die Aſtronomie reicht es vollkommen hin, zu erwähnen, daß er durch ſeine Berechnungen entdeckte, wie die Planeten keine Kreisbahnen beſchreiben und keine gleichförmige Geſchwindigkeit in ihren Bewegungen zeigen. Auch entdeckte er nach den mühevollſten Unterſuchungen diejenigen drei Geſetze, welche die Grundlage der ganzen neueren Aſtronomie ſind und ſeinen Namen führen, nämlich: 1. daß die Bahnen der Planeten Ellipſen ſind; 2. daß der radius vector oder die von der Sonne auf die Planetenbahn gezogen gedachte gerade Linie immer gleiche Sektoren in gleichen Zeiträumen abſchneidet, und 3. daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten der Planeten ſich verhalten, wie die Kubus ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. Keppler war klein, hager und ſchwach von Körper, kurz vom Geſicht, aber nicht ſelten munter und ſcherzhaft; ſeine Begeiſterung für die Wiſſenſchaft ließ ihn alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit ertragen, aber auch, zu ſeinem Nachtheile, die Lebensklugheit vergeſſen. Die Deutſchen haben ihn arm gelaſſen und auch ſeiner Werke ſich nicht angenommen, während Italien in den Ausgaben der Werke Galilei's wetteiferte. Der Leipziger Profeſſor Hanſch, welcher 1718 Keppler's Briefwechſel herausgab, wollte auch deſſen übrige Handſchriften herausgeben; aber es fand ſich kein Verleger dazu! Dieſe Handſchriften ſind gegenwärtig im Beſitze der St. Petersburger Akademie. Jetzt beſchäftigt ſich Profeſſor Friſch in Stuttgart mit der Herausgabe der Werke Keppler's. »Wollte ich" — ſagt Montucla, der Geſchichtſchreiber der Mathematik — „es unternehmen, alle Entdeckungen Keppler's mitzutheilen, ſo möchte ich ihm allein in meinem Werke einen großen Theil des Raumes widmen, welcher zur Charakteriſtik vieler anderen Aſtronomen nöthig iſt." Und Goethe ſagt von dieſem großen Genius: »Die ernſteſten Dinge behandelt Keppler mit Leichtigkeit, und ein verwickeltes, mühſames Geſchäft mit Bequemlichkeit. Gibt er ſchriftlich Rechenſchaft von ſeinem Thun, ſo iſt es, als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeigehen geſchähe, und doch findet er immer die Methode, die von Grund aus anſpricht. Wie gründlich und anmuthig beſchreibt er, was an dem aſtronomiſchen Bau ſchon geleiſtet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu thun und zu ſchmücken ſei. Und wie arbeitet er ſein ganzes Leben an der Vollendung! Derjenige, der das Wahre erkennt, ſcheint nur Gott und die Natur, nicht aber ſich ſelbſt zu ehren, und von dieſer Art war Keppler. Wie ſein Sinn, ſo ſein Ausdruck. Geübt im Griechiſchen und

Lateiniſchen, fehlt es ihm an keiner Kenntniß des Alterthums, des gründlichen ſowohl als des ſchönen, und er weiß ſich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er ſich zu Unwiſſenden, ja Dummen herab; manchmal ſucht er wenigſtens allgemein verſtändlich zu werden. Bei Erzählung von natürlichen Ereigniſſen iſt er klar und deutlich; bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Eindrücke, entſcheidendere Theilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichniſſen, Anſpielungen und klaſſiſchen Stellen. Da er die Sprache völlig in ſeiner Gewalt hat, ſo wagt er gelegentlich kühne, ſeltſame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenſtand ihm unerreichbar ſcheint."

F. W. Herſchel.

Geboren 1738. Geſtorben 1822.

Durch allerhand Kreuz- und Querzüge des Lebens wurde dieſer merkwürdige Mann jenem Berufe zugeführt, der ihm die Bewunderung der Welt und die Unſterblichkeit erwerben ſollte. Friedrich Wilhelm Herſchel, den 15. November 1738 zu Hannover geboren, betrieb bei ſeinem Vater, einem Muſiker, frühzeitig die Tonkunſt und nebenbei Mathematik und Phyſik, erlernte auch die franzöſiſche Sprache und machte ſich mit der Logik vertraut. Seit ſeinem vierzehnten Jahre Regimentshautboiſt, ging er 1758 als ſolcher mit dem hannöver'ſchen Militär nach London, organiſirte für Lord Darlington ein Muſikkorps, ward Muſiklehrer zu Leeds, Organiſt zu Halifax, ſpäter in Bath, und unterrichtete ſich ſelbſt in der Harmonielehre und in der Mathematik. Auch Italien ſoll er um 1765 beſucht und, um das ihm fehlende Geld zur Heimreiſe zuſammenzubringen, ein Konzert veranſtaltet haben, in welchem er ganz allein auf drei Inſtrumenten — nämlich einer Harfe und zwei, auf ſeinen Schultern befeſtigten Hörnern — ein Quartett vortrug! Während er ſo mittels der Muſik ſich durch das äußere Leben ſchlug, zog innere Neigung ihn allgewaltig zur Sternkunde hin. Er ſtudirte eifrig Ferguſon's Werke, und machte den Anfang zur praktiſchen Aſtronomie mit einem geliehenen gregorianiſchen

Teleſkope, das er aber, zu wenig bemittelt, nicht kaufen konnte und daher mit einem kühnen Entſchluſſe ſich vornahm, ſelbſt ein ſolches Inſtrument zu verfertigen. Nach vielen mühſamen und vergeblichen Verſuchen brachte er 1774 ein fünffüßiges, newtonianiſches Spiegelteleſkop zu Stande. Dies gelungen, fertigte er noch größere an, bis ihm endlich ſogar eines von zwanzig Fuß gelang, mit welchem ausgezeichneten Inſtrumente er nun rüſtig die Räume des Himmels durchſpähte und ſo glücklich war, am 13. März 1781 den entfernteſten aller bis jetzt bekannten Planeten zu entdecken, den er, dem Könige von England zu Ehren, »Georgsgeſtirn" nannte. Jetzt heißt dieſer Planet, welchem die Franzoſen vormals den Namen »Herſchel" gaben, allgemein Uranus. Der Entdecker hatte ſich hiermit eine, ſeiner Neigung völlig entſprechende, ſichere und bequeme Exiſtenz errungen; denn der König ernannte ihn, mit einem Gehalte von vierhundert Pfund Sterling, zu ſeinem Privataſtronomen, und Herſchel zog als ſolcher Anfangs nach Datchet, dann nach Slough bei Windſor. Seine ſtillen und emſigen Forſchungen wurden durch glänzende Entdeckungen belohnt, die ſeinen Namen unſterblich machten. Bald ward er auch Mitglied der königlichen Societät, die ihm die goldene Medaille verlieh; im Jahre 1786 wurde er von der Univerſität zu Oxford mit der juriſtiſchen Doktorwürde beehrt, und endlich erhob ihn der König in den Ritterſtand. Seit ſeiner Ankunft in Slough gab Herſchel ſich ganz der Aſtronomie hin, und baute hier 1785 ſein bekanntes, vierzig Fuß langes und fünfthalb Fuß im Durchmeſſer haltendes Rieſenſpiegelteleſkop, welches viertauſend Pfund ſchwer war und tauſend- bis dreitauſendfache Vergrößerungen zuließ. Mit dieſem und dem zwanzigfüßigen Teleſkope machte er alle berühmten Entdeckungen im Gebiete der Planetenwelt und des Fixſternhimmels. So entdeckte er 1787 zwei, und 1790 bis 1794 noch vier Monde des Uranus, fand zwei neue Saturnusmonde auf, beſtimmte des Saturnringes Rotationszeit, erſpähte eine Maſſe ſeiner Doppelſterne und blaſſer Nebelflecke, machte an den, von Piazzi, Olbers und Harding gefundenen vier neuen Planeten neue Beobachtungen, und betrachtete anhaltend den Mond. Am ausgezeichnetſten ſind wohl Herſchel's Beobachtungen und Schriften über die Natur und Anordnung der Fixſterne. In ſeinen letzten Lebensjahren ſchien er von den neueren Verbeſſerungen der achromatiſchen Fernröhre nicht viel Gebrauch zu machen, ſondern blieb von Vorliebe für die katoptriſchen Werkzeuge eingenommen, mit welchen er auch die großen Kometen von 1801 und 1811 anhaltend in phyſiſcher Hinſicht beobachtete. Selbſt

mit der Licht- und Farbenlehre beſchäftigte ſich Herſchel längere Zeit und fand, daß die vom Prisma gebrochenen Farbenſtrahlen auch verſchiedenen Wärmegrad haben, und daß der rothe Strahl allein die Wärme von den übrigen zuſammenhalte. Nachdem er 1817 von ſeinem Könige den Guelfenorden erhalten hatte, fuhr er bis in's höchſte Alter thätig für die Aſtronomie zu wirken fort. Nur erſt ſein, am 23. Auguſt 1822 erfolgter, Tod konnte ſeinen ruhmvollen Arbeiten ein Ziel ſetzen. Von ſeinem ſtillen und einfachen Privatleben iſt wenig kund geworden; verheiratet war er mit einer Witwe, Maria Pitt. Seine geiſtverwandte Schweſter, Karolina, unterſtützte ihn als treue Gehilfin bei ſeinen Beobachtungen; ſein Sohn, Sir John Herſchel, iſt der würdige Nachfolger ſeines Vaters im Gebiete der Aſtronomie geworden. — Herſchel war einer von den ſeltenen Menſchen, die Alles nur ſich ſelbſt zu verdanken haben, und ſich durch keine Hinderniſſe abſchrecken laſſen, bei'm Mangel einer ſorgfältigen wiſſenſchaftlichen Erziehung dennoch nach einem vorgeſteckten großen und edlen Ziele muthig zu ringen.

Lapérouſe.

Geboren 1741. Umgekommen 1788.

Der kühne, unglückliche Taucher, der in den Tiefen jener Meere verſank, welche ſein unerſchrockener Entdeckungseifer hoffnungsvoll durchmaß, Jean François Galaup de Lapérouſe, ſtammte aus Albi, im Departement Tarn, kam ſehr jung in die Marineſchule und diente ſchon 1756 auf dem Geſchwader des Marſchalls von Conflans, welches auf der Höhe von Belle-Isle nach hartnäckigem Widerſtande von den Engländern geſchlagen wurde. Schwer verwundet fiel er in dieſem Gefechte in feindliche Gefangenſchaft. Nach der Zurückkunft in ſein Vaterland widmete er ſich mit erneuerter Anſtrengung dem Seeweſen, und zeichnete ſich bei mehren Gelegenheiten aus. Nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten gegen England (1778) wurde er zum Schiffskapitän ernannt und erhielt den ſchwierigen Auftrag, die engliſchen Anſiedlungen an der Hudſonsbai zu zerſtören. Er entledigte

ſich dieſes Auftrages mit großem Glücke und zugleich mit der möglichſten Schonung der unglücklichen Koloniſten. Nach dem Frieden von 1783 wurde er von Ludwig XVI. auserſehen, eine Entdeckungsreiſe um die Welt zu machen, bei welcher Wahl ſeine Kenntniſſe und ſeine Erfahrungen eben ſo ſehr in Anſchlag kamen, wie ſeine Menſchlichkeit. Die Hauptzwecke der Regierung bei dieſer Unternehmung waren: die Förderung des Wallfiſchfanges in der Südſee, des Pelzhandels an der Nordweſtküſte von Amerika, und die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit China und Japan. Dabei ſollte die Wiſſenſchaft nicht leer ausgehen; eine genaue Unterſuchung der Nordweſtküſte von Amerika, der japaniſchen Gewäſſer, der Salomoninſeln im Südmeere und der Südweſtküſte ward zur Aufgabe gemacht, zu deren Löſung viele ausgezeichnete Männer im Fache der Mathematik und der Naturkunde mit eingeſchifft wurden. Am 1. Auguſt ging die Expedition, beſtehend aus zwei Fregatten, der Buſſole und dem Aſtrolabe — letzterer geführt von Delangle — zu Breſt unter Segel. Lapérouſe erreichte, nachdem er die kanariſchen Inſeln berührt hatte, ohne Unfall die braſilianiſche Küſte, umſchiffte das Kap Horn und richtete dann ſeinen Lauf nach der Südſee. Die Oſterinſeln und die Sandwichinſeln wurden beſucht, worauf man wieder gegen Norden ſteuerte, um die, zwiſchen dem Vorgebirge St. Elias und dem Hafen Monterey gelegene, Nordweſtküſte von Amerika näher zu erforſchen, und endlich Port Français erreichte. Hier fanden ein und zwanzig von Lapérouſe's Begleitern — darunter die Brüder Laborde, Delangle, der Naturforſcher Lamanon — theils in den Wogen, theils in Gefechten mit Eingeborenen, ihren Tod. Er verließ bald das traurige Land, erreichte glücklich Monterey in Californien, und kam im Januar 1787 in Macao an. Darauf berührte er Manila und Formoſa, drang in das japaneſiſche Meer vor, unterſuchte die Küſten von China und Korea, und bereicherte die Erdkunde mit der Entdeckung, daß Jeſſo aus zwei, durch eine Meerenge getrennten Inſeln, Sachalin und Tſchika, beſtehe. Nachdem er das Kap Crillon beſucht hatte, ankerte er im September 1787 in der Bai Avatſcha in Kamtſchatka. Von hier aus ſchickte er ſein Reiſejournal, das ohne dieſe Vorſicht verloren gegangen wäre, nach Frankreich. Jetzt liefen die Schiffe wieder ſüdwärts und fanden erſt auf Maruna, einer der Schifferinſeln, einen Ruhepunkt. Langlé, Befehlshaber des Aſtrolabe, wurde hier, nebſt mehren Gefährten, von den Eingeborenen ermordet. Hierauf beſuchte Lapérouſe die Freundſchaftsinſeln und warf am 16. Januar 1788 in Botany-Bai Anker. Von hier aus ſchrieb

er ſeinen letzten Brief nach Frankreich, worin er ſein Vorhaben, zwiſchen Neuholland und Neuguinea durch nach dem Meerbuſen von Carpentaria zu ſegeln, die Weſtküſte von Neuholland zu unterſuchen und nach Isle de France zu ſteuern, kundgab. Wirklich war er bald darauf von Botany-Bai abgereiſet, von da an aber ſpurlos verſchwunden. Die franzöſiſche Regierung ſetzte einen Preis von zehntauſend Francs aus für Den, der die erſte ſichere Nachricht über Lapérouſe brächte. Lange waren alle Nachforſchungen vergeblich; erſt der engliſche Kapitän Dillon fand auf der, zu dem heiligen Geiſt-Archipel gehörigen Inſel Mallicolo die erſten Spuren, denen dann andere folgten, und verdiente ſich den Preis. Auf Dillon's Andeutungen unterſuchte der, im Jahre 1842 ſo traurig umgekommene, Dumont d'Urville 1828 die bezeichnete Stelle genauer, und fand noch mehre Ueberbleibſel der beiden geſtrandeten Schiffe, deren Untergang durch die Mittheilungen der Eingeborenen beſtätigt wurde. Auf der Klippe, an welcher ſie geſcheitert waren, wurde den Verunglückten durch Dumont d'Urville ein einfaches Monument geſetzt.

Robert Blake.

Geboren 1598. Geſtorben 1657.

Dieſer große engliſche Seeheld wurde im Auguſt 1598 wahrſcheinlich zu Plansfield bei Bridgewater in Somerſetſhire, in welcher Stadt ſein Vater als Kaufmann lebte, geboren, und in der Freiſchule zu Bridgewater erzogen, von wo er ſpäter auf die Univerſität Oxford ging und nach und nach Mitglied von St. Alban's Hall und des Wadham-Kollegiums ward. Sein ernſter, ſchroffer Charakter, ſo wie die Verhältniſſe ſeiner Familie ließen ihn die Grundſätze der Puritaner annehmen, was 1640 ſeine Erwählung zum Parlamentsmitgliede zur Folge hatte. Allein dieſes vierte Parlament, welches Karl I. berief, wurde aufgelöſet und durch das „lange" oder „blutdürſtige" Parlament erſetzt. Blake, der in dieſes nicht wieder eintrat, warb eine Kompagnie Dragoner und focht an ihrer Spitze gegen die königliche Partei. 1643 zeichnete er ſich bei der Vertheidigung der Citadelle von Bri-

ſtol aus, welche er ſelbſt nach der Wegnahme der Stadt hielt; dann hatte er Antheil an der Ueberrumpelung von Taunton und widerſtand, als Gouverneur dieſes Platzes, vielfach überlegenen Streitkräften, welche ihn angriffen. Das Parlament, ſo wie Cromwell, ſprachen dafür öffentlich ihren Dank aus. 1646 brachte er das Schloß Dunſter in ſeine Gewalt. Wie tapfer Blake auch die royaliſtiſche Partei bekämpft hatte, ſo nahm er doch an dem Prozeſſe und der Hinrichtung Karl's I. keinen Theil, ſondern mißbilligte Beides und erhielt ſeine Hände rein von Königsblut. Neue Lorbeern winkten ihm zur See. Im Februar 1649 übertrug ihm das Parlament das Kommando einer Flotte, obgleich er bis jetzt nur den Landkrieg kannte. Blake war damals ſchon über fünfzig Jahre alt; aber dennoch wußte er in kurzer Zeit ſich in die unbekannte und ungewohnte Rolle mit bewunderungswürdiger Gewandtheit zu finden. Er vertrieb die königliche Flotte unter dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz von Kinſale, verfolgte ſie nach Liſſabon, Cartagena und Malaga, und verbrannte faſt alle Schiffe. Bald darauf kehrte er mit ſeinem Geſchwader nach Plymouth zurück, entriß den Royaliſten Jerſey, Guernſey und die Scilly-Inſeln, und machte das Parlament, das ihm dafür beſonderen Dank zollte, zum Herrn des Meeres. Im nämlichen Jahre wurde er zum Mitgliede des Staatsrathes gewählt. Im März 1652 wurde er auf neun Monate zum alleinigen Admiral ernannt, zwang in der Schlacht in der Rhede von Dover am 19. Mai den berühmten holländiſchen Admiral Tromp zum Rückzuge, wurde aber am 29. November von Tromp und Ruyter bei den Sandbänken von Godwin geſchlagen und gezwungen, nach der Themſe zurückzuſegeln. Doch ſchon im Februar 1653 ging er wieder unter Segel, nachdem er ſich mit den Admiralen Monk und Deane vereinigt hatte, und griff mit achtzig Schiffen eine holländiſche Handelsflotte von dreihundert Segeln, die durch ſiebzig Kriegsſchiffe unter Tromp gedeckt war, an. Nach einer dreitägigen Schlacht bei Portland ſah ſich Tromp zum Rückzuge nach Dünkirchen und Calais genöthigt. Eben ſo entſchied Blake durch ſein Erſcheinen die Schlacht von Norteforeland zwiſchen Tromp und den engliſchen Admiralen Monk und Deane. Bald darauf mußte er wegen ſeiner Geſundheit die See verlaſſen, und nahm Sitz im Parlamente. Cromwell behandelte ihn mit der größten Auszeichnung, ſah es aber doch nicht ungern, den ſtrengen Republikaner wieder entfernen zu können, um die Geringſchätzung der engliſchen Flagge zu rächen. Blake führte im November 1654 ſeine Geſchwader in's mittelländiſche Meer, wohin ſeit den Kreuzzügen

kein engliſches Schiff gekommen war, griff die Seeräuber unmittelbar in Algier und Tunis an, und zwang durch eine heftige Kanonade beide Städte zur Unterwerfung. Der Schrecken ſeines Namens war hinreichend, um Tripolis, Malta und ganz Italien friedliche Geſinnung einzuflößen. Als 1655 die Kriegserklärung gegen Spanien erfolgt war, machte Blake einen vergeblichen Angriff auf St. Domingo, bemächtigte ſich aber kurz darauf Jamaica's und nahm 1656 vor Cadix den Spaniern einen Theil der Silberflotte weg. Im April 1657 verließ er das Mittelmeer und ſegelte mit vier und zwanzig Schiffen nach den canariſchen Inſeln, um die von Peru kommende ſpaniſche Flotte aufzuheben. Der ſpaniſche Befehlshaber zog ſich nach dem Hafen von Santa-Cruz zurück; Blake griff ihn an und zerſtörte Alles, was er nicht mit ſich nehmen konnte, durch Feuer. Mit Ruhm gekrönt und mit unermeßlichen Schätzen beladen, ſegelte der Seeheld nach dem mittelländiſchen Meere zurück, glaubte aber, da ſeine Geſundheitszuſtände ſich immer mehr verſchlimmerten, ſeine Rückkehr in ſein Vaterland beſchleunigen zu müſſen. Doch hatte er nicht das Glück, den vaterländiſchen Boden wieder zu ſehen; er ſtarb den 17. Auguſt 1657, gerade als die Flotte in den Hafen von Plymouth einlief. Er, der ſeinem Lande unermeßliche Schätze zugeführt, hatte ſich ſelbſt ſo wenig bedacht, daß er nicht mehr als fünfhundert Pfund Sterling hinterließ. Ein würdiger Nebenbuhler Tromp's und Ruyter's, ſchuf er ſeinem Vaterlande eine Seemacht, dergleichen es bis dahin nicht gekannt hatte, und begeiſterte durch ſeine Thaten die Engländer dergeſtalt zu dem Seedienſte, daß man von ihm den Anfang der Größe der engliſchen Kriegsſchifffahrt rechnen kann. — Blake war, nach Clarendon's Schilderung, eine ſchwermüthige, freudenloſe Natur, und pflegte gern über die Ausgelaſſenheit des Zeitalters und die Macht des Hofes, gegen welche ſein republikaniſcher Sinn ſich auflehnte, zu ſchmähen. Er war der Erſte, welcher von dem alten Geleiſe abwich, der Erſte, welcher bewies, daß die Wiſſenſchaft in kürzerer Zeit zu erlernen ſei, als man ſich immer eingebildet hatte, und der die lange in Anſehen geſtandenen Regeln verachtete, welche dahin gegangen waren, ſein Schiff und ſeine Leute vor Gefahren zu hüten, als ob ein Schiffskapitän nur darauf zu ſehen hätte, wohlbehalten wieder nach Hauſe zu kommen. Er war der Erſte, welcher die Schiffe dahin brachte, Landkaſtellen Trotz zu bieten, die bisher immer für überaus furchtbar gehalten worden waren, während er die Bemerkung machte, daß ſie blos Lärmen verurſachen, um Jene zu ſchrecken, denen ſie ſelten Schaden zufügen kön-

nen. Er war der Erſte, welcher den Seemännern ſo hohen Muth einflößte, indem er ihnen durch die Erfahrung zeigte, wie Großes ſie durch Entſchloſſenheit auszurichten vermöchten, der Erſte, welcher ſie im Feuer ſo gut, als zu Waſſer fechten lehrte, und wie trefflich ihm auch Folge geleiſtet wurde, ſo war er doch zugleich der Erſte, welcher das höchſte Beiſpiel eines ſolchen Seehelden und ſo kühnen, unerſchütterlichen Muthes gab, wie er ihn von Anderen verlangte.

B. Spinoza.

Geboren 1632. Geſtorben 1677.

Der verläſterte Weiſe, Baruch, oder wie er ſich überſetzte: Benedikt Spinoza, war der Sohn jüdiſcher, aus Portugal abſtammender Eltern, und in Amſterdam den 24. November 1632 geboren. Die Lehren der moſaiſchen Religion gaben ihm Stoff zum Denken und Zweifeln; das eifrige Studium des Talmud, aus welchem er klare Einſicht zu ſchöpfen hoffte, diente nur dazu, ſeine Zweifel zu vermehren und ihn dem Ceremoniel ſeines Glaubens zu entfremden, und die von dem ſtrengen Rabbinen gegen ihn erhobene Anklage, die Ausbrüche des auf ihn eindringenden Fanatismus, der ihn zum feierlichen Widerrufe in der Synagoge durch Androhung der Exkommunikation zu zwingen ſuchte, waren nicht geeignet, ihn ſeinem Volke und ſeinem angeborenen Glauben zu befreunden. Er gab daher, wiewohl widerſtrebend und nur durch das höhere Intereſſe deſſen, was ihm Wahrheit ſchien, gedrungen, ſeine Beziehungen zu Jenem und Dieſem auf, und ſuchte bei Chriſten Belehrung und tieferes Wiſſen, ohne den chriſtlichen Glauben ſelbſt anzunehmen, da ſein ſtarrer Wahrheitsdrang, ſein, keines poſitiven Glaubens ſich bedürftig fühlender Geiſt an kein eigentliches Dogma gebunden ſein wollte. Nächſt dem Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, war es beſonders die herrſchende carteſianiſche Philoſophie, welche ihn ernſtlich und angeſtrengt beſchäftigte. Indeſſen hatten ſeine jüdiſchen Glaubensgenoſſen, nachdem ſie vergeblich verſucht, durch Verſprechungen das gefährliche Beiſpiel eines Uebertrittes abzuwenden, ihn,

SUWAROW
1729
1800
KUTUSOW
1745
1813
F. J. JACQUIN
1766
1821
N. J. JACQUIN
1727
1811
DE LIGNE
1735
1814
PIRON
1689
1773

nach einem mißglückten Mordverſuche, nicht nur aus ihrer Gemeinſchaft ausgeſtoßen, ſondern auch als angeblichen Gotteslästerer bei dem Magiſtrate von Amſterdam verklagt und ſeine Verweiſung aus dieſer Stadt durchgeſetzt. Er zog ſich daher auf ein Dorf bei Amſterdam zurück, ausſchließlich ſeinen Studien und der Verfertigung optiſcher Inſtrumente, durch welche er ſich ſeinen Unterhalt verdiente, obliegend. Dieſelbe Lebensweiſe ſetzte er in ſeinem ſpäteren Aufenthalte im Haag fort, wo er ruhig und unangefochten, dürftig, aber in glücklicher und thätiger Muße, den Reſt ſeines Lebens zubrachte und ſogar eine Profeſſur der Philoſophie in Heidelberg, die ihm mit Zuſicherung der größten Lehrfreiheit angeboten ward, aus Furcht, in ſeinem philoſophiſchen Selbſtſtudium geſtört zu werden, ausſchlug. Sein ſchwächlicher Körper erlag frühzeitig den übermäßigen Anſtrengungen ſeines Geiſtes, und er ſtarb ſchon im fünfundvierzigſten Jahre ſeines Alters, den 23. Februar 1677, eines ſchnellen und ſanften Todes. — Sein, ſtreng konſequent aus dem carteſianiſchen hervorgegangenes, philoſophiſches Syſtem gehört nicht hieher. Wie und wo er dabei geirrt haben möge: ſein reines, keiner unlauteren Quelle ſich bewußtes Forſchen nach Wahrheit macht ihn — der ohne Dank, ohne Aufmunterung, mitten durch die Wegelagereien fremden Haſſes und zahlreicher Gefahren, die dornenvolle Bahn des Denkers verfolgte — ſelbſt in ſeinen Irrthümern ehrwürdig. Verläumdung oder Mißverſtand war es, ihn der Hinneigung zum Atheismus zu beſchuldigen; wohl aber leitete ſeine Lehre zum Pantheismus hin, indem ſie eine abſolute Nothwendigkeit einführte, dadurch jedoch die menſchliche Freiheit aufhob. Sein Charakter war ſo fleckenrein und edel, daß ſogar die Verſuche der Anſchwärzung mißlangen. Mild, wohlwollend, uneigennützig im höchſten Grade, fern von aller Anmaßung, gab er ſich, zur Erholung von der ſchwülen Arbeit des Denkens, den einfachſten und harmloſeſten Freuden hin, und fand auch hierbei den „hohen Sinn im kindiſchen Spiele.“ Eine Pfeife Tabak, der Anblick eines Spinnenkampfes und dem Aehnliches, machte die Zerſtreuung des ſtillen Mannes aus. Seine eigenen Feinde gaben ihm das Zeugniß der höchſten Mäßigkeit, Ordnungsliebe und haushälteriſchen Sinnes, ſo daß er von ſich ſelbſt zu ſagen pflegte: er ſey wie die Schlange, die, den eigenen Schweif im Munde, einen Kreis bilde.

Nicolo Macchiavelli.

Geboren 1469. Geſtorben 1527.

Viel verkannt worden iſt dieſer wunderbare Mann, und noch jetzt ſtellt ſich kein ganz deutliches Bild Desſelben heraus, weil, wie ſehr er auch innen mit ſich abgeſchloſſen, die Widerſprüche ſeiner Zeit ihn doch zum äußeren Widerſpruche hindrängten. Nicolo Macchiavelli wurde den 3. Mai 1469 in Florenz aus edlem Geſchlechte geboren. Von dem Staatsmanne und Philologen Marcellus Virgilius frühzeitig unterrichtet und mit den klaſſiſchen Werken des griechiſchen und römiſchen Alterthums vertraut gemacht, trat er ſchon jung in die Fußſtapfen ſeiner Vorfahren, welche die wichtigſten Staatswürden in der florentiniſchen Republik bekleidet hatten, ward im frühen Mannesalter Cancellierre und, durch ſeine Talente und Kenntniſſe gleich ausgezeichnet, bald der Nachfolger ſeines Lehrers, Sekretär der Republik. Dieſer erhebliche Poſten war nur eine Stufe zu den bedeutendſten Aemtern, um ſo wichtiger, als Macchiavelli's Staatsdienſt in eine Zeit fiel, wo Florenz ſeine politiſche Freiheit gegen die vertriebenen Mediceer zu erlangen und zu ſichern ſuchte. Macchiavelli wurde zu dreiundzwanzig diplomatiſchen Sendungen und Verhandlungen mit fremden Staaten gebraucht; darunter beſonders 1500 bis 1511 viermal am franzöſiſchen, zweimal am Wiener Hofe Kaiſer Maximilian's, und zweimal am päpſtlichen Hofe. Bei allen dieſen und mehren anderen Geſandtſchaften, wie 1500 und 1508 im Lager zu Piſa und 1504 bei dem Herzoge von Valentino, ſo wie zur Zeit der Empörung des Val di Chiava, erwarb er ſich große Verdienſte um ſein Vaterland, was auch die Republik erkannte, ohne ſie jedoch verhältnißmäßig zu belohnen; ja nicht ſelten ſchmachtete er in Dürftigkeit und war genöthigt, den Senat um Unterſtützung zu bitten. Die Republik befolgte ſeine Maximen, die auf friedliche Vereinigung, ſtrenge, unparteiiſche Gerechtigkeispflege, mäßige Beſteuerung des Volkes und Beachtung alles Deſſen, was auf das Wohl des Staates Bezug haben kann, gerichtet waren, in Zeiten des Friedens wie des Krieges. Als der

Papſt Julius den Einfluß Frankreichs in Italien geſchwächt und, den Florentinern Feind, die Familie Medicis in Florenz wieder eingeſetzt hatte, wurde Machiavelli durch Lorenz von Medicis 1512 aller ſeiner Würden entſetzt und ſpäter der Theilnahme an einer Verſchwörung gegen den Kardinal Johann von Medicis beſchuldigt, daher eingekerkert und auf die Tortur gebracht, was er ſtandhaft ertrug. Als Letzterer römiſcher Papſt geworden war, erhielt er die Freiheit wieder, gewann durch Widmung ſeiner Schrift: »il Principe" an Lorenz von Medicis deſſen Gnade, und wurde ſelbſt vom Kardinal Julius, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, bei wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt. Allein der Umſtand, daß mehre reiche Jünglinge von Florenz mit Machiavelli umgingen, ſeine Geſpräche und Vorleſungen in großer Anzahl hörten, erregte den Verdacht der Mediceer abermals, die ihn daher von allen öffentlichen Angelegenheiten entfernten und ihn der Dürftigkeit preisgaben. Erſt nachdem Julius als Clemens VII. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, wurde Machiavelli wieder aus dem ſtillen Privatleben hervorgezogen, ihm ein Antheil oder doch ein Gutachten an den Staatsangelegenheiten eingeräumt und er namentlich dazu gebraucht, bei den päpſtlichen und florentiniſchen Truppen, welche gegen Karl V. zu Felde zogen, das Intereſſe des römiſchen Stuhles in Obacht zu nehmen. Bewies dieſes ein großes Zutrauen der, den Florentinern verhaßten Mediceer, ſo fanden Jene darin einen Grund, Machiavelli zu haſſen, der daher auch, als die Macht der Mediceer ſchwächer wurde, verkannt und geſchmäht den 22. Juni 1527 in Florenz ſeine Tage beſchloß. Aber ſein Patriotismus, wie ſeine Gewandtheit in Staatsgeſchäften, ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit und ſeine Beobachtungsgabe, ſeine vielumfaſſende Menſchenkenntniß und Welterfahrung, ſein Geſchmack, Kunſtſinn und Drang nach Wahrheit, die ſich in allen ſeinen Schriften ausſprechen, ſichern ihm die Achtung der neueren Zeit und ein unvergängliches Andenken. Während Friedrich II. Machiavelli's »Arte della guerra" ſelbſt benutzte, erklärte er in ſeinem »Antimacchiavell" deſſen „Principe" für eines der gefährlichſten Bücher, die jemals geſchrieben worden. Allein wenn auch dieſe Schrift eine, an keine Geſetze der Moral gebundene Staatskunſt predigt, ſo muß man doch erwägen, zu welcher und für welche Zeit Machiavelli ſein Buch ſchrieb; wie denn in dieſer Hinſicht ſelbſt Herder ſein Vertheidiger geworden iſt. Andere Schriften Machiavelli's beweiſen, daß das in ſeinem „Principe" Geſagte Sprache der politiſchen Nothwendigkeit, nicht des Gefühls und der Ueberzeugung war. Sein vorzüglichſtes Werk iſt die

florentiniſche Geſchichte, worin er ein Muſter italieniſcher Proſa in einem unvergleichlichen pragmatiſchen Geſchichtswerke aufgeſtellt hat. Macchiavelli ſchrieb auch zwei Luſtſpile, beide in Proſa: »Clytia,« eine treffliche, durch feinen Dialog ausgezeichnete Nachahmung der Caſa des Plautus, und »la Mandragola« (das Alräunchen), eine in ihrer Art einzig daſtehende Arbeit.

Benjamin Weſt.

Geboren 1738. Geſtorben 1820.

Unter den nicht zahlreichen bedeutenden Malern, welche England beſeſſen hat, nimmt Weſt einen der erſten Plätze ein. Er wurde in der Nähe von Springfield in der pennſylvaniſchen Grafſchaft Cheſter von quäkeriſchen Eltern geboren, und es iſt bewundernswürdig, wie in einer Gemeinde, die meiſt mit Ackerbau ſich beſchäftigt zu haben ſcheint, die durch ihre Lage von allen feinen Genüſſen des geſelligen Lebens abgeſchnitten war, und überdies als einen ihrer Grundſätze annahm, daß alle Lebensbeſchäftigungen, die nicht eine unmittelbare Beziehung auf Nutzen, auf Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe haben, nicht nur unnütz, ſondern ſelbſt ſündhaft ſind, ein Künſtler erſtehen konnte, der blos durch eigene Geiſtesanlagen zu einer ſeltenen Höhe ſich erhob. Das inwohnende Talent trieb ihn, noch ehe er irgend ein Kunſtwerk geſehen hatte, von früher Jugend an zu Verſuchen im Zeichnen und Malen, und er war auf dieſe Weiſe in ſeiner Selbſtbildung ſchon weit vorgeſchritten, als ihm in ſeinem ſechzehnten Jahre der Unterricht des Dr. Smiths, Vorſtehers des Kollegiums zu Philadelphia, zu Theil wurde. Sein Wunſch, Italien zu beſuchen, ging 1760 in Erfüllung, wo er in Rom eintraf und bei dem Kardinal Albani und dem gefeierten Mengs eingeführt wurde. Von hier aus beſuchte er mehre Städte Italiens, reiſete über Parma durch Savoyen nach Paris, wo er einige Zeit blieb, und kam im Jahre 1763 nach England. Hier wurde er mit vielen einflußreichen Perſonen, wie mit Dr. Markham, nachmaligem Erzbiſchofe von York, Dr. Johnſon, Biſchof von Worceſter, und

mit dem berühmten Maler Reynolds bekannt. Sein Gönner, der Erzbiſchof von York, ſtellte ihn dem Könige Georg III. vor, deſſen fortdauernder Huld er ſich von dieſer Zeit an zu erfreuen hatte. Nach Reynolds Tode 1791 wurde Weſt zum Präſidenten der königlichen Akademie ernannt, und hielt hier verſchiedene Vorleſungen über Gegenſtände der Kunſt. Nachdem er ſich von dieſem Poſten zurückgezogen, nahm er thätigen Antheil an der Stiftung der, 1805 unter des Königs Schutze gegründeten British Institution, welche für die Beförderung der Kunſt in England ſo wohlthätig ward, da ſie durch ihre Ausſtellungen ausgezeichneten Kunſtwerken einen Markt eröffnete. Durch Beförderung dieſer Anſtalt und der Kunſtakademie hat Weſt noch mehr, als durch eigene Trefflichkeit, wohlthätigen Einfluß auf die Kunſt in England gehabt. Er hatte vom Könige den Auftrag bekommen, die neu zu erbauende Windſorkapelle mit Gemälden zu verzieren; allein als der König im Jahre 1801 von ſeinem bekannten Kopfübel befallen wurde, erging an ihn der Befehl, mit Verfertigung der Gemälde für die Kapelle innezuhalten, und als der König 1810, in Folge dieſes Uebels, ganz von der Regierung abtrat, hörte auch der Gehalt auf, den Weſt jährlich für dieſe Arbeit ausgezahlt bekommen hatte. Von dieſer Zeit an malte er bis zu ſeinem, am 11. März 1820 zu London erfolgten Tode, für Privatperſonen, und hatte in ſeinem ſchon vorgerückten Alter die Freude, daß ſeine Arbeiten fortwährend mit dem früheren Beifalle aufgenommen wurden; obſchon ſeine ſpäteren Werke weit unter den Erzeugniſſen ſeines kräftigen Mannesalters ſtehen und wohl mehr durch ihre ungewöhnlichen Maßverhältniſſe, als durch inneren Werth, gefielen. Die Anzahl der von Weſt gelieferten Gemälde iſt außerordentlich groß; ſie beziehen ſich theils auf Gegenſtände der Geſchichte, theils ſind es Darſtellungen aus dem Gebiete der Religion. Als ſeine gelungenſten Gemälde können gewiſſermaßen diejenigen betrachtet werden, welche Scenen aus der neueren Geſchichte darſtellen, wie z. B. „der Tod des Generals Wolf vor Quebeck;“ er war in England der Erſte, welcher in dieſer Beziehung ſeine Helden im Koſtüme der neueren Zeit abzubilden wagte. Daß ſein Styl zwiſchen denen des Michel Angelo und des Rafael mitten inne ſtehe, iſt jedenfalls eine zu ſtarke Behauptung ſeiner Landsleute. Es fehlte ihm an jener ausgezeichneten Geiſteskraft und jenem kühnen Schöpfergeiſte, die den großen Künſtler bilden. Er kannte die Regeln, und ſeine Kompoſition und Gruppirung iſt immer wiſſenſchaftlich; ſeine Figuren voll Würde und Adel, dagegen oft an Ausdruck und Leben darbend, eine Folge ſeiner allzu ſtrengen Nachahmung

der Antike. Seine Zeichnung hat das Verdienſt der Richtigkeit, und ſein Kolorit — das in früheren Werken nicht harmoniſch ſich zeigt und gehöriges Studium vermiſſen läßt — iſt in ſpäteren ohne Tadel. Doch überraſcht er nie durch Originalität des Gedankens, durch kräftiges Gefühl, und es fehlt ihm jene Kraft des Charakters und Ausdrucks, die einem Werke das Gepräge des Genie's verleiht. Sein „Paulus auf der Inſel Melite, die Natter von der Hand ſchüttelnd," in der Kapelle des Hoſpitals zu Greenwich, iſt ein Bild, das hinſichtlich der Erfindung, Gruppirung, Anordnung der Theile und Vertheilung des Helldunkels, zu den vorzüglichſten Werken der engliſchen Schule gehört.

James Watt.

Geboren 1736. Geſtorben 1819.

Der berühmte Verbeſſerer der Dampfmaſchinen, durch welchen dieſe geworden, was ſie jetzt ſind, kam zu Greenock in Schottland, wo ſein Vater als Kaufmann lebte, den 19. Juni 1736 zur Welt. Von früher Jugend an zeigte er Talent und Neigung zu dem praktiſchen Theile der Mechanik, und in ſeinem achtzehnten Jahre ging er nach London zu einem Verfertiger mathematiſcher Inſtrumente in die Lehre, kehrte aber ſchon nach einem Jahre wegen ſchwächlicher Geſundheit in ſeine Heimat zurück. Bald darauf (1757) wurde er als Inſtrumentenmacher an der Univerſität Glasgow angeſtellt, und ſchloß mit Dr. Black und John Robiſon, einem nachmals ausgezeichneten Mathematiker und Naturphiloſophen, einen dauernden Freundſchaftsbund. Im Winter 1763 bis 1764 machte er den Anfang mit jenen Erfindungen, welche ſeinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben, begann ſeine Verbeſſerung der Dampfmaſchine und nahm ein Patent darauf. Da indeß Watt zu wirklicher Anwendung ſeiner Erfindung nicht die nöthigen Mittel beſaß, ſo verband er ſich mit Dr. Roebuck, dem Gründer der berühmten Eiſenwerke von Carron, deſſen Vermögen jedoch ebenfalls zur Ausführung des Unternehmens nicht ausreichte, und Watt war daher ſchon nahe daran, ſeinen Plan aufzugeben, als der große Manufak-

turiſt Boulton, Beſitzer der Sohoer Werke bei Birmingham, zufällig von der neuen Erfindung ſprechen hörte und ſogleich die Wichtigkeit derſelben einſah. Dieſer izahlte Roebuck den geleiſteten Vorſchuß aus, erſetzte ihm den gehabten Verluſt, lud Watt, welcher ſich unterdeſſen als Baumeiſter mit dem Entwurfe zu mehren Kanälen und ähnlichen Arbeiten beſchäftigt hatte, 1774 zu ſich nach Birmingham ein, und Beide verfertigten nun zu Soho ihre erſte Dampfmaſchine. Das Parlament, von der nationalen Wichtigkeit der Erfindung Watt's überzeugt, verlängerte 1775 deſſen Patent auf fünfundzwanzig Jahre. Die Zweckmäßigkeit jener Maſchine bei ihrer Anwendung in den Bergwerken in Cornwallis zeigte ſich ſogleich, und Watt erhielt jährlich ein Drittheil von dem Betrage des durch die Einrichtung der Maſchine erſparten Kohlenbedarfs. Da jedoch die verbeſſerten Maſchinen nur zur Hebung des Waſſers benutzt werden konnten, ſo dehnte Watt 1780 ihre Anwendung durch eine neue Verbeſſerung auch auf die Herſtellung von Dampfſchiffen, Spinn- und Webemaſchinen, von Mühlen und Dampfwagen dadurch aus, daß er die eine wechſelnde Bewegung, wie bei Waſſerleitungen, in eine drehende umzuwandeln verſtand. Kaum hatte er jedoch ein Modell von ſeiner neuen Erfindung vollendet, ſo wurde ihm daſſelbe durch einen gewiſſen Rückards geſtohlen, welcher nun in Birmingham eine durch Dämpfe getriebene Mahlmühle erbaute und ein Patent darauf zu erlangen wußte, ſo daß ſich Watt genöthigt ſah, eine andere Erfindung zu ſuchen. Er brachte dieſelbe durch die ſogenannte Sonnen- und Planetenbewegung zu Stande, als deren Vorbild er das gewöhnliche Spinnrad annahm, und verbeſſerte bald darauf die Bewegungen des Stämpels, die er in ſenkrechter Richtung geſchehen ließ, obgleich das Ende des Hebels ſich in einem Kreiſe bewegte. Hierdurch wurde nicht allein die Sicherheit in den Bewegungen der Maſchine vermehrt, und die Koſten des Anbaues verringert, ſondern auch ein Drittheil des Kohlenbedarfs erſpart und die Maſchine auf einen kleineren Raum eingeſchränkt. Außerdem erfand Watt 1779 eine Maſchine zum Kopiren der Briefe, welche ſeitdem allgemein eingeführt worden iſt. In ſeinem höheren Alter übergab er die Manufaktur ſeinem Sohne, der ſie von jetzt an mit dem jungen Boulton in Gemeinſchaft betrieb. Watt ſtarb am 25. Auguſt 1819 auf ſeinem Landhauſe Heathfield bei Birmingham. Zur Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Mechanik war er, nach Bekanntwerdung ſeiner Erfindungen, zum Mitgliede der beiden königlichen Geſellſchaften von London und Edinburgh, wie auch der franzöſiſchen Akademie, ernannt worden. Seine Bildſäule, von

Francis Chandler ausgeführt, wurde im Jahre 1827 zu Birmingham aufgeſtellt; ein anderes Denkmal, von Chantry verfertigt, befindet ſich in Hondsworth, und ein prachtvolles Standbild wurde ihm 1838 in ſeinem Geburtsorte errichtet. — Im Umgange war Watt ſehr liebenswürdig. Niemand konnte geſelligeren Geiſtes, entfernter von Anmaßung und Hochmuth, zuvorkommender und duldſamer gegen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, ſeyn, als er. Seine Unterhaltung, obgleich überaus belehrend, nahm doch nie die Miene an, belehren zu wollen; ſie war vielmehr ergötzlich und anſpruchlos, und vereinigte den Reiz des Traulichen mit dem geiſtvollſten Gehalte. Seine Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit entwaffneten ſelbſt den Neid, den ſein Glück hätte erzeugen können, und er ſtarb, ohne einen Feind zu hinterlaſſen.

Suwarow.

Geboren 1729. Geſtorben 1800.

Peter Alexei Waſiliowitſch Suwarow wurde den 25. November 1729 (nach Anderen 1730) in Suskoi, einem Dorfe der Ukraine, aus einer urſprünglich ſchwediſchen, aber ſeit hundert Jahren in Rußland anſäſſigen Familie geboren, deren meiſte Glieder ſich dem Militärſtande gewidmet hatten. Sein Vater, der als Infanteriegeneral und Senator ſtarb, ließ ſeinem Sohne die erſte Erziehung in der Kadetenſchule zu St. Petersburg geben, wo Derſelbe ſich in fremden Sprachen, desgleichen in Mathematik und Geſchichte ausgezeichnete Kenntniſſe erwarb, und ihn ſchon als dreizehnjährigen Knaben in die Liſten des Garde-Grenadierregiments Semonow eintragen, in welchem er nach fünf Jahren zum Korporal, nach zwölf Jahren zum Lieutenant vorrückte, bald nachher aber in ein Feldregiment verſetzt wurde. Bald nach dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges betrat Suwarow ſeine Heldenlaufbahn, focht in der Schlacht bei Zorndorf (1758) mit außerordentlicher Bravour, wohnte im folgenden Jahre der Schlacht bei Kunnersdorf als Hauptmann bei, wurde 1760 zum Major befördert, nahm 1761 Theil an der Erſtürmung von Schweidnitz durch Loudon, kämpfte unter Romanzow vor Kolberg und erſtürmte, obgleich durch Wun-

den entkräftet, an der Spitze seines Bataillons eine Hauptschanze, wobei er abermals verwundet wurde. Zur Belohnung für diese Heldenthat wurde er zum Oberstlieutenant und Platzmajor in Königsberg ernannt und reisete, nach dem Frieden (1763) mit Empfehlungsbriefen zur Kaiserin Katharina II. nach Petersburg, um von ihr das eigenhändig geschriebene Oberstenpatent zu empfangen, und an ihrem Hofe durch kecken Witz nach Hofnarrenweise Wahrheit oder Unrecht zur Sprache zu bringen, wodurch er manches Gute stiftete. Im Jahre 1768 führte er einen Theil des russischen Heeres nach Polen, nahm Theil an der Erstürmung von Krakau, überfiel den Grafen Oginsky bei Slonim, schlug den Fürsten Sapieha, und brachte durch bewundernswürdige Ausdauer auch das in die Hände der Insurgenten gefallene feste Schloß zu Krakau wieder in seine Gewalt. Die Kaiserin ernannte ihn dafür zum Generalmajor und ertheilte ihm den Alexander-Newski-Orden. Im Jahre 1773 ging er an der Spitze eines gegen die Türken gesendeten Armeekorps über die Donau, lagerte sich unter den Mauern von Silistria, und schlug, nach seiner Vereinigung mit Kamenskoi, den Reis-Effendi bei Kasladschi. Nach dem Frieden mit der Pforte dämpfte er den Aufruhr des Kosakenanführers Pugatscheff, unterwarf 1783 die Tataren von Kuban und Budziak, und zwang sie, seiner Monarchin den Eid der Treue zu leisten. Diese beschenkte ihn dafür mit ihrem Bildnisse, ertheilte ihm den Wladimirorden und ernannte ihn zum General der Infanterie und Gouverneur jener Provinzen. Bei dem 1787 ausgebrochenen neuen Kriege gegen die Pforte vertheidigte Suwarow die bedrohte Krimm, wurde in der Schlacht bei Kinburn bei einem Angriffe mit der Reiterei durch den Unterleib geschossen, raffte sich aber doch wieder auf, ordnete seine wankenden Schaaren, erhielt einen Kartätschenschuß in den linken Arm, verließ aber dennoch den Kampfplatz nicht eher, als bis der Sieg errungen war. Nach manchen anderen Waffenthaten erfocht er am 1. August 1789 in Verbindung mit dem, die Oesterreicher befehligenden Prinzen von Sachsen-Koburg bei Fokschani einen vollständigen Sieg über den Seraskier Mohammed Pascha, so wie er am 22. September jenes Jahres mit denselben tapferen Verbündeten bei Martinestie am Rimnikflusse das große türkische Heer schlug. Während Suwarow für diesen Sieg von dem Kaiser Joseph II. in den deutschen Grafenstand erhoben wurde, machte ihn seine Monarchin ebenfalls zum russischen Grafen und legte ihm den Namen Rimniksky bei. Am 22. Dezember 1790 erstürmte er die von seinem Vorgänger im Kommando ohne allen Erfolg belagerte Festung Ismail mit beispielloser

Kühnheit; vierundzwanzigtauſend Türken wurden in dem wüthenden Kampfe niedergehauen, und Suwarow ſchrieb ſeiner Kaiſerin: »Ehre Gott und Ehre Euch! Ismail iſt gewonnen, und Suwarow drin.« Bei dem Ausbruche des Krieges gegen die Polen (1794) erhielt er den Oberbefehl über die gegen ſie marſchirenden Truppen, ſchlug am 17. September den General Sierakowsky bei Krupecice, vernichtete zwei Tage ſpäter den verſtärkten Reſt dieſes Korps bei Brcsze-Litowski, erſtürmte am 4. November unter Strömen Blutes das verſchanzte Lager bei Praga, und beendigte hierdurch den Krieg. Der Wuth ſeiner Truppen, welche gegen zehntauſend gefangene Polen über die Klinge ſpringen ließen, konnte oder wollte er nicht wehren, behandelte aber im Uebrigen die unterworfenen Polen mit großer Leutſeligkeit. Sein Siegesbericht an die Kaiſerin enthielt nur die drei Worte: „Hurrah! Praga! Suwarow!“ und die Monarchin ernannte ihn in einer eben ſo lakoniſchen Antwort zum Feldmarſchall. Nach dem Frieden zog Suwarow ſich auf ſein Landgut Kankſchansk im Gouvernement Nowgorod zurück, lebte hier ein ſtilles, patriarchaliſches Leben und beförderte mit edlem Eifer das Glück ſeiner Unterthanen. Im Jahre 1799 befehligte er, durch den Sturm der Zeit aus ſeiner ländlichen Ruhe herausgeriſſen, die in Italien kämpfenden ruſſiſchen Truppen, und war zugleich Feldmarſchall und Oberbefehlshaber über die dortigen öſterreichiſchen Truppen. Der ſiebzigjährige Feldherr ſchlug, alle Strapazen des Feldzuges theilend, die Franzoſen bei Piacenza, Novi u. ſ. w., nahm in fünf Monaten alle von ihnen beſetzt geweſenen Städte und Feſtungen Oberitaliens und Piemonts und vertrieb den Feind aus dieſen Ländern. Von ſeinem Kaiſer wurde er dafür zum Fürſten Italinsky, von dem Könige Karl Emanuel zum Prinzen von Sardinien, Granden des Reichs, ſo wie zum Großfeldmarſchall der piemonteſiſchen Armee ernannt und durch die Großkreuze der ſardiniſchen Orden ausgezeichnet. In Folge ſeiner Siege ging Suwarow unter ungeheueren Anſtrengungen und Beſchwerden mit ſeinem Heere über die Alpen nach der Schweiz, mußte aber, als Maſſena den Fürſten Korſakoff bei Zürich geſchlagen hatte, ſich zurückziehen, und vereinte, nach einem äußerſt mühevollen Marſche über ſteile Berge, bei Mutten ſeine Macht mit dem Heere Korſakoff's. Darauf bezog er in Böhmen Winterquartiere, von wo ihn der Kaiſer Paul, der inzwiſchen ſeine Politik geändert hatte, zurückrief. Schon wurde an den Zurüſtungen zu dem Triumphzuge, welchen der Kaiſer Paul ſeinem ſiegreichen Feldherrn in St. Petersburg zugedacht hatte, gearbeitet, als mehre Generale, eiferſüchtig auf den Ruhm des greiſen

Helden, Denſelben anklagten, daß er während des Krieges die Befehle des Kaiſers nicht befolgt habe. Der Monarch hatte nämlich befohlen, daß der Generaliſſimus täglich einen der Generale zum général du jour ernennen ſollte, um ihnen Allen auf dieſe Weiſe Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. Suwarow hatte aber dieſen Befehl nicht gehörig beachtet, ſondern den Fürſten Bagration, in welchen er vorzügliches Vertrauen ſetzte, beſtändig als général du jour (Chef des Generalſtabes) beibehalten. Dieſerhalb zog er ſich die Ungnade des Kaiſers zu, und der Triumphzug fand nicht Statt. Krank traf der alte Held in Petersburg ein, und ſtieg — ſtatt im kaiſerlichen Winterpalaſte, wie vorher beſchloſſen worden war — ohne Aufſehen bei ſeinen Verwandten ab. Der Kummer über die Ungnade ſeines Fürſten verſchlimmerte ſein Leiden, und er ſtarb trauernd und lebensmüde den 18. Mai 1800. Der Kaiſer Paul ließ ihn zwar feierlich beerdigen; doch ſeine koloſſale Statue ließ erſt Kaiſer Alexander im kaiſerlichen Garten zu Petersburg aufſtellen.

Suwarow war hager von Geſtalt und in ſeiner Jugend kränklich, hatte aber ſeinen Körper durch kaltes Baden, durch einfache und thätige Lebensweiſe dergeſtalt abgehärtet, daß er mit Leichtigkeit die größten Anſtrengungen und Beſchwerden ertrug, und daher auch von ſeinen Untergebenen die angeſtrengteſte Thätigkeit forderte. Die Originalität ſeines Weſens ſtreifte oft an das Bizarre; doch hatte es immer einen naiven und heiteren Ausdruck. Er ſchlief gewöhnlich auf Heu, und hatte nur Einen Ordonnanzſoldaten zum Bedienten; er hielt kein eigenes Reitpferd, ſondern beſtieg den erſten beſten Koſakengaul. Seine Kleidung beſtand in der Uniform ſeines Regiments und einem Schafpelze; oft trug er eine gewöhnliche Soldatenjacke, öfters noch ging er im Sommer im bloßen Hemde einher, und ſelbſt im Getümmel der Schlacht ſah man ihn häufig im bloßen Hemde reiten und Befehle geben. Tapfer und verwegen, ſtreng im Dienſte, aber auch herzlich und herablaſſend gegen die gemeinen Soldaten und väterlich für ihr Wohl beſorgt, war er ihr Abgott. Von den Offizieren wurde er jedoch weniger geliebt, indem er allen Luxus aus den Lagern verbannte. Weil er ein leicht aufbrauſendes Temperament hatte und dann zuweilen harte Worte hören ließ, oder auch ſeine Umgebung ſchlug, machte er allen ſeinen Adjutanten zur Pflicht, in ſolchen Momenten zu ihm zu ſagen: „der Feldmarſchall Suwarow hat befohlen, daß man ſich nicht vom Zorne hinreißen laſſen ſolle,“ und er pflegte dann gewöhnlich zu antworten: „wenn der Feldmarſchall das befohlen hat, muß Suwarow gehorchen.“ Als Feld-

herr vereinigte er alle großen Eigenſchaften in ſich. Bewundernswürdig war ſein taktiſcher Ueberblick; er verſtand es muſterhaft, die Zeit zu berechnen, welche der Feind zur Beendigung ſeiner Angriffs- oder Vertheidigungsmaßregeln brauchte, und kam ihm deshalb immer mit dem Angriffe zuvor; hierin und in dem Wörtchen Stupai (vorwärts), dem er einen beſonderen Nachdruck zu geben wußte, beſtand das Geheimniß ſeiner Siege, welche die Zeitgenoſſen in Erſtaunen ſetzten. Entſchieden in Worten und Thaten, war er ein geſchworener Feind aller Zweideutigkeiten, halben Maßregeln und gelehrten Ausflüchte. Er hatte den Grundſatz, daß Alles möglich ſeyn und gelingen müſſe, wenn man es nur recht anfange. Obgleich vielſeitig gebildet, mit der älteren und neueſten Geſchichte vertraut, hegte er doch eine große Abneigung gegen ſchriftliche Arbeiten, und war im Ausdrucke ſehr unbehilflich. Seine Angriffsdispoſitionen waren in wenigen aphoriſtiſchen Sätzen, oft nur in einzelnen Worten abgefaßt, wie z. B.: »Schnelligkeit, Nachdruck; blanke Waffen, damit ſchlägt man den Feind;" bisweilen faßte er ſeine Befehle ſogar in Knittelverſen ab. Von Rückzügen wollte ſein ungeduldiger Geiſt Nichts wiſſen; er meinte, wenn man zurückgehen wolle, könne man ſich das Blutvergießen erſparen; das führe zu Nichts, und entmuthige die Truppen. Subordination und Disciplin handhabte er mit großer Strenge; denn er erblickte darin das wirkſamſte Mittel zum Siege; doch konnte ihn Nichts mehr erfreuen, als wenn er Niemand wegen ſolcher Vergehungen zu beſtrafen hatte. Die Kriegsbeute überließ er ſtets den Soldaten, und ſeine Uneigennützigkeit war gewiß ein ſeltener Charakterzug; er machte aber auch keinen Aufwand, und wurde deshalb für geizig gehalten. Gegen Spott und Schimpf ſeiner Gegner war er gleichgiltig und ließ dergleichen Schmähungen oft durch den Druck verbreiten. Schmeicheleien aber konnte er durchaus nicht leiden; ſelbſt die verdienteſten Lobeserhebungen hörte er ungern an, pflegte dann die Ohren zuzuhalten, im Zimmer herumzuſpringen oder davonzulaufen. In mancher Beziehung war er ein räthſelhafter Menſch; in ſeinem Arbeitszimmer erkannte man in ihm ſogleich den Mann von Verſtand, Beſonnenheit und gründlichem Wiſſen, das ſich ſelbſt auf die ſchönen Künſte erſtreckte; ſobald er aber die Schwelle desſelben verließ, machte er Poſſen und tolle Streiche. Sein größtes Vergnügen beſtand darin, Offiziere und Soldaten durch ſeltſame Fragen in Verlegenheit zu ſetzen, denn Jedermann hütete ſich vor der Antwort: „das weiß ich nicht." Er haßte Nichts ſo ſehr, als blinde Zerſtörung und zweckloſe Grauſamkeit, und obſchon er in ſeinen Schlachten das Blut

in Strömen fließen ließ, ſo unterzeichnete er doch nie ein Todesurtheil, tödtete nie ein Inſekt mit eigener Hand und konnte ſich ſtundenlang an den unſchuldigen Spielen kleiner Kinder ergötzen.

M. L. G. Kutuſow.

Geboren 1745. Geſtorben 1813.

Michaila Larionowitſch Golenitſchef Kutuſow ſtammte aus einer altadeligen Familie, und erhielt ſeine Erziehung in Straßburg. Kaum vierzehn Jahre alt, trat er als Artilleriekorporal in die Dienſte ſeines ruſſiſchen Vaterlands, und ſchon zwei Jahre ſpäter war er Lieutenant in dem von Suwarow kommandirten Regimente. In den letzten Jahren des ſiebenjährigen Krieges, wo ihn 1762 der Fürſt von Holſtein-Beck zum Adjutanten wählte und er bald darauf das Patent als Hauptmann erhielt, fand er bereits einige Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, mehr aber noch in den Feldzügen gegen die Polen von 1764 bis 1769, und ſpäter gegen die Türken, wo er in mehren Gefechten ſeine Bravour bewährte und dafür am Schluſſe des Feldzuges mit dem Majorsgrade belohnt wurde. Nach Erſtürmung der türkiſchen Poſtirungen jenſeits der Donau wurde er 1771 zum Oberſtlieutenant, im folgenden Jahre zum Oberſten, 1773 zum Brigadier ernannt. Er wohnte nun unter Romanzow und Potemkin, zwiſchen denen er, bei ihrer gegenſeitigen Eiferſucht, eine ſehr politiſche Stellung behauptete, den weiteren Operationen gegen die Türken, 1788 der Belagerung von Oczakow bei, wurde bei dieſer Gelegenheit ſchwer verwundet, erſchien aber, kaum hergeſtellt, wieder auf dem Kampfplatze, focht ruhmvoll bei Fokſchan und vor Ismail, ſtieg 1791 zum Generallieutenant und hatte den größten Antheil an dem Siege von Matſchin, der den Feldzug beſchloß. Nach dem Frieden ward er Gouverneur von der Ukraine, dann aber, wegen ſeiner diplomatiſchen Gewandtheit, als Geſandter nach Konſtantinopel geſchickt, erhielt er, nach ſeiner Rückkehr, unter Suwarow ein Kommando in Polen, nahm Theil an der Erſtürmung von Praga, befehligte hierauf die erſte Diviſion der ukrainiſchen Armee, bekam nach Beendigung des Feld-

zuges das Generalkommando von Finnland, und ward ſpäter Generalgouverneur von Lithauen. In Wilna, wo er mit einiger, durch eine Sendung an den preußiſchen Hof herbeigeführten Unterbrechung, mehre Jahre verlebte, beſchäftigte er ſich anhaltend mit den Wiſſenſchaften, beſonders mit der Mathematik, und erwarb ſich durch zugleich würdevolles und herablaſſendes Benehmen die Liebe der Soldaten wie der Bürger. Nach der Thronbeſteigung Alexander's ward er 1801 Generalgouverneur von Petersburg, und bei dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich im Jahre 1805 übernahm er den Oberbefehl über das erſte, vierzigtauſend Mann ſtarke Armeekorps, das ſich mit den Oeſterreichern vereinigen ſollte. Zwar traf er, trotz angeſtrengter Märſche, erſt nach der Kapitulation von Ulm am Inn ein, hielt aber doch, durch ein öſterreichiſches Korps verſtärkt, die franzöſiſche Armee eine Zeitlang auf, und ſchlug, nach ſeinem in Ordnung vollbrachten Rückzuge über die Donau, den Marſchall Mortier bei Dürnſtein. In der darauf folgenden Schlacht von Auſterlitz führte er unter dem Kaiſer Alexander den Oberbefehl über die verbündete Armee. Zwar vermochte er diesmal nicht den Sieg an ſeine Fahnen zu feſſeln, verhinderte aber durch geordneten Rückzug die völlige Vernichtung des Heeres. 1808 erhielt er das Kommando der Moldauarmee, und 1809 abermals das Generalgouvernement von Lithauen. 1811 ſendete ihn der Kaiſer in die Türkei, um den Kampf an der Donau ſchnell zu beendigen, da man den Ausbruch eines Krieges mit Frankreich vorausſah. Im Anfange war er nicht glücklich, und ſah ſich ſogar genöthigt, nach dem Treffen bei Ruſtſchuk (4. Juli 1811) ganz auf das linke Donauufer zurückzugehen. Doch hier gelang es ihm, das fünfundzwanzigtauſend Mann ſtarke Heer des Großweſirs einzuſchließen und am 26. November zur Kapitulation zu zwingen. Der Grafentitel belohnte den General Kutuſow für dieſen Sieg, der Rang eines Fürſten für den Abſchluß des Bukareſter Friedens (16. Mai 1812). Hochgefeiert kehrte der achtundſechzigjährige Krieger nach Rußland zurück, aber nicht zur erſehnten Ruhe, ſondern nur um Feind und Kampfplatz zu wechſeln; denn der Wille ſeines Kaiſers berief ihn an Barclay de Tolly's Stelle zum Oberbefehle der gegen Napoleon in's Feld gerückten Armee, welche nach einer allgemeinen rückgängigen Bewegung eine feſte Stellung bei Zarewo-Szalomitzi genommen hatte. Kaum im Hauptquartiere (29. Auguſt 1812) angekommen, ſetzte Kutuſow, welcher einſah, daß man ſchlagen müſſe, das Heer in Bewegung, lieferte am 7. September die Schlacht an der Moskwa, zwar nicht ſiegreich, aber doch ehrenvoll für die

ruſſiſchen Waffen, und zog ſich hierauf hinter Moskau zurück, überzeugt, daß man, um das Reich zu retten, nicht die Armee auf das Spiel ſetzen, wohl aber die Hauptſtadt preisgeben dürfe, und daher an ſeinen Kaiſer berichtend: »noch lebe das Heer und ſein Muth; der Verluſt von Moskau ſey nicht der Verluſt des Vaterlands, mithin zu erſetzen.“ Die Richtigkeit ſeiner Berechnung zeigte ſich; Napoleon mußte Moskau verlaſſen. Aber auch jetzt noch war Kutuſow vorſichtig genug, die errungenen Vortheile nur langſam zu verfolgen, und blos dann verfuhr er angriffsweiſe, wenn der Sieg ſicher war, wie bei Smolensk am 18. und 19. November. Zum Gedächtniſſe dieſes Sieges wurde dem Fürſtentitel Kutuſow's der Name Smolenskoy angehängt. Langſam folgte der Fürſt den geſchlagenen Franzoſen nach der Berezina. Er kannte ihren aufgelöſeten Zuſtand nicht, und hoffte, daß der Admiral Tſchitſchagow ihnen den Uebergang unmöglich machen werde. Die Angabe einiger Schriftſteller, als habe Kutuſow dem genannten Admiral den Triumph nicht gönnen wollen, die franzöſiſche Armee ganz zu vernichten, und ihm deshalb einen falſchen Uebergangspunkt der Franzoſen angegeben, bedarf keiner Widerlegung. In Wilna empfing er perſönlich von ſeinem Kaiſer das Großkreuz des Georgenordens. Die Scheideſtunde des greiſen Feldherrn ſchlug. Nachdem er noch in einer Proklamation von Kaliſch aus ganz Europa gegen die Franzoſen aufgerufen hatte, ſtarb er, allgemein betrauert, zu Bunzlau in Schleſien den 28. April 1813. — Kutuſow war ein Krieger aus der Schule Suwarow's und Romanzow's, in ſeiner Art Krieg zu führen mehr dem Letzteren, in ſeiner Art zu leben und auf die Soldaten einzuwirken dem Erſteren ähnlich. Man macht ihm ſeine Bedächtigkeit zum Vorwurf; da er jedoch mit derſelben ſo große Erfolge bewirkte, ſo mag er wohl die Ueberzeugung gehabt haben, daß ſie für das Heer, welches er führte, für das Land, in welchem er kriegte, und für die Jahreszeit, in welcher er ſtritt, die paſſendſte ſey. Kaiſer Alexander ehrte Kutuſow's Andenken dadurch, daß er nicht nur ihm zu St. Petersburg vor der Iſaakskirche ein ehernes Standbild ſetzen ließ, ſondern auch ſeiner Witwe und, nach deren Ableben, ſeinen Töchtern eine jährliche Penſion von ſechsundachtzigtauſend Rubel ertheilte.

LXX

SEB BACH
1685
1750
CLEMENTI
1752
1832
OXENSTIERNA
1583
1654
SICKINGEN
1481
1523
ADDISON
1672
1719
DRYDEN
1631
1701

Unterricht ſeines Gronov und des Schulgärtners, als durch den des Profeſſors, Rieſenfortſchritte darin. Allein — ein ſogenanntes Brotſtudium mußte gewählt werden. Die Botanik gehörte dem ärztlichen an, und Jacquin ergriff es. Dabei iſt es aber ein eigenthümlicher und dem Gewöhnlichen gerade entgegengeſetzter Zug, daß er eine unüberwindliche Scheu vor innerlichen Krankheiten hatte, und ſich deshalb der Chirurgie zuwandte. Er ward wundärztlicher Gehilfe in Paris. Doch ſtand ihm eine andere Laufbahn bevor. Der berühmte van Swieten, ſeines väterlichen Hauſes alter Freund, in Wien an Maria Thereſia's Throne für Wiſſenſchaft und Menſchheit thätig, berief den ſtrebſamen jungen Mann von Paris nach Wien, um an der neu begründeten Anſtalt für Heilkunde ſich zu den höheren Zwecken auszubilden, die er ihm in ſeinem Innern zugewieſen hatte. Pflanzen ſammelnd, meiſt zu Fuße, nach manchen Umwegen, war Jacquin im Jahre 1752 in Wien angelangt. Hier im Garten zu Schönbrunn ſah ihn der Kaiſer (Franz I.), erfreute ſich ſeines Enthuſiasmus für die Botanik, — und, als er den Entſchluß faßte, Weſtindiens Naturerzeugniſſe für die kaiſerlichen Sammlungen und durch ſie für die Wiſſenſchaft zu benützen, trug er Jacquin die Reiſe dahin und die ganze Leitung dieſer Unternehmung auf, die für alle Zweige der Naturgeſchichte und für den Ruhm des Monarchen wie des Gelehrten ſo ſchöne Früchte trug. Im Juni 1755 langte Jacquin auf den amerikaniſchen Inſeln an; vier Jahre verweilte er in dieſem Welttheile; ſiebenzig Kiſten mit Zoophyten, Foſſilien, Pflanzen und Kunſterzeugniſſen der alten Karaiben ſandte er nach Wien, wo ſie zum Theile noch jetzt die kaiſerlichen Sammlungen zieren. Er ſelbſt aber brachte, als Hauptreſultat ſeiner Anſtrengungen, ſein botaniſches Meiſterwerk: „Die Pflanzen Amerika's," mit zurück, das er dem Kaiſer widmete. Fünfzig neue Pflanzengattungen hatte er entdeckt, die früher bekannten vielfach berichtigt, und ſo in dieſem Werke der Natur und ſich ſelbſt ein unſterbliches Denkmal errichtet. Aber auch Oeſterreich ward dem Zurückgekehrten eine neue Welt für ſein Lieblingsſtreben. Die Flora des Landes wurde von ihm ausgebeutet, der in Schutt verſunkene Schulgarten am Rennwege in Wien in einen der erſten botaniſchen Gärten Europa's umgezaubert, der Garten in Schönbrunn aus den Schätzen von beiden Indien verſchönert. Dreiunddreißig Werke über Botanik, alle für den Naturforſcher von hoher Wichtigkeit, enthalten die Leiſtungen Jacquin's in dieſer Wiſſenſchaft. Aber eine neue Umgeſtaltung im Reiche des Forſchens feſſelte bald nach ſeiner Rückkehr ſein Intereſſe. Es waren die Entdeckungen

Lavoiſier's in der Chemie. Mit Feuer ſchloß er ſich dieſen Fortſchritten, trotz des vielfachen Widerſtandes, den ſie in der Gelehrtenwelt fanden, an, unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit Lavoiſier, und breitete deſſen Grundſätze auch durch ſein eigenes Lehrbuch und ſeinen lebendigen Vortrag aus. Durch dieſe neue Wirkſamkeit vermochte Jacquin Einfluß auf die Gewerke in ſeinem zweiten Vaterlande zu nehmen, und dieſem einige drückende Handelsverhältniſſe zu erleichtern. Unter ſolchen Thätigkeiten nahte ihm freundlich und fruchtbringend der Herbſt des Lebens. Auszeichnungen von ſeinem (Franz I. erhob ihn in den Freiherrnſtand) und von fremden Monarchen, Achtung von ſeinen Fachgenoſſen, Liebe von ſeinen Schülern, Ehrfurcht ſelbſt von Seite des Feindes, der im Jahre 1809 die Schätze der eroberten Sammlungen, denen Jacquin's Name vorſtand, nicht antaſtete, — lohnte ſo vielfache Verdienſte. Linnée bezeigte ſeine Hochachtung für ihn dadurch, daß er eine Pflanzengattung „Jacquinia" nannte. Ein unvollendetes Werk über die Stapelien war Jacquin's letztes. Er ſelbſt nannte es ſeinen Schwanengeſang. Ungeduldig ſah er der Vollendung desſelben entgegen, welcher auch die Jahreszeit ungünſtig war. »Blüht denn noch keine Stapelie?" fragte er noch auf dem Sterbebette, und ſchlummerte, in einem Alter von neunzig Jahren und acht Monaten, in eine Welt unverwelklicher Blumen hinüber.

Jacquin war als Menſch rein und edel, gemüthlich und ſanft. Die Freuden der Geſelligkeit umgaben ſein ehrwürdiges Alter, und ſeine Einſamkeit verſchönerte der Geſchmack an der Dichtkunſt, den er durch eigene Verſuche, im Style des Alterthums, bethätigte.

Joſeph Freiherr von Jacquin.

Geboren 1766. Geſtorben 1839.

Nicht nur der Ruhm, ſondern auch die Fähigkeiten des unſterblichen Nikolaus Jacquin vererbten ſich auf ſeinen Sohn Joſeph, der ihm zu Schemnitz in Ungarn am 7. Februar 1766 geboren ward. Hier, im

Schooße einer merkwürdigen Gebirgsnatur, unter der Leitung eines in den Naturwiſſenſchaften ſo vollendeten Lehrers, als ſein Vater war, an den Behelfen, die eine altbegründete Berg- und Forſtakademie für Botanik, Mineralogie und Chemie ſo reichlich bietet, entfaltete ſich aus kindlich unmittelbarer Anſchauung wunderbar früh das Talent Joſeph Jacquin's für Naturſtudien; ſo, daß der zwölfjährige Knabe bereits mit einer Abhandlung in den „ſchweizeriſchen Verhandlungen" auftrat, worin eine bedeutende phyſiologiſche Entdeckung mitgetheilt ward. Solche Fähigkeiten konnten in der beſchränkteren Sphäre wohl emporblühen, aber ſich nicht vollenden. Sein Vater ließ ihn daher in Wien ſich vollkommen ausbilden Joſeph II. ſandte im Jahre 1788 den jungen Naturforſcher, mit hinlänglichen Mitteln unterſtützt, nach Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien, um die Früchte dieſer wiſſenſchaftlichen Reiſen Oeſterreich zuzuwenden. In London lebte er durch längere Zeit im Hauſe des berühmten Banks, des Gefährten Cook's, und fand daſelbſt die ſeinem Naturelle und ſeinen Wünſchen entſprechendſte Atmoſphäre. Mit jugendlicher Innigkeit ſchloß er ſich an den erprobten Mann, der ihm als Lehrer in der Wiſſenſchaft und zugleich als Muſter im heitern, geſelligen Umgange galt, und dieſe Einwirkung war ſo bleibend, daß man Jacquin noch in ſeinen alten Tagen mit Banks zu vergleichen pflegte. Von dieſer Reiſe zurückgekehrt, war es Jacquin's Aufgabe, an der Seite ſeines berühmten Vaters ſich zu deſſen Beiſtand und — für die Folgezeit — Vertreter im Lehramte auszubilden. Die Kanzel der Chemie konnte ihm ſogleich übertragen werden, und, als im Jahre 1797 der Vater ſich in den längſtverdienten Ruheſtand begab, konnte der Sohn auch die der Botanik rühmlich übernehmen, und beide Lehrämter vereinigt, wie ſie ſein Vater geführt hatte, ohne den Ruf dieſer Schulen zu vermindern, faſt bis an ſein Ende fortführen. Die mediciniſche Fakultät Wiens gab ihm das Doktordiplom, er ward zum Regierungsrathe ernannt, erhielt ehrende Zeichen der Anerkennung von jeder Art, und ſetzte ſo, gleichſam dem Verhängniſſe zum Trotze, die ſegenreiche Exiſtenz ſeines Vaters ohne Unterbrechung fort. Eine eigene Art ſocialen und bildenden Verdienſtes erwarb ſich der jüngere Jacquin dadurch, daß er durch Gründung beſtimmter Geſellſchaftstage ſein Haus zum Sammelplatz für Alles machte, was irgend im Intereſſe der Bildung anziehend und wichtig war. Der geſellige Kreis, den er dadurch erſchuf, und deſſen Seele und Mittelpunkt er ſelbſt war, ſtellte eine Zierde Wiens, eine Pflanzſchule jüngerer Talente, und eine Centraliſation für Fremde

dar, wo ſie gewiß waren, alles Ausgezeichnete, was ſich gleichzeitig in Wien bewegte, ohne Unterſchied des Standes oder der Wirkungsſphären, in lebendigem Verkehre zu finden. Jacquin ſelbſt, der, mit einer eigenthümlichen Gabe, eine gewiſſe Repräſentation mit Herzlichkeit zu verbinden wußte, belebte das Ganze, und hinterließ in jedem Einzelnen das Gefühl achtungsvoller Zuneigung. So begründete und befeſtigte ſich im In- und Auslande der alte Ruhm des Namens, und, wenn von wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in Oeſterreich die Rede ging, wurde dieſer Name ſtets obenan genannt. In dieſem Sinne ward ihm der Auftrag, Oeſterreichs Naturforſcher und Aerzte bei der erſten Verſammlung der deutſchen Geſellſchaft dieſes Namens, in Hamburg, im Jahre 1830, zu vertreten. Der Erfolg dieſer Miſſion war, daß ſich die Geſellſchaft zu ihrer nächſten Verſammlung im folgenden Jahre für Wien beſtimmte. Hier ward Jacquin, der allgemein Verehrte, zum Präſidenten gewählt; eine Stellung, die er, zum Glanze Wiens und zum Vergnügen der Verſammelten, mit eben ſo viel Würde als Freundlichkeit ausfüllte. Aber nicht nur Freuden und Ehren, ſondern auch Wirkſamkeiten, bezeichneten den Abend ſeines Lebens. Beſonders wandte er ſeine Thätigkeit, nach Vollendung ſeiner mannigfachen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, den Agrikulturangelegenheiten praktiſch zu, und noch in den letzten Tagen erfreuten ihn die Verbeſſerungen des Mikroſkopes, woran er mit dem ausgezeichneten, von ihm angeregten Optiker Plößl mit jugendlichem Eifer arbeitete. Im vierundſiebenzigſten Jahre eines ſo erfreulichen und wirkensreichen Lebens, am 9. Dezember, raffte ihn eine Lungenlähmung hinweg. Tief und allgemein ward ſein Verluſt betrauert; noch lebt er in friſchem Andenken, nicht nur der Naturforſcher Oeſterreichs, die faſt ſämmtlich ſeine Schüler ſind, ſondern ſo Vieler, welche das Glück hatten, von ſeinem Wirken und ſeiner Perſönlichkeit Zeugen geweſen zu ſein.

Piron.

Geboren 1689. Geſtorben 1773.

Mit einem eigenthümlichen Vergnügen verſetzt ſich jeder Gebildete in jene geiſt- und lebenvolle Epoche der franzöſiſchen Literatur, die noch jetzt der größere Theil der Nation als ihr goldenes Zeitalter betrachtet, und in welcher die Vorzüge und Anlagen derſelben ſich allerdings am lebhafteſten entwickelten. Wem iſt es nicht, wenn die Namen: Diderot, Dorat, Marivaux, Scarron, Voltaire, genannt werden, — als ob die Erinnerung an eine, in guter Geſellſchaft angenehm verlebte Zeit in ſeinem Innern auftauchte? Fühlt ſich gleich die ſtrenge, ſittliche, und die tiefe, ernſte Geſinnung in jenem Kreiſe nicht immer völlig zufriedengeſtellt, ſo werden doch Verſtand, Einbildungskraft, Empfindung und Geſchmack auf das Angenehmſte angeſprochen, und Europa ſollte nie vergeſſen, was die allgemeine Weltbildung dieſem heitern Beſtreben zu danken hat.

Unter die charakteriſtiſcheſten Figuren jener Epoche gehört unſtreitig Alexis Piron, halb verrufenen, halb beliebten Andenkens. Geboren in dem freundlichen Dijon im Jahre 1689, lebte er bis in ſein dreißigſtes Jahr ein leichtſinniges, zweckloſes Jugendleben, unter fröhlichen Kameraden, getheilt zwiſchen Gelagen, Liebeshändeln und leichten poetiſchen Studien. Sein Vater Aimé hatte ſich als Volksdichter in burgundiſcher Mundart beliebt gemacht, und war dabei auch nicht in den Stand gekommen, die Koſten einer Lebensweiſe, wie ſie der luſtige Sohn führte, in die Länge zu beſtreiten. Dazu kam, daß Alexis durch ein unanſtändiges, ja ſchmutziges Gedicht, das zur Oeffentlichkeit gelangte, ſich in ſeiner Vaterſtadt in ſo üblen Ruf ſetzte, daß er genöthigt war, dieſe zu verlaſſen und ſein Heil in dem frivolen, Talente aller Art begünſtigenden Paris zu ſuchen. Faſt im Leben jedes Menſchen gibt es Momente oder Ereigniſſe, in denen, wie im Keime, ihre ganze Zukunft gleichſam vorgebildet iſt, und die man als Symbole ihres Lebens betrachten kann. Ein ſolches war jenes Gedicht

Piron's, welches den ganzen Menſchen, ſeinen Leichtſinn, ſein Schickſal und ſein Talent bezeichnet. Es galt alſo jetzt, ſich eine Exiſtenz begründen. Gelernt hatte Piron wenig, — aber doch etwas; nämlich: eine ſehr hübſche Handſchrift; dieſe mußte für's Erſte herhalten, und verſchaffte ihm die Stelle eines Sekretärs bei einem Herrn v. Belleisle, die er ſpäter mit einer gleichen, aber etwas einträglicheren bei einem Finanzpächter vertauſchte. Die größere Hoffnung aber wurde in die Muſe geſetzt; und die Muſe, die einem begabten Streben und einem fröhlichen Gemüthe ſich ſelten verſagt, — täuſchte nicht. Anfangs ging es noch nicht ſo beſonders; verſchiedene kleine Luſtſpiele für das Théâtre de la foire waren vielleicht zu originell, um von den, an beſtimmte Normen gewöhnten, Pariſern ſogleich in ihrem Verdienſte begriffen zu werden; als er aber mit dem Luſtſpiele »Metromanie« (Verſewuth) auftrat, war der Erfolg glänzend, bleibend und entſcheidend. Er hatte ſeine Landsleute bei ihrer ſchwachen und ihrer ſtarken Seite getroffen; man ſetzte ihn dem Molière an die Seite, und ſein Glück wäre gemacht geweſen, wenn er ſich zu übertreffen, und — wenn er zu ſparen gewußt hätte. Piron fuhr fort, zu genießen, und dazwiſchen müßig zu gehen. So verſchlenderte er den Reſt ſeines Lebens in ungebundenem Weſen; — dichtete, ſcherzte und ſpottete. Er ſuchte Nichts und erſtrebte Nichts, als etwa, der poetiſchen Ehre halber, ein Plätzchen in der Akademie. Da man es ihm aber, ſeiner Anzüglichkeiten wegen, nicht ertheilte, tröſtete und rächte er ſich durch eine launige Grabſchrift, die er ſich ſetzte, und die, verdeutſcht, etwa lauten würde:

Hier ruht Piron; und nichts war er, —
Nicht einmal Akademiker.

Sein Witz, ſeine treffenden und kauſtiſchen Einfälle, ſeine pikanten Bonmots und Repliken waren eben ſo berühmt, als man ſie ſcheute; ſie machten ſchnell die Runde durch Paris, und Niemand übertraf ihn darin; ſelbſt Voltaire nicht, der ſelbſt geſtand, keinen Gegner ſo ſehr zu fürchten, wie den liebenswürdigen Piron. Denn liebenswürdig war er bei all' dieſen Tücken im hohen Grade, und wird als einer der beſten, geiſtreichſten Geſellſchafter gerühmt. So, von Wenigen ganz gebilligt, von Einigen gehaßt, von Vielen gefürchtet, von Mehren geliebt, von Allen in ſeinen Talenten geſchätzt, ja bewundert, verließ Piron die Schaubühne des Lebens im Jahre 1773, die er auf der breternen mit ſo vieler Heiterkeit parodirt hatte. Er hinterließ eine große Anzahl Werke: Luſtſpiele, Lieder, Epigramme, Erzählungen, ja einige Trauerſpiele. In allen waltet ein

freier, feiner, durchdringender Geiſt, Lebendigkeit, Witz, Laune, ja eine mitunter liebenswürdige und naive Keckheit, Originalität und Schalkheit; dagegen verletzt in ihnen häufig Frivolität, Egoismus und Zügelloſigkeit, und das Urtheil ſeiner Zeit- und Volksgenoſſen ſpricht ſich in dem Refrain aus, den Diderot als eine gewöhnliche Redensart franzöſiſcher Literaturfreunde anführt: „ſo viel Geiſt und ſo wenig Geſchmack als Piron.“

Fürſt de Ligne.

Geboren 1735. Geſtorben 1814.

„Der froheſte Mann des Jahrhunderts“ geweſen zu ſein, wie Goethe dieſen Fürſten genannt hat, und zwar in der hohen und edlen Bedeutung des Wortes, iſt ein größerer Ruhm, als es für eine oberflächliche Betrachtung ſcheinen mag. Und in der That bietet uns de Ligne in ſeinen Schriften und in ſeinem Leben ein Charakterbild, dem kein zweites an die Seite zu ſtellen iſt, das ganz nach ſeinem eigenen Maßſtabe beurtheilt ſein will. Dieſe eigenthümliche Verbindung von Ernſt und Witz, Charakter und Weltſinn, Naivetät und Feinheit, Ariſtokratismus und Vorurtheilsloſigkeit, Tiefe und Leichtigkeit, iſt vielleicht nie vor ihm da geweſen und wird es kaum je nach ihm ſein. So zeigen uns den ſeltenen Mann ſeine Schriften, und ſchildern ihn Alle, die ihn perſönlich gekannt haben. Ja, ſie behaupten, ſeine Erſcheinung ſei von Dem nicht völlig zu begreifen, der nicht Zeuge derſelben geweſen ſei. Gewiß iſt es, daß die Lektüre ſeiner Briefe und Aufſätze ganz eigenthümliche, lebendige Reize bietet, und Frau von Staël bezeichnet ſeine Schreibart treffend, wenn ſie ſelbe le Style parlé (etwa „ein geſprochenes Wort“) nennt.

Am 29. Mai 1735 zu Brüſſel, aus einem der älteſten und ritterlichſten Geſchlechter der Niederlande, geboren, zeigte Karl Joſeph de Ligne als Jüngling den abenteuerlichen, romantiſchen Sinn, der das ſchönſte Erbtheil des mittelalterlichen Adels bildet und ſich in tüchtigen Naturen bei

männlicher Reife zu wahrem Muthe vollendet. Mit jugendlichem Feuer ergötzte er ſich am Anblicke der Beſchießung der Stadt im Jahre 1746, und trat, neun Jahre darauf, in öſterreichiſche Kriegsdienſte. Bald darnach kämpfte er mit beim Siege von Hochkirch, eroberte mit ſtürmender Hand den großen Garten bei Dresden, und wurde mit dem Range eines Obriſten belohnt. Das folgende Jahr ſandte ihn Maria Thereſia an den Hof Ludwig's XV., um die Nachricht von dem Siege bei Maxen zu überbringen, den er gleichfalls mit erfechten geholfen hatte. Hier war der Platz, an dem ein Naturell, wie das ſeine, die Elemente zu ſeiner Entwickelung fand. Der Winter, den er in Paris verlebte, blieb ihm unvergeßlich. „Ich habe dort — ſagte er ſpäter — viele Bekanntſchaften, Dummheiten, Betrachtungen und Schulden gemacht." — Joſeph II. wurde zum Kaiſer gekrönt, de Ligne bei der Krönung zum General avancirt, und im Jahre 1770 erwählt, den Monarchen zu jener merkwürdigen Zuſammenkunft mit Friedrich II. zu begleiten, von welcher er uns eine ſo anziehende Schilderung hinterlaſſen hat. Beide großen Geſtirne des Jahrhunderts erkannte er in ihrem Weſen und begriff ihre Bahnen; beiden fühlte er ſich verwandt, und das Herz des Einen fand in ihm dasſelbe Verſtändniß, wie der Geiſt des anderen. Jene Epoche war überhaupt eine denkwürdige; die Abendröthe feudaliſtiſch-ritterlicher Zeiten verband ſich mit dem Morgenroth einer verjüngten Bildungstendenz, und es iſt von hohem Werthe für die Geſchichte, ein treues Bild dieſer Zuſtände, die eine kurze Friedensepoche recht zur Entwickelung kommen ließ, in den Schriften eines Mannes, wie in einem Spiegel, zu finden, der ſelbſt beide Richtungen in ſich vereinte, und der, durch Geiſt und Verhältniſſe, in der ſeltenen Stellung war, die Welt von oben zu betrachten und darzuſtellen. Er, der die Haltung eines Vornehmen mit dem Intereſſanten eines geiſtvollen und der Liebenswürdigkeit eines guten Mannes zu verbinden wußte, wurde der bewunderte Liebling an den Höfen, in den Cirkeln, im Privatumgange. Ueberall geſucht, floh er, — um vollendeter wieder erſcheinen zu können. Es trieb ihn nämlich, da der Krieg keine Abenteuer mehr bot, die Welt in ihren Breiten zu durchziehen und durchzugenießen. Er ſchiffte nach England, dem er weniger Sympathie abgewann, reiſte nach Italien, worüber er ſchwieg, beſuchte Voltaire in ſeinem Ferney, den unglücklichen Jean Jacques in ſeiner Einſamkeit, den großen Friedrich in Sansſouci, Kaiſerin Katharina in Rußland; er ſah und beſchrieb Polen, die Türkei, Griechenland, die Schweiz, Deutſchland; es war faſt kein Theil Europa's, den er nicht geſehen, — aber

immer wieder und vor Allem zog es ihn in den Lebensmittelpunkt der gebildetſten Welt, nach Paris. Hier wetteiferten die Großen, die Reichen, die Damen, die Gelehrten um die Geſellſchaft des liebenswürdigen Mannes, dem man die Rechte eines geborenen Franzoſen einräumte; eine Conceſſion, welche die modernen Franzoſen ſo ſchwer machen, als die antiken Athener und Römer, die alle Fremden als Barbaren betrachteten. De Ligne hatte Zutritt im erſten Cirkel der königlichen Familie, er war die Seele der lebensfrohen Abende Marie Antoinette's in Trianon, — die ein ſo tragiſches Ende nahmen. Ein geiſtreicher und gemüthlicher Leichtſinn, wie er im Charakter der Franzoſen liegt, gab den Ton jener heiteren Periode an, und der fürſtliche Held verſchmähte es nicht, ſich mit einigen Theaterheldinnen in kleine Galanterien und mit einigen Journalhelden in literariſche Intriguen einzulaſſen. Zur ſelben Zeit aber trug er dem menſchenſcheuen Rouſſeau, dem er ſich bei ſeinem Beſuche nicht zu erkennen gegeben hatte, in einem rührenden Schreiben eine Freiſtätte an, die dieſer unglückliche Mann, der überall nur Schlingen von ſeinen Feinden gelegt ſah, — zurückwies. Im Jahre 1787 begleitete er die Kaiſerin Katharina und Joſeph II. auf der berühmten Reiſe nach der Krimm, die ſeine unvergleichlichen Briefe beſchreiben. Im Jahre 1808 wurde der Fürſt zum Feldmarſchall erhoben, eine Würde, welche ſein Vater und ſein Großvater bekleidet hatten. Von nun an lebte de Ligne, geehrt und geliebt von ſeinen Mitbürgern und ſeiner liebenswürdigen Familie, deren Stolz und Freude er war, ein ruhiges Leben. Er ſelbſt nannte ſich glücklich, und äußerte den einzigen Wunſch, daß er in der zweiten Hälfte ſeines Lebens mehr Gelegenheit gehabt hätte, Tapferkeit zu beweiſen. Aber ſein Glück war nicht blos das des Geſchickes, es war das Glück des Weiſen. Er trug einen großen Vermögensverluſt noch in ſpätem Alter mit bewundernswerther Ruhe, und that Nichts, ihn zu repariren. Seine Seelenruhe ward nur Einmal erſchüttert: beim Tode ſeines älteſten Sohnes, der ſich, mit der Bravour ſeines Vaters, in einem Gefechte bloßgeſetzt hatte. Vergebens verbarg damals de Ligne hinter die gewohnten, leichten Wortſpiele die nur um ſo tiefer eingreifende Wunde ſeines Lebens. Vergebens blieb er die Krone der Geſellſchaften, die er um ſich bildete, in denen noch zuletzt der merkwürdige Caſanova auftauchte, den er beſonders liebgewann, von dem er ſagte, was am beſten von ihm ſelbſt geſagt werden kann: „jedes ſeiner Worte iſt ein Zug, und jeder ſeiner Gedanken ein Buch.“ Die Wunde vernarbte nicht, und der froheſte Mann des Jahrhunderts entſchlief, ein ehrwürdiger Greis, dem auch der Ernſt

des Lebens nur ein Lächeln abgewann, am 13. Dezember ſeines achtzigſten Lebensjahres. Sein Privatleben hat ſeinen Werth noch mehr, als ſein öffentliches, bewährt. Sein Haus war eine Freiſtätte der Unglücklichen, wie es eine Wohnung der Glücklichen war. Unerſchöpfliche Herzensgüte war der Quell ſeines Weſens, und Troſt und Freude geben, war ſeine Lebensaufgabe. Seine Unterhaltung hatte nicht ihres Gleichen, und wird als ein Glück Derer geſchildert, die ſie genoſſen haben. In Disputen ließ er immer dem Gegner den Gewinnſt oder doch den Schein des Gewinnens; ſein Witz war ohne Dornen, und ſeine Einfälle, die noch jetzt, beſonders in den höhern Kreiſen Wiens, öfters wiederklingen, verbreiteten ſich, kaum geſprochen, mit Blitzesſchnelle durch ganz Europa.

»Menſchen, Dinge, Zeiten, Ereigniſſe, ſind an de Ligne vorübergezogen; mit den merkwürdigſten Perſonen des Jahrhunderts iſt er als Freund und Genoſſe umgegangen; er ſchildert ſie wie ein reiner, ungetrübter Spiegel; er gibt überall Leben, weil er nirgends Kunſt anwendet; aber wenn Ihr über das ſtaunt, was er ſchreibt, — was würdet Ihr ſagen, wenn Ihr ihn *gehört* hättet?« Wenn dieſe Schilderung durch ſeine Freundin, Frau von Staël, den *Schriftſteller* bezeichnet, ſo charakteriſiren die folgenden Worte von de Ligne ſelbſt, den *Menſchen*, — rühmlicher als Alles, was man hinzufügen könnte. »Es iſt — ſagte er — viel Geiſt in der Gutmüthigkeit; ja ſie verlangt mehr Scharfblick, als die Kunſt zu tadeln; denn das, was an den Menſchen das Beſte iſt, liegt tief im Grunde ihrer Seelen verborgen.«

Sebaſtian Bach.

Geboren 1685. Geſtorben 1750.

Der Vater der neueren Muſik, Johann Sebaſtian Bach, iſt zugleich Ahnherr eines Tonkünſtlergeſchlechtes, welches nach ihm bis auf die neuere Zeit noch in vielen Zweigen geblüht hat. Die Familie ſtammt aus Ungarn, welches Land Sebaſtian's Vater, Johann Ambroſius Bach (geſtorben 1695

als Hof- und Rathsmuſikus in Eiſenach) wegen der religiöſen Wirren verließ und ſich nach Deutſchland wendete. Sebaſtian erblickte das Licht zu Eiſenach den 21. März 1685, bekam den erſten Unterricht von ſeinem Bruder Johann Chriſtoph, Organiſten zu Ohrdruff, ſpäter in Hamburg von dem berühmten Organiſten Reinke, und ſetzte dann ſeine Ausbildung auf der Michaelsſchule zu Lüneburg fort. 1704 wurde er Organiſt zu Arnſtadt, nachdem er bereits ein Jahr in Weimar die Stelle eines Hofmuſikus verſehen hatte. 1707 folgte er dem Rufe als Organiſt nach Mühlhauſen, und 1708 nahm er die Stelle als Hoforganiſt in Weimar an. Später wurde er erſt Concertmeiſter, nachmals Kapellmeiſter bei dem Fürſten von Anhalt-Köthen, und 1723 Kantor und Muſikdirektor an der Thomasſchule zu Leipzig. Hier erhielt er den Titel als Kapellmeiſter und königl. poln. und kurfürſtl. ſächſiſcher Hofkompoſiteur; hier war es auch, wo er durch Lehre und Vorbild einen Stamm vortrefflicher Organiſten und Kantoren bildete, der zunächſt durch Sachſen und Thüringen über ganz Norddeutſchland ſich verbreitete. Was Albrechtsberger, Kirnberger und Marpurg in der Theorie des Satzes geleiſtet, läßt ſich auf Bach zurückführen, gleichwie in ihm jene Klavierſchule wurzelt, die durch ſeinen Sohn Philipp Emanuel Aufſehen erregte, durch Clementi und Cramer weiter geführt ward und in Hummel ſcheinbar ihren Abſchluß erhalten hat. — Sein Tod erfolgte den 8. Juli 1750. — Das Zeitalter Bach's war hinſichtlich der Muſik nicht etwa ausgezeichnet; es wurde charakteriſirt durch eine gewiſſe tödtende Schlaffheit und einen herz- und geiſtloſen Schlendrian. Bach's großartiger Geiſt erſchuf ſich eine neue Bahn, mit ihm begann ein neues Zeitalter. Natürlich trugen ſeine Beſtrebungen das Gepräge des damals herrſchenden Geſchmacks, d. h. ſie bewegten ſich im Gebiete der Kirchenmuſik, gingen alſo beſonders vom Orgelſpielen aus. Und hier war er vollendeter Meiſter. Er leiſtete Unerhörtes, Neues, aber Beſſeres. Wir erwähnen hier nur ſeiner Fugen. Mit ſeltener Kunſt wußte er die größten harmoniſchen Schwierigkeiten zu überwinden, und die verſchiedenartigſten Melodien zu einem ſchönen, prächtigen Ganzen zu verbinden. Meiſter im Kontrapunkte, phantaſiereich und gewandt, ſchrieb er ſeine Werke, die durch ihre Tiefe und prächtige Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung Aller im hohen Grade erregen. Ueberdies verdanken ihm die Klavierſpieler die Aufſtellung eines ganz neuen Fingerſatzes, indem er die Anwendung des Daumens, welcher vorher nur ſelten gebraucht worden war, als weſentlich nothwendig empfahl.

Muzio Clementi.

Geboren 1750. Geſtorben 1832.

Der Vater des neuen Klavierſpieles, Muzio Clementi, ſtammte aus Rom, wo ſein Vater, ein Silberarbeiter, frühzeitig das Talent des Sohnes entdeckte und zweckmäßig ausbilden ließ. Unter Buroni's Leitung machte er in kurzer Zeit große Fortſchritte im Klavierſpiele; Cordicelli lehrte ihn den Generalbaß, und durch Santarelli und Carpini wurde er in die höheren Regionen der Kunſt eingeführt. Sein erſtes Werk, eine vierſtimmige Meſſe, erſchien in ſeinem zwölften Jahre. Ganz neue Anſichten erhielt er in England, wo wir ihn bei ſeinem Gönner, dem Lord Beckford, wiederfinden, und wo er ſich auch die engliſche Sprache eigen machte. Sebaſtian Bach ward ſein Vorbild, und ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre übertraf er durch ſein Klavierſpiel alle ſeine berühmteſten Zeitgenoſſen. Damals gab er auch ſein zweites Werk heraus, welches ſeitdem der ganzen Form der modernen Sonaten für das Pianoforte als Grundlage gedient hat. Nach ſeinem Abgange von Dorſetſhire hielt er ſich eine Zeitlang in London auf, wo er zur Direktion des Orcheſters am Flügel bei der Oper zu London angeſtellt wurde, und unternahm dann in den Jahren 1780 und 1781 Reiſen nach Paris und Wien, wo er mit den bedeutendſten Künſtlern, unter andern mit Mozart und Haydn, innige Verbindungen anknüpfte. Nach England zurückgekehrt, wurde er bei den Concerten des Adels angeſtellt. Einen Theil des Jahres 1784 brachte er abermals in Paris zu, und ging dann wieder nach England, wo er bis 1802 blieb und ſich mit Lektionen beſchäftigte, die ſehr einträglich für ihn wurden, da man, um von ihm als Schüler aufgenommen zu werden, die höchſten Preiſe nicht ſcheuete. Der Verluſt, welchen er im Jahre 1800 durch den Sturz des Hauſes Langman und Broderig erlitt, veranlaßte ihn, die Geſchäfte desſelben auf einige Zeit zu übernehmen. Daher gab er den Unterricht auf, beſchäftigte ſich aber, nachdem er ſchon früher ſeine klaſſiſche „Einleitung in die Kunſt, das Klavier zu ſpielen,“ hatte erſcheinen laſſen, in ſeinen Freiſtunden mit Pianoforte-

ſpiel und Verbeſſerung des Pianoforte. Mit Field, dem berühmteſten ſeiner Schüler, reiſete er 1802 nach Paris, Wien und Petersburg, ging dann, nachdem er Denſelben an letzterem Orte zurückgelaſſen, in Begleitung Zeuner's nach Berlin und Dresden, von da mit dem Organiſten Klengel in die Schweiz, und endlich, von ſeiner Gattin begleitet, nach Italien. Nach Berlin zurückgekehrt, finden wir ihn in Begleitung Berger's abermals in Petersburg, Wien und kurz darauf in Italien. Im Sommer 1810 begab er ſich wieder nach England. In dieſer Periode ſchrieb er mehre ſeiner beſten Werke, und trieb zu gleicher Zeit einen Handel mit Muſikalien und Inſtrumenten, welche er nach ſeiner eigenthümlichen Angabe ſelbſt bauen ließ. Zehn Jahre ſpäter unternahm er abermals eine Reiſe auf das feſte Land, und hielt ſich während des Winters von 1820 zu 1821 in Leipzig auf, wo mehre ſeiner Kompoſitionen zur Aufführung gebracht wurden. Als rüſtiger Greis kehrte er nach England zurück, und ſtarb auf ſeinem Landgute Evesham in Worceſter am 10. März 1832. — Was Clementi der Kunſt geweſen, darüber herrſcht nur Eine Stimme. Er ward der Schöpfer eines reinen, geſchmackvollen Klavierſpiels und der eigentlichen Sonate. Außer einer glänzenden Ausführung im Spiele, zeichnete ihn auch vor allen ſeinen früheren Zeitgenoſſen eine hohe Gabe zu improviſiren aus. Wir beſitzen von ihm eine zahlreiche Sammlung von Sonaten, welche durch angenehme Melodien, Reinheit des Satzes und kunſtgemäße Durchführung allgemeine Bewunderung erregt haben. Unter ſeinen Werken darf der „**Gradus ad Parnassum**," welcher unbedingt von jedem, nach Höherem ſtrebenden Klavierſpieler ſtudirt werden muß, nicht unerwähnt bleiben.

Axel Graf von Oxenſtierna.

Geboren 1583. Geſtorben 1654.

Dieſer große ſchwediſche Staatsmann, deſſen Feder vollendete, was Guſtav Adolf's Schwert begonnen, und der mit den Zügeln ſeines Reiches zugleich die Angelegenheiten Europa's lenkte, kam zu Fano in Upland zur Welt und wurde, nachdem er ſeinen Vater frühzeitig verloren, von ſeiner

Mutter mit großer Sorgfalt erzogen. Er ſtudirte zu Roſtock, Wittenberg und Jena beſonders Theologie, da ihn ſeine Familie zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatte, beſuchte nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn die vorzüglichſten deutſchen Höfe, und kehrte im Jahre 1602 nach Schweden zurück, da Karl IX. alle im Auslande lebenden Schweden in ihre Heimat rief, um ihnen den Eid der Treue abzunehmen. Vier Jahre ſpäter ging er als Geſandter an den Hof nach Mecklenburg, und trat 1609 in einem Alter von ſechsundzwanzig Jahren in den Senat ein, in welchem ſchon dreizehn ſeiner Vorfahren geſeſſen hatten. Nachdem er hierauf die zwiſchen dem liefländiſchen Adel und der Stadt Reval ausgebrochenen Streitigkeiten geſchlichtet hatte, ſtellte ihn der König, wegen ſeiner in Beilegung jenes Zwiſtes bewährten Umſicht, an die Spitze der Regentſchaft. Als Guſtav Adolf im Jahre 1611 die Regierung antrat, erkannte ſein ſcharfer Blick in Oxenſtierna, dem jüngſten der damaligen Reichsräthe, den geeignetſten Mitlenker ſeiner großen Entwürfe, erwählte ihn zu ſeinem Kanzler und knüpfte ihn durch die Bande der innigſten Freundſchaft an ſich. Dieſer erſchien bei der Friedensunterhandlung zwiſchen Schweden und Dänemark im Jahre 1613 als erſter ſchwediſcher Bevollmächtigter, begleitete im folgenden Jahre den König nach Deutſchland, ſchloß 1617 den für Schweden ſo ehrenvollen Frieden mit Rußland zu Stolbova ab, führte 1620 die künftige Gemalin des Königs, die Tochter des Kurfürſten von Brandenburg, nach Schweden, begleitete Guſtav Adolf in dem Feldzuge nach Liefland, und ward ſpäter Generalgouverneur aller den Schweden in Preußen unterworfenen Beſitzungen. Er unterhandelte hierauf mit dem Herzoge von Pommern und dem Könige von Dänemark über die Beſetzung Stralſunds durch die Schweden und ſchloß, unter Vermittelung Englands und Frankreichs, den ſechsjährigen Waffenſtillſtand mit Polen ab. Während Guſtav Adolf's Feldzug in Deutſchland blieb Oxenſtierna Anfangs zur Verwaltung des Reiches in Schweden zurück; allein der König rief ihn bald zu ſich, um ihn mit unbeſchränkter Vollmacht in allen Staats- und Kriegsgeſchäften am Rheine zu verſehen, und Oxenſtierna nahm daher ſein Hauptquartier in Mainz, während Guſtav Adolf in Franken und Baiern eindrang. Als dieſer im November 1632 auf dem Schlachtfelde von Lützen verblutete, ſtand Oxenſtierna in Oberdeutſchland. Tief gebeugt durch den Tod ſeines königlichen Freundes, wurde er durch denſelben doch nur zu dem Entſchluſſe ermuthigt, den Krieg deſto thätiger fortzuſetzen. Er verſtärkte die Heere und befeſtigte die Bündniſſe mit Sachſen und Preußen. Die ſchwediſche

Regierung ertheilte ihm hierauf unumſchränkte Vollmacht in allen Angelegenheiten des Krieges und des Friedens. Oxenſtierna verſammelte nun einen Kongreß zu Heilbronn, wo er mit fürſtlichem Glanze auftrat und zum Vorſteher des evangeliſchen Bundes ernannt wurde. Es kam ſogar zu dem Vorſchlage, ihm das Kurfürſtenthum Mainz und die Kur ſelbſt anzutragen, wogegen ſich jedoch der franzöſiſche Geſandte mit Entſchiedenheit erklärte. Um auch Frankreich und Holland für die Sache der Proteſtanten zu gewinnen, reiſete er ſelbſt in jene Länder, fand aber bei ſeiner Rückkehr nach Sachſen die Bundesgenoſſen ſchwankend, die Soldaten mißvergnügt, muth- und zuchtlos, und den Kurfürſten von Sachſen, nach dem unglücklichen Ausgange der Nördlinger Schlacht, ſelbſt als Bundesgenoſſen der Gegner Schwedens. Nur durch große Umſicht und Thätigkeit gelang es ihm, ſeine Partei vom Untergange zu retten. Nach zehnjähriger Abweſenheit kehrte er im Jahre 1636 nach Schweden zurück, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder, und trat als Kanzler des Reichs in den Senat, worauf er die Königin Chriſtina, zu deren fünf Vormündern er gehörte, in den Grundſätzen der Staats- und Regierungskunſt unterrichtete. Zum Abſchluſſe des weſtphäliſchen Friedens ſendete er ſeinen Sohn, Johann Oxenſtierna, nach Deutſchland, während er ſelbſt die Unterhandlungen des Friedens mit Dänemark zu Bremſebrö im Jahre 1645 leitete, nach deſſen Abſchluſſe ihn die Königin in den Grafenſtand erhob. Für das Gedeihen der Univerſität zu Upſala, zu deren Kanzler er jetzt ernannt wurde, war er beſonders thätig. Als er die Königin von dem Entſchluſſe, einen Nachfolger zu ernennen und die Krone niederzulegen, nicht abbringen konnte, zog er, eine Krankheit vorſchützend, ſich von den darüber eingeleiteten Verhandlungen, in denen er den Grund zu großem Unglücke für den Staat ſah, zurück, wirkte aber, obgleich ihm hierdurch die Staatsgeſchäfte verleidet worden waren, doch unermüdlich zum Wohle des Landes, deſſen Schulden, ſo wie der zerrüttete Zuſtand der Finanzen, nur ſeinen Schmerz vermehrten. Gebeugt durch ſolche Erfahrungen, und von den Gebrechen des Alters heimgeſucht, entſchlummerte er den 28. Auguſt 1654. — Oxenſtierna, deſſen große Anlagen durch zweckmäßige Erziehung und wiſſenſchaftliche Bildung gleichmäßig entwickelt worden waren, muß den ausgezeichnetſten Männern der Geſchichte beigezählt werden. Seine Vieles umfaſſende Wirkſamkeit trug für ſein Vaterland die ſegensreichſten Früchte. Die Umſtände, unter welchen er lebte, boten ihm oft Gelegenheit, ſeinen politiſchen Scharfſinn, ſeine tiefe Einſicht, und ſein richtiges Urtheil, vor der

ihn achtenden und bewundernden Welt zu zeigen. Während er mit ſicherem Blicke und mit hoher Staatsklugheit die Politik des Welttheils zum Vortheile Schwedens lenkte, fand er noch Zeit zu gelehrten Arbeiten. Er wird als Verfaſſer des zweiten Theiles der Schrift: „Historia belli suevo-germanici," deſſen erſten Theil Chemnitz bearbeitete, angeſehen; auch ſchrieb er: »De Arcanis Austriacae domus ab Hippolyto a lapide.« Die von ihm entworfene und von den ſchwediſchen Ständen im Jahre 1634 angenommene Regierungsform wurde als ein Meiſterwerk der Staatskunſt betrachtet. Ohne als Redner zu glänzen, waren ſeine Worte ſtets kräftig und nachdrucksvoll. Der Erfolg entſprach meiſtentheils ſeinen im voraus genommenen Maßregeln. Seine unbeſtechliche Rechtſchaffenheit wurde ſelbſt von den Gegnern anerkannt und bewundert. Auch unter den ſchwierigſten und verwickeltſten Umſtänden zeigte er Beſonnenheit, Umſicht und Beharrlichkeit. Immer aber blieb ſein vorzüglichſtes Streben darauf gerichtet, die Ehre und Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes nach außen zu ſchützen und die innere Wohlfahrt desſelben durch Beförderung des Handels und des Kunſtfleißes zu erhöhen.

Franz von Sickingen.

Geboren 1481. Geſtorben 1523.

Dieſer kühne, immer ſchlagfertige Mann, in welchem, an der Ausgangsſchwelle des Mittelalters, das verendende Ritterthum ſich, wie ein ſcheidendes Gewitter, noch einmal austobte, und deſſen Schwert auch den großen Geiſterſturm jener Zeit mit ſeinen Blitzen durchkreuzte, entſtammte einer alten ſchwäbiſchen Familie, von welcher die Urkunden ſchon 936 ſprechen, und wurde entweder auf dem Schloſſe zu Ebernburg oder Sickingen, der Stammburg ſeines Hauſes am Rhein, den 1. März 1481 geboren. Wegen ſeiner kleinen Körpergeſtalt nur Fränzchen genannt, empfing er doch nach damaligem ritterlichen Brauche frühzeitig Unterricht in allen Waffen- und Leibesübungen, worin der übrigens kräftige Knabe eine vorzügliche Gewandtheit und Ausdauer zeigte. Zugleich wurde auch ſein Geiſt

LXXI

BAYARD
1476
1524
CATINAT
1637
1712
CLAUDE LORRAIN
1600
1682
TITIAN
1477
1576
WREDE
1767
1838
EUGEN BEAUHARNAIS
1781
1824

gebildet und mit Kenntnissen bereichert. Nachdem er 1495 zum Knappen aufgenommen worden, unterzogen nun Geiler von Kaisersberg und Johann Reuchlin, die Hausfreunde seines Vaters, sich der ferneren und höheren Ausbildung des Jünglings. Sieben Jahre später erhielt Franz den Ritterschlag, und schon damals sprach sich in seinem Charakter jene praktische Richtung aus, durch welche er in der Folge einen so gewichtigen Einfluß auf das politische Leben seiner Zeit gewann; besonders strebte er nach tüchtigen Kenntnissen in der Kriegskunst. Nach seines Vaters Tode trat Franz selbständig als Vertheidiger seines Hauses auf, und vermälte sich mit Hedwig, der einzigen Tochter des Hans von Flersheim, deren liebenswürdiges häusliches Wesen oft die aufbrausende Hitze des Ritters entwaffnete und nicht wenig dazu beitrug, seinem biederen Herzen jene theilnehmende Güte, seinen Sitten jene Anmuth einzuprägen, welche alle Gemüther für ihn gewannen. Franzens äußeres thatkräftiges Leben, im Gegensatze zu seinem häuslichen, bezeichnet eine Reihe von Fehden und politischen Einflüssen. Tapfer focht er für den persönlich ihm wohlgewogenen Kaiser Maximilian I. im Jahre 1508 gegen Venedig, und 1513 befehdete er, von der durch des Kaisers Macht bezwungenen Volkspartei um Beistand gebeten, die Stadt Worms, fiel darüber als Landfriedensbrecher in die Reichsacht, hob aber gleichwohl die Belagerung nicht früher auf, als bis ein kaiserliches Heer zum Entsatze nahte. Bald darauf verband er sich mit dem Hause von der Mark, um dasselbe gegen die Anmaßungen des Herzogs Anton III. von Lothringen zu schützen, fiel in dessen Gebiet ein und zwang ihn zu einem Vergleiche. Sein Muth und seine Kriegserfahrung machten schon damals solches Aufsehen, daß König Franz I. von Frankreich ihn für seine Dienste zu gewinnen suchte. Wie früher in Worms, so nahm er sich jetzt auch in Metz der durch die regierenden Familien unterdrückten Bürgerpartei an, erschien mit einem Heere von zweitausend Berittenen und siebzehntausend Fußgängern vor der Stadt, und zwang dieselbe nicht nur zur Wiederaufnahme der Geächteten und Bestätigung ihrer Rechte, sondern legte ihr auch eine Brandschatzung von dreißigtausend Goldgulden auf. Er wurde dieserhalb auf den Reichstag zu Mainz 1517 vorgeladen, wo jedoch der ihm gütig gesinnte Kaiser sich mit ihm aussöhnte und die Acht aufhob. Nachdem Franz auch der Witwe des Landgrafen Wilhelm von Hessen wirksamen Beistand gegen ihren Sohn Philipp geleistet hatte, diente er 1519 seinem Kaiser als Feldhauptmann gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und ließ diesen die Schwere seines Armes empfinden. Inzwischen focht er noch

manche kleinere Fehde aus, häufig unterſtützt von ſeinen treuen Feunden, Götz v. Berlichingen, Ulrich v. Hutten, Philipp vno Flersheim, Dietrich v. Dalberg und Anderen, deren Umgang und Freundſchaft Zeugniß für Sickingens moraliſchen Werth ablegt. Nach Kaiſer Maximilian's Tode behauptete er bei den Wahlgeſchäften einen wichtigen Einfluß zu Gunſten Karl's von Spanien, der, nachdem ihm die deutſche Kaiſerkrone zugefallen, den ihn als ſo ergeben bewährten Ritter nach der Krönungsſtadt Aachen berief, um ihn ſammt ſeinen Nachkommen in den Reichsgrafenſtand erheben wollte. Aber Franz, ſtolz auf ſein altes Geſchlecht, lehnte dieſes Anerbieten ab und nahm, aus Achtung gegen den Kaiſer, nur die Ernennung zum oberſten Hauptmann, Rath und Kämmerer an. So hoch war bereits ſein Anſehen geſtiegen, daß ſelbſt der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, ſich eifrig um ſeinen Beiſtand in dem Unabhängigkeitskampfe mit der Krone Polen bewarb. Franz, durch die ausgebrochenen Reformationshändel in Deutſchland zurückgehalten, ſendete ſeinen Sohn mit einem Heere als Beiſtand. Im Jahre 1521 finden wir Sickingen nebſt dem Grafen Heinrich von Naſſau als kaiſerlichen Feldherrn im Kriege gegen Frankreich. Er zog mit vor Mezières, welches Bayard vertheidigte, und ſo ſtanden ſich hier die beiden Männer gegenüber, welche Deutſchland und Frankreich als die letzten würdigen Vertreter des untergehenden Ritterthums anerkannten. Der von Sickingen und Naſſau befehligte Rückzug ſoll ein Meiſterſtück der Kriegskunſt geweſen ſeyn. Doch hatte der unbefriedigende Erfolg eine Abnahme der kaiſerlichen Gunſt veranlaßt. Unmuthig hierüber und von der Gicht geplagt, dankte Franz ſein Kriegsvolk ab und ging nach Ebernburg heim. Vielleicht war die Kälte des Kaiſers eine Veranlaſſung mehr, daß er ſich auf das Entſchiedenſte für die Sache der Reformation erklärte, die Urheber derſelben ſchützte, dem verfolgten Ulrich von Hutten auf ſeinen Burgen eine Zuflucht gewährte. Ungeſchreckt von Warnungen und Gefahren, wollte er dem neuen Glauben Bahn mit ſeinem Schwerte brechen, und auf ſeine Anregung verſammelte ſich 1522 zu Sandau ein Ritterconvent, welcher ſich zu dem bevorſtehenden Kriege eng' verbrüderte; der Plan dieſes Bundes war allgemeine Demüthigung ſämmtlicher hohen Prälaten. Franz zog zuerſt gegen den Erzbiſchof Richard von Trier; aber der Landgraf Philipp von Heſſen, des Ritters unverſöhnlicher Feind, eilte dem Kirchenfürſten unerwartet zu Hilfe und nöthigte die Belagerer zum Rückzuge. Nun ſchloſſen die Fürſten von der Pfalz und von Heſſen, und der Erzbiſchof von Trier ein Bündniß zu Sickingen's Bekäm-

pfung, nachdem über denſelben wiederholt Acht und Aberacht ausgeſprochen worden war. Die Verbündeten zogen 1523 vor Sickingen's Feſte, Landſtuhl, und beſchoſſen ſie ſo heftig, daß ſelbſt der ſchlachtengewöhnte Ritter geſtand: „ſolch' unchriſtlichen Schießens hätt' er ſein' Tage noch nie erfahren." Doch vertheidigte er ſich auf das Aeußerſte. Da traf eine Kugel aus einer Nothſchlange einen Balken mit ſolcher Gewalt, daß ein Holzſplitter in Franzens Seite fuhr und ihm eine ſchreckliche Wunde ſchlug. Auf den Tod darniederliegend, mußte er die Burg übergeben. Die verbündeten Fürſten ſuchten ihn auf ſeinem Krankenbette auf und machten ihm bittere Vorwürfe über ſein Benehmen. Franz antwortete, naiv ausweichend: »es fähet Mancher eine Sache an, und meinet, es ſoll ihm wohl erſprießen, und fehlet ihm dennoch; ſo iſt auch hier geſchehen." (Vgl. des Zeitgenoſſen Spalatin: »Wie Franz von Sickingen mit Leib und Gut dahingangen iſt.") Von dem Landgrafen von Heſſen aufgefordert, ſich mit Gott zu verſöhnen, verſicherte der ſterbende Ritter: „er wüßte nicht viel zu beichten," ſprach aber doch ſeinem Kaplan die offene Beichte, und verſchied, männlich und kühn im Tode, wie im Leben, den 7. Mai 1523, nichts beklagend, als daß in ſeinem Unglücke ſeine Freunde und die Bundesritter ihn verlaſſen, ihm »viel zugeſagt und wenig gehalten," und daher die Seinigen warnend: „daß Keiner ſich auf groß' Gut und der Menſchen Vertröſtung verlaſſe." Seine Leiche zwängten, da es an einem Sarge fehlte, einige Bauern und des Landgrafen Köche in einen alten Harniſchkaſten, dergeſtalt, daß ihm Haupt und Knie gebogen wurden, und begruben ihn unterhalb Landſtuhl in einer kleinen Kapelle, nicht viel über anderthalb Spannen tief unter der Erde, und in dieſer gedrückten Lage ruht nun der kühne Ritter, deſſen ungeduldigem Sinne es im Leben überall zu enge ward, der Freund des Kampfes, doch, wo ſein heißes Blut ihn nicht verblendete, auch Freund des Rechts, deſſen Schwert als immer wacher und drohender Anwalt aller Unterdrückten und Verfolgten, ſelbſt der Uebermacht beherzten Trotz bot, und der zugleich in Freundestreue und Liebe zu den Wiſſenſchaften die ſanftere Seite ſeines Charakters zeigte. Sein Geſchlecht ſtarb am 24. November 1834 mit Franz Wilhelm Grafen von Sickingen aus.

Addiſon.

Geboren 1672. Geſtorben 1719.

Die ſoliden Vorzüge des engliſchen Nationalcharakters werden durch wenige Charaktere ſo vollſtändig und erfreulich repräſentirt, als durch den Addiſon's. Ohne durch ſchaffende Gaben hervorzuragen, leiſtete dieſer treffliche Schriftſteller Großes, wirkte auf Mit- und Nachwelt, und ſtellt, durch edle, verſtändige Rechtlichkeit, geſunde, gründliche Denkart und beſonnenes Maßhalten ein Muſter für Schriftſteller dar, die wirken wollen, ohne glänzen zu können.

Sohn eines Landgeiſtlichen, zu Milſton in Wiltſhire geboren, genoß er der in England herkömmlichen, ſoliden Schulbildung. Lateiniſche Gedichte, die er in ſeinem fünfzehnten Jahre machte, und die ſpäter gedruckt erſchienen, verſetzten ſeine Lehrer in Bewunderung. Der junge Gelehrte war zum Stande ſeines Vaters beſtimmt, aber ſeine feinen Anlagen verſchafften ihm die beſondere Gönnerſchaft zweier Großen, deren Einer, Lord Montague, Kanzler der Schatzkammer, ihm höhere Bahnen zeigte. Der jugendliche Ehrgeiz folgte der reizenden Perſpektive, aber die mehr reelle, als repräſentative Natur Addiſon's, die immer mehr zur Entwickelung kam, entriß ihn, nach manchen unangenehmen Erfahrungen, der Illuſion des Glanzes, und gab ihn der Wahrheit des inneren, geiſtigen Lebens zurück. Ein Gedicht, das er im Jahre 1689 an den König (Wilhelm) richtete, verſchaffte ihm die Bewilligung eines jährlichen Reiſegeldes von dreihundert Pfund Sterling. Der junge Addiſon ſchiffte nach Frankreich über, wo er ſich lange aufhielt, wo ihn Sprache, Bildung, Sitte und Geſchmack vorzüglich anſprachen, und wo ſich eigentlich die Sphäre ſeines Talentes in jene gefällige Popularität entwickelte, die vor ihm in England Niemand beſaß, und die ihn zugleich ſeinen Landsleuten wie den Franzoſen angenehm machte; ſo daß der ultra-franzöſiſche Voltaire Joſeph Addiſon ſpäterhin für den einzigen engliſchen Dichter erklärte. In Italien, wo er den Kunſtſinn in ſich zu bilden gedachte, ſah er ſich, kaum angekommen, in einer verdrießlichen

Lage. Die königlichen Gelder blieben aus; er ſchrieb nach Hauſe, — das Miniſterium hatte gewechſelt, und ſein Gehalt war eingezogen. Schnell kehrte er nun mit dem Reſte heim, und kam, ohne Geld, an. Allein ſeine ariſtokratiſche Muſe nahm ihn wieder in Protektion. Britannien jubelte eben über den Sieg bei Hochſtädt; Lord Godolſin wünſchte das Ereigniß von einem Dichter der Nation gefeiert; da erinnerte man ſich des jungen Mannes, der den Monarchen ſo glücklich beſungen, und — noch ehe das Gedicht vollendet war, ſah ſich Addiſon zu der Stelle eines Appellationskommiſſärs befördert, — eine Stelle, welche vor ihm der weiſe und vortreffliche John Locke bekleidet hatte. Eine Reiſe nach Hannover, welche Addiſon mit Lord Halifax machte, vollendete ſeine Laufbahn. Das folgende Jahr war er Unterſtaatsſekretär. Was man ſein Glück zu nennen pflegt, hatte Addiſon nun gemacht, und da es ſich ſtets nur um den erſten feſten Fuß handelt, ſo ging es nun von Stufe zu Stufe. Marquis Warton war zum Vicekönig in Irland ernannt worden; er wählte den, durch ſeine ariſtokratiſchen Verbindungen empfohlenen Dichter zum Sekretär, und machte ihn zugleich zum Archivar des Schloſſes Birmingham, — eine Stelle, die nichts forderte und viel gab. Die Muſe hatte nun das Ihre geleiſtet; Addiſon war in jene Situation freien Müßiggangs verſetzt, in welcher man ihr am bequemſten huldigt; er fühlte ſeine Verpflichtung — und löſete ſie vollkommen. Hier war es, wo er mit ſeinem Jugendfreunde Steele den Plan entwarf und ausführte, der eigentlich ſein größtes Verdienſt ausmacht. Das Wochenblatt: »der Zuſchauer,« das ſie herausgaben, fand einen ſo unerhörten Beifall, daß einige zwanzigtauſend Blätter an Einem Tage verkauft wurden; es iſt ſeitdem oft aufgelegt und wieder aufgelegt, bewundert, nachgeahmt, und — an Erfolg nie wieder erreicht worden. Fragt man um den Grund dieſer Erſcheinung, ſo wäre zu antworten: er liegt in der Vollendung des populären Styls und in der Empfänglichkeit der Engländer für dieſe Art der Literatur. Addiſon traf ganz ſeine Zeit und ſein Volk; beſcheiden, klar, elegant, ſittlich und rechtlich, — das Ideal eines Engländers. Die Königin ſelbſt verlangte, daß ſein Trauerſpiel »Cato« (obwohl an Werth bei weitem unter ſeinen Proſaſchriften) ihr zugeeignet werde; beide Parteien, Whigs und Tories, wiewohl eben im heftigſten Kampfe, wetteiferten im Lobpreiſen dieſes Stückes, und Addiſon's Ruhm blieb ihm bis an ſein Ende treu. Nicht ſo ſeine Stellung im Leben und die daraus reſultirende Anſicht. Nach dem Tode der Königin ward er Lord des Handelsgerichtes, und im Jahre 1717 Staatsſekretär. Dieſe hohe Stel-

lung ſtreifte manche ſchöne Illuſion von ſeinem Gemüthe. Er hatte die Maßregeln der Regierung zu vertheidigen; Mißverſtehen und Kränkung von der Einen, Undank von der anderen Seite waren ſein Gewinn. Die Geſundheit des feinfühlenden Mannes litt; er legte ſeine Stelle nieder, ſagte den Welthändeln Lebewohl, und kehrte in die edle Stille ſeines Innern zurück. Leider genoß er ſie nicht lange. Im Jahre 1719 verſchied er, in ländlicher Einſamkeit. Er ward in der Weſtminſterabtei begraben. Als Mann war Addiſon untadelhaft; ernſt und zurückhaltend in ſeinem Betragen, zart und ſittlich, charaktervoll und, im ächten Sinne, religiös, anmuthig und geiſtreich im engeren Kreiſe, ſchien er ſich ſeiner Vorzüge nicht bewußt, ja im größeren Kreiſe ſich ihrer zu ſchämen. „Ich habe nie," ſagte Lord Cheſterfield, „einen beſcheideneren und verlegeneren Menſchen geſehen." Als Schriftſteller war und bleibt er muſterhaft, und wenn gleich Leſſing, trotz ſeiner Fruchtbarkeit, ſagte: Addiſon hat nur Eine Tragödie und nur Eine Komödie gemacht, — ſo iſt doch die Klarheit und Gediegenheit ſeiner Proſe und ſeiner Geſinnung viele Tragödien und Komödien werth.

Dryden.

Geboren 1631. Geſtorben 1701.

John Dryden war zu Auldwinkle, einem Flecken in Nordhamptonſhire, geboren, beſuchte die Weſtminſterſchule und die Univerſität zu Cambridge und beſang den triumphirenden Cromwell in Stanzen, die erſt nach dem Tode des Protektors erſchienen. Bald darauf feierte er in anderen Stanzen die Wiederherſtellung des Königthums, und, da dieſe Art Poeſie ihm zwar den Titel eines Hofdichters, aber kein Vermögen eintrug, ſuchte Dryden durch das Theater ſich eine Subſiſtenz zu begründen. Es gelang ihm damit nur mittelmäßig, er lebte dürftig fort, und aus dem früher lobenden und huldigenden wurde ein ſatyriſcher Dichter, der in einem Spottgedichte die vornehmſten Perſonen jener Zeit angriff. Jakob II. beſtieg den Thron, Dryden trat zur katholiſchen Kirche über, und ward dafür vom Könige

zum Hofgeſchichtſchreiber gemacht. Ein neues Gedicht feierte ſeinen neuen Glauben. Jakob II. ſtarb, Dryden verlor ſeinen Poſten, und mußte wieder von der Feder leben. Sie nährte ihn kümmerlich, und, obwohl er an Fruchtbarkeit die meiſten engliſchen Schriftſteller übertraf, ſtarb er dürftig im ſiebenzigſten Lebensjahre. Seine Reſte ruhen in der Weſtminſterabtei, zwiſchen Chaucer und Cowley.

Dieſe einfache Geſchichte ſeines äußeren Lebens ſchließt durch ſich ſelbſt dem aufmerkſamen Leſer auch die Geſchichte ſeines inneren auf. Der öftere Wechſel der Anſichten und Geſinnungen deutet auf keinen feſten, wahren Charakter, das Dichten um äußerer Zwecke willen, auf keinen echten Dichter. Trotz dieſer Mängel kann man ein vortrefflicher Schriftſteller im Allgemeinen ſein. Und ſo war es hier. Dryden's dramatiſche Werke, die Anfangs keinen, ſpäter großen Beifall fanden, ſind im Geſchmacke ſeiner Zeit und ſeines Publikums; ſeine Ueberſetzungen in ihrer Art vollendet; ſeine Gedichte (worunter das durch Händel's Kompoſition berühmte »Alexanders Feſt") wohlklingend, korrekt und verſtändig; aber Alles mehr gedacht und bezweckt, als gefühlt. Bei dieſen Umſtänden iſt es nicht zu verwundern, daß Dryden als Proſaiſt einen hohen, als Kritiker in ſeinem Vaterlande vielleicht den höchſten Platz einnimmt. Sein Styl iſt rein, ſchön, geſchmackvoll, bedeutend, inhaltreich, — ſeine Anſichten ſind klar und verſtändig. England wußte dies Verdienſt zu ſchätzen, nannte ihn den Vater der Kritik, und Dryden's Wort in dieſer Hinſicht galt ſeinen Zeitgenoſſen als Orakel. Dieſe Doppelſeiten Dryden's erinnern an den gleichzeitigen Addiſon; — nur war Dryden etwas mehr Poet, und etwas weniger Menſch. Vielleicht wäre er das Erſte ganz geworden, wenn er das Letztere zu ſeyn ernſter angeſtrebt hätte; denn, ſo gewiß es iſt, daß die Geſinnung und der Charakter nicht den Dichter machen, ſo gewiß iſt es auch, daß mit einer halben Geſinnung Niemand ein großer Dichter wird.

Bayard.

Geboren 1476. Geſtorben 1524.

„Der Ritter ohne Furcht und Tadel," Pierre du Terrail, Seigneur de Bayard, kam auf dem Schloſſe Bayard bei Grenoble in der Dauphiné zur Welt, und ging in ſeinem fünfzehnten Jahre, wegen ſeiner beſchränkten Vermögensumſtände, nach Grenoble zu ſeinem Oheim, dem Biſchof Georg du Terrail, welcher gewiſſenhaft ſeine Erziehung vollendete und ihm zu Chambery am Hofe des Herzogs von Savoyen eine Pagenſtelle auswirkte. Bayard, mit ſeinem Herrn zu Lyon anweſend, zog die Aufmerkſamkeit des Königs Karl VIII. von Frankreich auf ſich und folgte dieſem als Page. Ein heldenmüthiger Zweikampf, in welchem er einen, wegen ſeiner Stärke und Geſchicklichkeit in Führung der Waffen berühmten burgundiſchen Ritter, Claude von Vaudrai, beſiegte, verſchaffte Bayard bald darauf eine Anſtellung bei einer zu Aire in Artois garniſonirenden Kompagnie Gensdarmen, wo er ſich durch beſondere Freigebigkeit und Ritterlichkeit von Neuem auszeichnete. Im Jahre 1495 ging er mit dem Heere des Königs nach Neapel, zeichnete ſich in der furchtbaren Schlacht bei Fuoronovo durch glänzende Beweiſe von Tapferkeit aus, und wurde dabei zum Ritter geſchlagen. Unter der folgenden Regierung Ludwig's XII. erfocht er ſich jenſeits der Alpen 1499 neue Lorbeern, ſchlug den italieniſchen Anführer Cajappo von Binasco nach Mailand zurück und drang im Eifer zugleich mit ihm in die Stadt ein, wurde dabei gefangen genommen, aber von Ludwig Sforza, dem Herzoge von Mailand, in Anerkennung ſeiner Tapferkeit, ohne Löſegeld freigegeben. Bei der Eroberung Neapels durch Ludwig XII. (1501) focht Bayard tapfer vor Canoſſa und Bisceglia, und während ſeines Gouvernements von Monervino im kleinem Kriege; er ſchlug ein ſpaniſches Korps, geführt von Don Alonzo Sottomayor, nahm dieſen gefangen und behandelte ihn edelmüthig, tödtete ihn aber nachher, weil derſelbe wortbrüchig und an Bayard zum Verläumder geworden war, unweit Andria im Zweikampfe. Nach der unglück-

lichen Schlacht bei Serignola unter dem Herzoge von Mantua gegen die Spanier (1505) vertheidigte er, ein zweiter Horatius Cocles und Baumkircher, ganz allein die Brücke über den Garigliano gegen zweihundert Mann Reiterei, und deckte so den Abzug der Franzoſen. Nicht minder kühn warf er mit ſeinem Freunde Louis d'Ars und einer Handvoll Leute ſich in die Feſtung Venoſa, verweigerte als Herr mehrer Feſtungen einem, zwiſchen dem Herzoge von Mantua und dem ſpaniſchen Befehlshaber Gonſalvo geſchloſſenen Vertrage ſeine Unterſchrift, und erwartete ruhig Gonſalvo, welcher den Abenteurer Bayard züchtigen zu wollen ſich rühmte, weil er wußte, daß zu dem Kampfe gegen ihn nicht die nöthige Eintracht im ſpaniſchen Heere herrſchte. Hierauf bemächtigte er ſich noch mehrer von den Spaniern beſetzten Plätze in Neapel, und dieſer ſeiner Herrſchaft machte nur der Friede zwiſchen Frankreich und Spanien ein Ende. Bayard, von Ludwig XII. mit dem Poſten eines königlichen Stallmeiſters beehrt, focht 1509 gleich tapfer gegen die Genueſer und Venetianer. Als im folgenden Jahre ſich der Papſt Julius II. gegen Frankreich erklärte, zog Bayard dem Herzoge von Ferrara und der Gräfin von Mirandola zu Hilfe. Das kühne Wageſtück, den Papſt auf einer Reiſe gefangen zu nehmen, ſcheiterte an der eingetretenen üblen Witterung; ihn aber auf Anerbieten eines päſtlichen Verräthers vergiften zu laſſen, wies er mit Abſcheu zurück. Bei der Beſtürmung von Brescia (1512) verwundet in ein Haus daſelbſt gebracht, ſchützte er daſſelbe vor der Plünderung und nahm eine aus Dankbarkeit von der Beſitzerin ihm dargebotene Belohnung von zweitauſend fünfhundert Ducaten nur an, um zweitauſend an die Töchter des Hauſes als Ausſtattung zurückzugeben und den Reſt für wohlthätige Zwecke zu verwenden. Von da eilte er zu ſeiner, mit der Belagerung von Ravenna beſchäftigten Armee. Die Spanier hatten daſelbſt eine ſo vortheilhafte Stellung angenommen, daß die Franzoſen weder die Belagerung fortſetzen, noch das Lager verlaſſen konnten. Bayard rieth zur Schlacht, und dieſe wurde gewonnen; noch im nämlichen Jahre wurde er zum Commandeur einer Ordonnanz-Kompagnie ernannt. Auf dem Rückzuge der Franzoſen von Pavia wurde er, indem er die nachſetzenden Schweizer mit Gensdarmen aufhielt, abermals verwundet, ſetzte aber, mit einem oberflächlichen Verbande zufrieden, ſeinen Rückzug tapfer bis Aleſſandria fort. Fieberkrank kam er hierauf nach Grenoble, und bedauerte nur, „daß er, wie ein Weib, auf dem Bette ſterben ſolle.“ In dem Kriege zwiſchen Ferdinand von Aragonien und dem Könige von Navarra, welchem Lud-

wig XII. beiſtand, bedeckte er ſich unter dem Grafen von Angoulême mit neuem Ruhm. Als 1513 König Heinrich von England und der Kaiſer Maximilian in die Picardie eindrangen, leiſtete Bayard bei Guinegate den beherzteſten Widerſtand, mußte aber doch endlich ſeine Freiheit aufopfern, behauptete indeſſen auch hier ſeine Ehre. Nachdem die Franzoſen ihn und die wenigen ſeiner getreuen Gensdarmen verlaſſen hatten, jagte er auf einen mitten im Felde abgeſeſſenen feindlichen Offizier los und ſetzte ihm mit den Worten: „ergib dich, oder du biſt des Todes!“ den Degen auf die Bruſt. Beſtürzt reichte ihm der Engländer ſeinen Degen, den ihm Bayard ſogleich ſammt ſeinem eigenen Schwerte zurückſtellte und ihm, ſeinem Gefangenen, ſich ſelbſt gefangen gab. Der Kaiſer, dem dieſer ſonderbare Fall vorgelegt wurde, entſchied, daß beide Offiziere gegenſeitig ihres Wortes entbunden wären. Bayard, ohne Löſegeld entlaſſen, ging, wie er hatte verſprechen müſſen, auf einige Zeit in die Niederlande, von wo ihn König Franz I. von Frankreich 1515 zurückrief, ihm nun auch die Einkünfte eines Generallieutenants gab, zu welchem ihn Ludwig XII. erhoben hatte, und den St. Michaelsorden ertheilte. Bald darauf zum Gouverneur der Dauphiné ernannt, that Bayard viel zum Wohle dieſer Provinz. Als Franz I. im Begriffe ſtand, in Italien einzudringen, durfte auch Bayard nicht fehlen. Nach der Schlacht von Marignano, in welcher derſelbe glorreich an des Königs Seite focht, ehrte ihn Franz I. dadurch, daß er ſich von ihm, als dem Tapferſten, zum Ritter ſchlagen ließ, und nach der muthigen Vertheidigung von Mezières gelangte er, indem er zum Kapitän einer Ordonnanz-Kompagnie ernannt wurde, zu dem Range der höchſten Generale. Im Jahre 1523 ging er unter dem Admiral Bonnivet zur Wiedereroberung Mailands über die Gebirge. Nach dem unglücklichen Ausgange dieſes Feldzuges legte der verwundete Admiral das Kommando in Bayard's Hand und vertraute ihm die Rettung des Heeres. Bei dem Rückzuge durch das Thal Aoſta an der Seſſia zerſchmetterte ihm, während er tapfer an der Spitze der Nachhut gegen den verfolgenden Konnetable von Bourbon focht, ein Schuß aus einem Doppelhaken das Rückgrat. Sein nahes Ende fühlend, ließ er ſich, das Geſicht den Feinden zugewendet, an einen Baum lehnen, um auch in ſeiner letzten Stunde nicht dem Feinde den Rücken zu kehren. In dieſem Augenblicke kam der, Frankreich abtrünnige Konnetable von Bourbon herbei und beklagte mit Thränen den Fall des einſtigen Freundes; aber der ſterbende Bayard erwiederte ihm mit edlem Unwillen: „Nicht mich

habt Ihr zu beklagen, wohl aber Euch ſelbſt, der Ihr, Eurem Eide zuwider, gegen König und Vaterland die Waffen führt.“ Er küßte das Kreuz ſeines Schwertes, beichtete, da kein Prieſter zugegen war, ſeinem Haushofmeiſter, und ſtarb den 30. April 1524, in ſeinem achtundvierzigſten Jahre, betrauert von Freunden und Feinden. Seiner Leiche wurden bei dem Durchzuge durch Savoyen fürſtliche Ehren erwieſen; man brachte ſie nach Grenoble und ſetzte ſie daſelbſt in der Kirche eines von ſeinen Verwandten geſtifteten Minoritenkloſters bei. — Bayard war einer der letzten, aber herrlichſten Sprößlinge des franzöſiſchen Ritterthumes, das, auf die Begeiſterung der Religion und der Ehre geſtützt, mit Unerſchrockenheit auch Großmuth und Sittenreinheit vermälte, und wie auf dem Schlachtfelde zu Wundern der Tapferkeit, ſo im Leben zu Wundern des Edelmuthes und hoher Entſagung führte.

Nicolaus von Catinat.

Geboren 1637. Geſtorben 1712.

Die Dienſte, welche dieſer vorzügliche Feldherr ſeinem kriegeriſchen Könige, Ludwig XIV., leiſtete, trugen nicht wenig zu dem Glanze bei, welcher Frankreichs Waffen in jener Epoche umſtrahlte. Geboren den 1. September 1637 zu Paris, wo ſein Vater Parlamentsrath war, wurde er von dieſem für das Studium der Rechte beſtimmt. Nachdem er jedoch als Advokat einen, nach ſeiner Anſicht gerechten Prozeß verloren hatte, gab er dieſe Beſchäftigung auf und trat bei dem Kavallerieregimente Fourilles in Dienſte. Während der Belagerung von Lille 1667 fand er Gelegenheit, ſich unter den Augen des Königs ſo auszuzeichnen, daß er als Lieutenant zur Garde verſetzt wurde. In dieſem Grade wohnte er den Feldzügen von 1672—1675 bei, wurde im folgenden Jahre zum Generalſtabe der Armee des Marſchalls von Rochefort, welche damals zwiſchen der Maas und Moſel thätig war, verſetzt, bald darauf zum Kommandanten in St. Quilain, ſpäter in Chateau Cambreſis, dann zum Brigadier und Kommandanten in Dünkirchen, und hierauf zum Gene-

ralinſpektor der Armee ernannt. Im Jahre 1681 zum Maréchal du Camp befördert und von ſeinem Gönner Louvois nach Vignerol geſchickt, beſetzte er alsbald die Citadelle von Caſal und verſtärkte die Werke dieſes Ortes. Leider mußte er auch, dem grauſamen Willen jenes Miniſters unterthan, Werkzeug zur Verfolgung der Waldenſer in Savoyen werden. Im Anfange des Jahres 1687 traf er als Gouverneur in Luxemburg ein, und zeichnete ſich als Generallieutenant bei der Belagerung von Philippsburg, welcher er unter des Dauphins unmittelbaren Befehlen beiwohnte, ſowohl durch Umſicht, als durch Proben perſönlicher Tapferkeit vor Allen aus. Ludwig XIV., durch die Vorkehrungen des Herzogs von Savoyen, welcher mit dem Kaiſer und mit Spanien eine geheime Allianz geſchloſſen hatte, lebhaft beunruhigt, ſendete im Jahre 1690 eine Armee unter Catinat gegen ihn. Catinat, nur über etwa zwölftauſend Mann verfügend, lockte am 17. Auguſt durch den Marſch auf Saluzzo, eine allerdings gewagte Liſt, den um ein Drittheil ihm überlegenen Feind aus der faſt unüberwindlichen Stellung bei Villa Franca, und ſchlug ihn Tags darauf, trotz des für den Gegner ſo überaus günſtigen Schlachtfeldes, bei Staffarda auf's Haupt. Der Feind verlor gegen dreitauſend ſechshundert Todte und alles Geſchütz. Auf franzöſiſcher Seite zeichneten ſich vorzüglich der Prinz von Robecq, der Generallieutenant Feuquier und der General von Grancey aus, auf der gegneriſchen der Prinz Eugen und die deutſchen Truppen. Die Einnahme von Suſa beſchloß den Feldzug von 1690. Im folgenden Jahre belagerte Catinat mit glücklichem Erfolge Nizza, Carmagnola und das Schloß Montmelian, ſah ſich jedoch jetzt durch den Tod des Miniſters Louvois ſeiner Stütze beraubt. Am 4. Oktober 1693 ſchlug er die unter dem Herzoge von Savoyen und dem Prinzen Eugen zwiſchen den Bächen Ciſola und Non ſtehende feindliche Armee dergeſtalt, daß ſie mit einem Verluſte von ſechsthalbtauſend Todten ſich bis nach Turin zurückzog. Catinat erhielt noch im Laufe dieſes Jahres die Würde eines Marſchalls von Frankreich, und durch ſeine äußerſt kluge Vermittelung wurde am 29. Auguſt 1696 der Frieden zwiſchen Frankreich und Savoyen zu Turin abgeſchloſſen. Der Monarch empfing den General bei ſeiner Rückkunft nach Paris mit vorzüglicher Auszeichnung, und ſendete ihn als Befehlshaber eines Korps nach Flandern, wo am 5. Juni 1697 die Veſte Ath an die franzöſiſchen Truppen überging. Vom Ryswiker Frieden an, welcher den 30. Oktober 1697 geſchloſſen wurde, lebte Catinat als Privatmann in Paris, bis ihm 1701

das Kommando der italieniſchen Armee im Mailändiſchen übertragen wurde. Hier befand er ſich abermals, durch hemmende Inſtruktionen beengt, mit einer Armee, der er weder nothwendige Bekleidung noch Beſoldung gewähren konnte, dem unbeſchränkten Prinzen Eugen gegenüber, und verlor gegen Dieſen, durch die Schuld des aus Unentſchloſſenheit oder Abſicht zaudernden Herzogs von Savoyen, am 9. Juli 1701 das Gefecht von Carpi. Nachdem durch Kabalen des Hofes dem Marſchall das Kommando genommen und auf Villeroi übertragen worden war, wurde er bei dem Uebergange über den Oglio am Arme verwundet. 1702 kommandirte er im Elſaß, nahm aber bald ſeinen Abſchied und lebte, ohne jemals verheiratet geweſen zu ſeyn, bis zu ſeinem Tode (25. Februar 1712) auf ſeinem Gute bei St. Denis. — Ohne glänzende Eigenſchaften, bei einem unanſehnlichen Aeußeren, ſchroff und unbiegſam von Charakter und den Vortheil einer berühmten Abkunft entbehrend, mußten Catinat's kriegeriſche Tugenden von um ſo größerem Werthe ſeyn, da ſie ſich, trotz Miniſter- und Favoritinnen-Herrſchaft, Anerkennung zu erringen wußten. Catinat war Soldat im wahren Sinne des Wortes, tapfer und vorſichtig, — daher er der „Vater der Gedanken" genannt wurde — aber raſch in der Ausführung eines einmal gefaßten Entſchluſſes, den Angriff erwägend, aber kein Opfer ſcheuend, um durch ihn zum Siege zu gelangen. Er war im höchſten Grade uneigennützig und, trotz ſeiner großen Strenge, ein Liebling der Soldaten, mit welchen er alle Gefahren theilte, alle Entbehrungen ertrug.

Claude Lorrain.

Geboren 1600. Geſtorben 1682.

Von dieſem außerordentlichen Manne, der auf dem Schloſſe de Champagne bei Toul zur Welt kam, wird erzählt: ſein Vater Peter Gelée, ein armer Paſtetenbäcker, habe ſtets geklagt, ſein Sohn Claude ſey ſo geiſtesſchwach, daß er es nie verſtehen lerne, wie man eine Paſtete einrühren

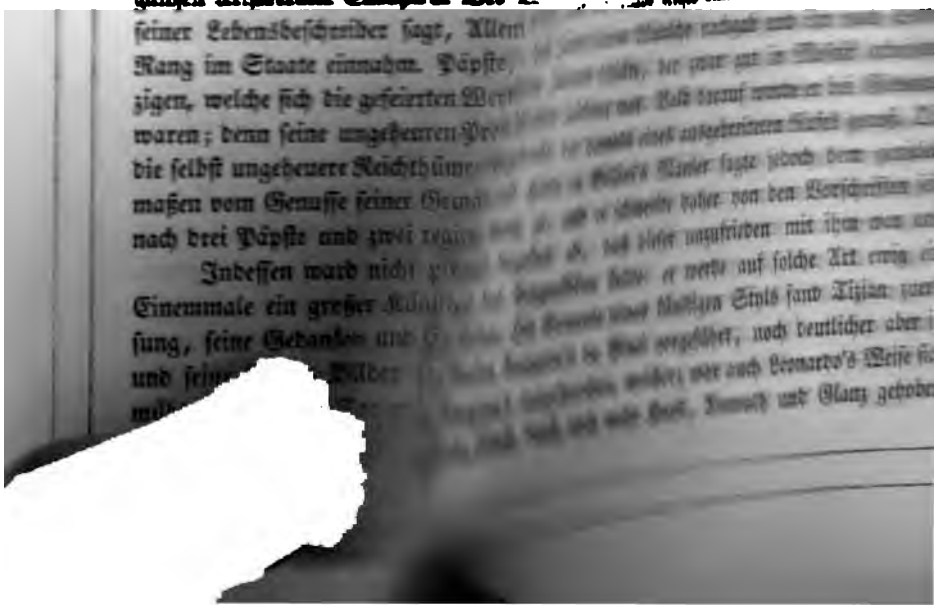
oder auch nur einen Ofen heizen ſolle. Wirklich konnte man dem blöden Knaben kaum das Leſen beibringen. Oft deshalb hart angelaſſen, entfloh derſelbe endlich und vermiethete ſich als Bedienter bei einigen flamändiſchen Künſtlern, die nach Rom wanderten. Bei einem Einweihungsſchmauſe entwickelte Claude in ſeiner Küchenbeſchäftigung einige bis jetzt verborgen gebliebene Talente für Gaſtronomie, dergeſtalt, daß Agoſtino Taſſi, ein römiſcher Maler, der nebſt ſeiner Kunſt auch die Paſteten leidenſchaftlich liebte, ihn als Koch und Farbenreiber zugleich bei ſich anſtellte. In dem Studium dieſes neuen Herrn fühlte Claude zum erſten Male das innere Aufſtreben zu einem anderen und höheren Berufe. Aus dem Stumpfſinne gedankenloſer Trägheit, aus der Erniedrigung früherer Beſtimmung, trat bald einer der glücklichſten Mitbewerber um den Kranz der Unſterblichkeit hervor, und Taſſi erlebte es noch, daß ſein Farben und Paſteten rührendes Automat der erſte Maler ſeiner Zeit wurde. Der durch ſeine Einfalt verſchrieene Claude verſenkte ſich plötzlich in das Studium ganz abſtrakter Gegenſtände, berechnete die Brechungen des Lichtes und maß die Luftperſpektive mit ſtrahlenden oder idealen Linien. Er war es, der die ernſten und feſten Wahrheiten der Geometrie aus jenem unſicheren Lehrgebäude ſeiner Zeit herausfand, und ſo ward er der größte Landſchaftsmaler aller Nationen.

In ſeinem ſechsunddreißigſten Jahre wirkte Claude noch mit der Küchenſchürze und als Farbenreiber, und zehn Jahre nachher erſcheint er wieder als Freund des geiſtreichen Kardinals Bentivoglio. Als entſchiedener Liebling Urban's VIII. ſtand er da, als modegewordener Patentmaler der ganzen Ariſtokratie Europa's. Der Weg zu ſeiner Gallerie war, wie einer ſeiner Lebensbeſchreiber ſagt, Allem verſchloſſen, was nicht den höchſten Rang im Staate einnahm. Päpſte, Könige und Fürſten wurden die Einzigen, welche ſich die gefeierten Werke ſeines Genie's zu erwerben im Stande waren; denn ſeine ungeheuren Preiſe beſchränkten die Käufer nur auf ſolche, die ſelbſt ungeheuere Reichthümer beſaßen, und das Publikum war gewiſſermaßen vom Genuſſe ſeiner Gemälde ausgeſchloſſen, deren Beſitzer nach und nach drei Päpſte und zwei regierende Fürſten zu ſeyn ſtrebten.

Indeſſen ward nicht plötzlich ſein Glück, ſo wie er ſelbſt nicht mit Einemmale ein großer Künſtler. Es fehlte ihm Anfangs an guter Anweiſung, ſeine Gedanken und Empfindungen auf der Leinwand auszudrücken, und ſeine kleinen Bilder fanden noch immer wenig Aufmerkſamkeit. Er mühte ſich aber bei Tag und Nacht, lag vor Sonnenaufgang in Feldern und

Wäldern, um die Scheine und Lichter zu beobachten, und dann lief er in ſtechender Sonnenglut nach Hauſe, um die beobachteten Erſcheinungen in ſeine Bilder zu bringen, wodurch dieſe wohl natürlich und fleißig, aber ängſtlich wurden, ſo daß ſie Niemand, ſelbſt um geringes Geld, kaufen mochte und Claude dabei in Armuth und Noth gerieth. So traf ihn eines Tages der berühmte Sandrart in Tivoli, wo der deutſche Künſtler an Ort und Stelle gleich nach der Natur malte. Claude kam zufällig durch das Gebüſch, ſah das Verfahren des Meiſters, und jetzt ſchien ſich ihm mit Einemmale das Heiligthum zu öffnen. Freudig betroffen fragte er weiter, machte ſogleich Verſuche und richtete von Stund' an auf gleiche Weiſe ſeine Studien ein. Seit dieſer Zeit war zwiſchen beiden Meiſtern ein Herzensbund geſtiftet, der auch nie getrennt wurde. Sie waren täglich zuſammen, zogen bald in Ein Haus und malten, anſtatt zu zeichnen, ſogleich nach der Natur. Als Sandrart abreiſete, gab ihm Claude die ſchönſten Gemälde, die Jener bis an ſeinen Tod als Lieblinge bewahrte. Claude ſelbſt brachte den größten Theil ſeines Lebens in Rom zu, und es ſteht noch gegenwärtig die Villa, die er an einem der ſanfteſten Abhänge des Janiculus erbauen ließ. In Rom erlag er auch hochbejahrt einem Gichtanfalle.

Claude's Werke ſind entzückende Naturbilder, herrliche Schilderungen ihrer Feier bei auf- und niedergehender Sonne. Es herrſcht darin Ebenmaß und Anmuth der Formen und Umriſſe in einem Grade, wie er wohl nicht mehr höher anzutreffen iſt. In der maleriſchen Ausführung bleibt er ein Muſter der Vollkommenheit; denn dieſe Wärme der Tinten, dieſes Wellenlinienſpiel, dieſer Schmelz und Duft der Töne, dieſe Wirkung des Lichtes, ſind noch nicht erreicht worden, und in den mannigfaltigen Effekten des Sonnenlichts, in den Fernen und in der harmoniſchen Wirkung des Ganzen, ſteht ihm Keiner gleich. Im großen Style der Kompoſition, in dem beſtimmteren hiſtoriſchen Charakter oder der tieferen ethiſchen Bedeutung ſeiner Bilder, wurde er von Pouſſin übertroffen, denn Claude's Hauptſtreben geht auf das ſinnlich Angenehme. Auf ſeine ſehr mittelmäßigen menſchlichen Figuren legte er ſelbſt geringen Werth, indem er zu ſagen pflegte, daß er ſie bei dem Verkaufe der Landſchaften darein gebe. Man behauptet auch, daß dem Künſtler das Zeichnen ſchwer geworden ſey, woran etwas Wahres ſeyn mag, da er als ein echter Maler Alles farbig ſah und dachte, obwohl ſeine Radirungen höchſt geiſtreiche und gefühlvolle Zeichnungen ſind. Im Kolorit dürfte ihm vielleicht nur der einzige Tizian den Vorrang ſtreitig machen. Zauberhaft ſind in Claude's Bildern die Reize



einer prächtigen Natur verſinnlicht, und unbeſchreiblich der zarte Dunſt und die Weichheit, welche ſeine Formen umſchwebt. Er verſtand es, die zarte Gränzlinie der Wahrheit und der Täuſchung auf bewundernswürdige Weiſe zu treffen, und erkannte mehr, als irgend ein Anderer, den Geiſt der Natur, der in freundlich-ſanften Gegenden aus Formen und Farben ſpricht.

Tizian.

Geboren 1477. Geſtorben 1576.

Wenn man auf den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, die glänzendſte Epoche neuerer Kunſt, zurückblickt, ſo muß man über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der größten Talente ſtaunen, welche in einem Zeitraume von wenigen Jahren ſich begegneten und unter denen Michel Angelo, Rafael, Correggio, Tizian Alles überſtrahlten, was vor und nach ihnen Epoche gemacht hat.

Tiziano Vercelli wurde zu Cadore (einem venetianiſchen Marktflecken in der Delegation Belluno) aus einer achtbaren Familie geboren, welche noch gegenwärtig beſteht. Sein Vater beabſichtigte, ihm eine gelehrte Erziehung zu geben; aber der Knabe zeigte eine ſo entſchiedene Neigung zum Zeichnen, daß Jener ſeinem Wunſche nachgab und ihn nach Venedig zu Sebaſtiano Zuccato ſchickte, der zwar gut in Moſaik arbeitete, aber ſonſt ein ſchlechter Zeichner war. Bald darauf wurde er bei Giovanni Bellini untergebracht, der damals eines ausgebreiteten Rufes genoß. Die Trockenheit und Härte in Bellini's Manier ſagte jedoch dem genialen Jünglinge wenig zu, und er ſchweifte daher von den Vorſchriften ſeines Lehrers dergeſtalt ab, daß dieſer unzufrieden mit ihm war und ihm ſogar das Prognoſtikon ſtellte: er werde auf ſolche Art ewig ein Sudler bleiben. Die Elemente ſeines künftigen Styls fand Tizian zuerſt in den Werken Leonardo's da Vinci vorgeführt, noch deutlicher aber in jenen Giorgione's ausgeſprochen, welcherz war auch Leonardo's Weiſe ſich angeeignet, jedoch durch noch mehr Kraft, Anmuth und Glanz gehoben

LXXII

MANSFIELD
1704
1794
CLARENDON
1609
1674
GNEISENAU
1760
1831
BENNINGSEN
1745
1826
QUARIN
1767
1814
VAN SWIETEN
1700
1772

hatte. Tizian ſtudirte ſein Vorbild mit ſolchem Glücke, daß ſeine Werke bald mit denen Giorgione's verwechſelt, und nach kurzer Zeit ſchon über ſie geſtellt wurden. Voll feurigen Eifers, jede Quelle zu ſeiner Vervollkommnung zu benutzen, ſoll er ſogar, namentlich für die Behandlung ſeiner Landſchaftsgründe, die Art und Weiſe deutſcher Künſtler, welche eben in Venedig ſich aufhielten, beobachtet und benutzt haben. Schnell verbreitete ſich ſein Ruhm; von allen Seiten kamen ehrenvolle Beſtellungen, die ihn auf einige Zeit nach Vicenza und Padua riefen, um für die dortigen Kirchen zu arbeiten, und als er nach dem Tode des Giorgione 1511 nach Venedig zurückkehrte, vollendete er mehre, von Letzterem unvollendet gelaſſene, für den Saal des großen Rathes beſtimmte Gemälde. Der Senat beförderte ihn, zur Belohnung ſeiner Arbeiten, zu dem Poſten der Senſeria, wodurch er verpflichtet war, jedesmal den neuerwählten Dogen zu malen. Gleich in ſeinen erſten Werken ſeit ſeiner Rückkehr nach Venedig zeigte ſich, daß er bereits jene Vereinigung des großen Styls in der Zeichnung mit dem Glanze des Kolorits ſich eigen gemacht hatte, welche Tintoretto als höchſte Vollkommenheit in der Malerei pries. Als 1514 Alfons von Eſte, Herzog von Ferrara, zur Ausſchmückung ſeines Palaſtes verſchiedene Maler zu ſich berief, durfte auch Tizian nicht fehlen, welcher bei dieſer Gelegenheit die Bekanntſchaft Arioſto's machte und innige Freundſchaft mit ihm ſchloß. Hier ſtellte er in einem Zimmer des Palaſtes den „Triumph des Amor" und die ſo berühmt gewordenen Bacchanalien dar, welche Carracci für das Meiſterſtück der Malerei erklärte. Der Papſt Leo X. und König Franz I. ſuchten ihn, unter den glänzendſten Anträgen, an ihre Höfe zu ziehen; aber Tizian zog es vor, in Venedig zu bleiben und ſein Vaterland mit den Meiſterwerken ſeines Pinſels zu ſchmücken. Um ihn für das Ablehnen ſo großer Vortheile einigermaßen zu entſchädigen, gab ihm der Senat von Venedig den Auftrag, die Schlacht von Cadore zwiſchen den Venetianern und den Kaiſerlichen zu malen, ein mächtiges Kunſtwerk, das bei dem Brande des Dogenpalaſtes unterging. Im Jahre 1526 ließen ſich der berühmte Satyriker Aretino und der Bildhauer Sanſovino in Venedig nieder, und mit Beiden ſchloß Tizian ein Freundſchaftsbündniß, das nur mit dem Leben dieſer Männer aufhörte. Als drei Jahre ſpäter Kaiſer Karl V. Bologna beſuchte, wurde Tizian dorthin eingeladen, und malte den Kaiſer zu Pferde. Dieſer, nicht nur ein Bewunderer, ſondern auch ein Kenner der Kunſt, zeichnete ihn vor Allen aus, belohnte ihn glänzend und erklärte, ſich nie von einem Anderen malen zu laſſen, als

von ihm. Auch als Kaiſer Karl im Jahre 1532 nach Bologna zurückkehrte, zog er den Künſtler an ſeinen Hof, ertheilte ihm große Aufträge, belohnte ihn mit der Würde eines Ritters und Pfalzgrafen, und ſetzte ihm zugleich einen bedeutenden Jahresgehalt aus. Karl V. ſchätzte ihn ſo ſehr, daß er ihn mehrmals zu ſeiner Rechten reiten ließ und den darüber murrenden Höflingen entgegnete: »Ich habe viele Edelleute in meinem Reiche, aber nur Einen Tizian.« Der Senat von Venedig bezeigte dem Künſtler ſeine Achtung dadurch, daß er ihn von einer neueingeführten Abgabe befreite, von deren Zahlung ſonſt Niemand ausgenommen war. Im Jahre 1545 unternahm Tizian eine Reiſe nach Rom, welche mehr einem Triumphzuge glich, und führte hier binnen zwei Jahren mehre Gemälde für den Papſt Paul III. und den Kardinal Farneſe aus. Auch traf er hier zum erſten Male mit Michel Angelo zuſammen, der zwar mit ſeiner Zeichnung ſich nicht ganz einverſtanden erklärte, aber ſeinem Bilde der Danae die unbegränzteſte Bewunderung zollte. Er kehrte über Florenz nach Venedig zurück, unternahm aber ſchon 1548, und zum anderen Male 1550 eine neue Reiſe, und zwar nach Deutſchland zu Karl V., auf deſſen Wunſch er nach Augsburg kam. Wieder von dieſem Monarchen mit Ehrenbezeigungen und Geſchenken überhäuft, malte er denſelben abermals. Als ihm bei dieſer Gelegenheit einmal der Pinſel entfiel, bückte ſich Karl darnach und gab ihn dem Maler mit den Worten zurück: „Tizian iſt würdig, von einem Kaiſer bedient zu werden.“ Später verlieh er ihm, zu den früheren Auszeichnungen, auch noch den Orden des goldenen Sporns. Kaiſer Karl's Sohn und Nachfolger in Spanien, Philipp II., zeigte ſich in Erwerbung Tizian'ſcher Meiſterwerke eben ſo eifrig, wie ſein Vater, und ſchmückte mit ihnen die Paläſte von Madrid und des Escurial. Auch König Heinrich III. von Frankreich ſtattete, als er 1574 nach Venedig kam, Tizian einen Beſuch ab und wurde von dem ehrwürdigen Greiſe mit fürſtlichem Glanze aufgenommen. Tizian ſtand ſeinem hundertſten Jahre nahe, als eine in Venedig 1577 ausbrechende Peſt ihn hinraffte. Die allgemeine Trübſal, welche jene anſteckende Krankheit bewirkte, verhinderte ein prachtvolles Leichenbegängniß, das ihm unter anderen Umſtänden zu Theil geworden ſeyn würde. Er ruht in der Kirche de' Frari. — Tizian hat ſein großes Talent in den verſchiedenſten Gattungen der Malerei bewährt; wir beſitzen von ihm Darſtellungen aus der heiligen, wie aus der Profan-Geſchichte, Landſchaften und eine große Anzahl von Porträts. Er kannte und

ſchätzte die idealen Formen der Antiken; doch ohne die Abſicht, ſie erreichen zu wollen, zog er es vielmehr vor, dem Wahreren zu huldigen und ſeine Nachahmung auf die Natur zu beſchränken. Hieraus erklärt ſich, daß man in ſeinen männlichen Körpern nicht ſowohl die Schönheit der Formen, als das Edle und Großartige derſelben, bewundert. Daß ihm aber auch die Darſtellung des Anmuthigen nicht gebrach, zeigen ſeine weiblichen Figuren. Mit gleicher Wahrheit, wie die blos äußeren Formen, gelang es ihm, das Innere des Menſchen, wie es ſich bei heftigen Erregungen auf dem Antlitze zeichnet, darzuſtellen. In Beziehung auf die Kompoſition bemerkt man in ſeinen früheren Werken etwas Unfreies, nach einer gewiſſen Symmetrie Geordnetes; ſpäter jedoch iſt ſie voll Bewegung, einfach und harmoniſch, und jede Figur voll Bedeutung. Die Zeichnung iſt im Allgemeinen richtig und verräth anatomiſche Studien; doch ſcheint es, als ob der Künſtler hierin manche Schwierigkeiten mehr zu vermeiden, als zu überwinden geſucht hätte. Findet ſich in den ebenerwähnten Beziehungen hin und wieder an Tizian's Werken Einiges auszuſetzen, ſo iſt man doch in dem Urtheile einſtimmig, daß er in der Schönheit ſeines Kolorits kaum ſeines Gleichen hat. Wie er den ſo außerordentlichen Farbenreiz, der nach dem Verlaufe ſo vieler Jahre noch immer derſelben geblieben iſt, hervorbrachte, iſt bis jetzt ein Geheimniß geblieben. Sein Helldunkel, ſein Vertheilen von Licht und Schatten, erſcheint nicht durch die Kunſt bewirkt, ſondern es gehört der Natur an, wie die Beleuchtung eines Sommertages.

Karl Philipp Fürſt von Wrede.

Geboren 1767. Geſtorben 1838.

Eine Eigenthümlichkeit im Leben dieſes Mannes iſt es, daß er, nicht für den Soldatenſtand erzogen und ohne die unteren Grade desſelben durchlaufen zu haben, ſeine kriegeriſche Laufbahn in höherem Range eröffnete und gleich bei ſeinem Auftreten als gewandter Führer ſelbſtändiger Abtheilungen ſich zeigte. Sein Vater, Ferdinand Joſeph Wrede, war fürſtbiſchöflich ſpeyeriſcher Hofrath, wurde 1790 in den Adelſtand, ſpäter als

kurpfalzbaieriſcher Regierungs- und Geheimrath in den Freiherrnſtand erhoben. Er lebte in Heidelberg, wo ihm ſein zweiter Sohn, Karl Philipp, am 29. April 1767 geboren wurde. Dieſer erhielt eine ſorgfältige Erziehung in ſeiner Geburtsſtadt, ſtudirte daſelbſt und widmete ſich vorzüglich der Forſtwiſſenſchaft. Bald nach vollendeten Studien wurde er zum Hofgerichtsrathe in Mannheim, 1792 zum Aſſeſſor bei dem Oberamte in Heidelberg ernannt. Nach dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Oeſterreich und Frankreich trat er als pfälziſcher Landeskommiſſär unter ein von dem Fürſten Hohenlohe befehligtes öſterreichiſches Korps, und begleitete in den Jahren 1793 bis 1798 als Oberlandeskommiſſär die Armeen unter den Generalen Wurmſer, Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, Clairfayt und Erzherzog Karl. In dieſer Stellung machte er ſich mit dem Kriege und dem Weſen des Soldatenſtandes bekannt, und es entwickelte ſich immer mehr ſeine Neigung für den letzteren. Als er im Jahre 1798 vom Erzherzoge Karl den Auftrag erhielt, ein kurpfälziſch-baieriſches Korps zu bilden, entſagte er der kurz vorher angetretenen Stelle eines Oberforſtmeiſters, und nahm am 14. Oktober mit ſeinen Truppen zuerſt an dem Kavalleriegefechte bei Friedrichsfelde am Neckar Theil. Hierauf wohnte er als Oberſt ſeines Korps mehren Gefechten und Schlachten während der Feldzüge von 1799 und 1800 mit Auszeichnung bei, wurde im letztgenannten Jahre zum Generalmajor ernannt, deckte den Rückzug der Oeſterreicher in dieſem Feldzuge, und focht in der Schlacht von Hohenlinden mit, wo er, nachdem ſein Mitwirken auf dem Schlachtfelde unthunlich wurde, mit großer Geſchicklichkeit und Geiſtesgegenwart eine concentrirte Stellung nahm. Nach dem Abſchluſſe des Friedens widmete er ſich mit Sorgfalt einer beſſeren Geſtaltung des baieriſchen Heeres, wurde 1804 zum Generallieutenant ernannt und übernahm im folgenden Jahre anſtatt des verwundeten Generals Deroy den Oberbefehl über das ganze, im Felde befindliche baieriſche Heer. Für ſeine ruhmvolle Theilnahme an dem Feldzuge 1805 erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion, befehligte darauf nebſt dem Kronprinzen von Baiern im Jahre 1807 das baieriſche Heer in Polen, und trug 1809 an der Spitze der zweiten Diviſion dieſer Armee weſentlich zu den Siegen bei Abensberg und Landshut bei. Er verfolgte alsdann den Feind über die Iſar, rettete in dem Treffen bei Neumarkt das ſchon geſchlagene Heer, eroberte Salzburg, drang in Tirol ein und beſetzte Innsbruck, zog dann in Eilmärſchen über Salzburg und Wien dem Kriegsſchauplatze zu und entſchied durch ſein pünktliches Eintreffen den ſchon ſo zweifelhaften Sieg in der Schlacht

bei Wagram, den er mit einer leichten Wunde bezahlte. Er verfolgte die Gegner bis Znaim, kehrte dann nach Salzburg zurück, drang, nach dem Ausbruche neuer Unruhen in Tyrol, gegen dieſes Land vor und kämpfte wider die muthvoll gegen die Fremdherrſchaft ſich erhebenden Gebirgsbewohner. Nach dem Abſchluſſe des Wiener Friedens ernannte ihn Napoleon zum franzöſiſchen Reichsgrafen und ertheilte ihm im Innviertel die Ortſchaften Mondſee, Engelhardszell, Suben ꝛc. Im Jahre 1812 führte er die baieriſche Kavallerie nach Rußland, wohnte der Schlacht bei Polozk bei, übernahm nach dem Tode des Generals Deroy auch den Oberbefehl über das baieriſche Fußvolk, deckte mit demſelben die wilde Flucht des franzöſiſchen Heeres aus Rußland, und führte am 6. Dezember die Ueberbleibſel ſeiner Truppen über die von Eis bedeckte Wilia bei Dunszew. Hierauf marſchirte er am 12. Auguſt 1813 mit dem neugebildeten baieriſchen Heere an den Inn, ſchloß am 8. Oktober mit den Oeſterreichern den Vertrag von Ried, in deſſen Folge Baiern zu den Verbündeten übertrat, übernahm dann den Oberbefehl über das vereinigte öſterreichiſch-baieriſche Heer, führte dasſelbe in Eilmärſchen vom Inn an den Main, eroberte Würzburg, beſetzte Frankfurt, und lieferte am 30. und 31. Oktober Napoleon die blutige Schlacht von Hanau, in welcher er gefährlich verwundet wurde. Nach ſeiner Wiedergeneſung begab er ſich zu ſeiner Armee nach Frankreich, ſtellte ſich an die Spitze des fünften Armeekorps, wohnte der Schlacht bei Brienne bei und eroberte in derſelben dreiundzwanzig Kanonen. Sodann ſchlug er den Marſchall Marmont bei Rosny, drängte Oudinot bei Donnemarie zurück, deckte vom 18. Februar 1814 den Rückzug der großen Armee von Troyes, entſchied den Sieg bei Bar ſur Aube, wo er noch auf dem Schlachtfelde den St. Georgsorden zweiter Klaſſe erhielt, und trug auch zu dem Gewinne der Schlacht bei Arcis ſur Aube vorzüglich bei. Inzwiſchen hatte ihm der König von Baiern, zur Belohnung ſeiner großen Verdienſte um den glücklichen Gang der Kriegsunternehmungen, nicht nur am 7. März 1814 den Feldmarſchallſtab ertheilt, ſondern er erhob ihn auch am 9. Juni desſelben Jahres zur Fürſtenwürde, und ſchenkte ihm am 24. Mai 1815 das im Nordgau liegende Ellingen, Stadt und Schloß mit neunzehn Dörfern und ſechzehn Weilern, als ein erbliches Fürſtenthum unter baieriſcher Oberhoheit. Von dem Kongreſſe zu Wien, an welchem er hierauf Antheil nahm und wobei er auch als Diplomat ungewöhnliche Talente entwickelte, wurde er durch Napoleon's Rückkehr von Elba wieder in's Feld gerufen, drang an der Spitze des baieriſchen Heeres in Lothrin-

gen vor, ging über die Saar und rückte mit ſeiner Armee bis in das Innere von Frankreich ein, ohne Gelegenheit zu bekommen, an den wichtigſten Ereigniſſen dieſes kurzen Feldzuges perſönlich Antheil zu nehmen. Nach Beendigung desſelben kehrte er nach Baiern zurück, wurde 1817 zum Staatsrathe erhoben, trat als lebenslänglicher Präſident in die erſte Kammer der Ständeverſammlung, und wurde am 1. Oktober 1822 zum Generalinſpektor des Heeres ernannt. Auch König Ludwig wußte ſeinen Werth zu erkennen und beehrte ihn mit ſeinem Vertrauen. Der Fürſt von Wrede widmete ſich jetzt vorzüglich der Verwaltung ſeiner Güter und der Sorge für ſeine Unterthanen; doch zog er ſich nicht völlig von Staatsgeſchäften zurück, und war noch thätig im Lager bei Augsburg, im Herbſte 1838. Bald darauf entwickelte ſich eine Krankheit, welche am 12. Dezember ſeinem Leben ein Ende machte. Seiner eigenen Verordnung gemäß, wurde die Kugel, welche ſeit der Hanauer Schlacht ſich in ſeinem Körper befand, aufgeſucht und wird jetzt von der Familie in einer Urne zu ſtätem Andenken aufbewahrt. Seine irdiſchen Ueberreſte ruhen in der Familiengruft zu Ellingen, wo der Tod ihn ereilt hatte. Baiern verdankt Wrede's ſtets gleicher, oft aufopfernder Einwirkung auf allen Stufen, welche es durchſchreiten mußte, um zu ſeiner jetzigen Geſtaltung zu gelangen, einen großen Theil dieſer ſeiner Achtung gebietenden Stellung als dritte Macht im deutſchen Staatenbunde. Das Andenken an Wrede ehrte König Ludwig unlängſt durch ein in der neuerbauten Feldherrenhalle zu München, nach dem Modell Schwanthaler's ihm errichtetes Standbild, welches, gleichzeitig mit jenem Tilly's, am 8. Oktober 1844 auf feierliche Weiſe enthüllt wurde.

Eugen Beauharnais,

Herzog von Leuchtenberg, Fürſt von Eichſtädt.

Geboren 1781. Geſtorben 1824.

Dieſer edle und tapfere Mann, einer der wenigen, die, an dem Stamme der Napoleoniden zur Höhe emporrankend, ſeinen Fall nicht theilten, kam den 3. September 1781 in Paris zur Welt. Sein Vater war der während der Revolution 1794 ſchuldlos hingerichtete Vicomte Alexander Beauharnais, ſeine Mutter Joſephine Taſcher de la Pagerie, durch ihre ſpätere Verheiratung mit Napoleon Bonaparte berühmt. Im Jahre 1796 zog der junge Eugen, als Adjutant ſeines berühmten Stiefvaters, mit zur Armee nach Italien, wo er in dem Treffen von Montenotte zum erſten Male den Feind ſah. Im folgenden Jahre wurde er zu den Griechen geſendet, um ihnen die Vereinigung der joniſchen Inſeln mit Frankreich in Folge des Vertrages von Compo formio anzukündigen, und wieder ein Jahr ſpäter zog er, als Adjutant Napoleon Bonaparte's, mit nach Aegypten, zeichnete ſich hier bei mehren Gelegenheiten aus, und zeigte bei Saint Jean d'Acre, wo er kaum dem Tode entging, ſeine Menſchlichkeit im ſchönſten Lichte. 1799 kehrte er aus Aegypten zurück, begleitete am 9. November ſeinen Stiefvater nach St. Cloud und wurde zum Rittmeiſter bei den reitenden Jägern der Konſulargarde ernannt, in welcher Eigenſchaft er dem Feldzuge von 1800 in Italien rühmlichſt beiwohnte und auf dem Schlachtfelde von Marengo zum Eskadronschef erhoben wurde. Nach zwei Jahren ward er Oberſt, 1804 Brigadegeneral und Generaloberſt ſämmtlicher Jäger zu Pferde. Im nämlichen Jahre, am Jahrestage der Schlacht von Marengo, wurde er zum Staatserzkanzler gewählt, und erhielt am folgenden Tage das große Band der Ehrenlegion. Am 8. Juni 1805 ernannte Napoleon den Prinzen Eugen zum Vicekönig des Königsreiches Italien, und als ſolcher war er, ſo weit er es vermochte, für das Wohl des ihm anvertrauten Landes raſtlos bemüht. Der Januar 1806 machte ihn zum Adoptivſohne Napoleon's und zum Gemale der Prinzeſſin Auguſte, Tochter des

Königs Maximilian Joſeph von Baiern; ſpäter fügte Napoleon den Titeln ſeines Adoptivſohnes noch den eines Prinzen von Venedig bei. Das Jahr 1809 rief den Vicekönig zu militäriſcher Thätigkeit; er befehligte die Armee von Italien, lieferte anfänglich einige glückliche Gefechte am Tagliamento und bei Palſe, wurde aber am 16. April durch den Erzherzog Johann von Oeſterreich bei Sacile geſchlagen. Am 28. April ging Eugen, nachdem er vorher noch die Schanzen bei Caldiero muthvoll vertheidigt und Verſtärkungen an ſich gezogen hatte, von der Etſch aus wieder offenſiv zu Werke, erzwang am 4. Mai den Uebergang über die Brenta, ſiegte am 8. an der Piave und überſchritt am 11. den Tagliamento. Der Sieg bei Tarvis am 17. Mai machte ihn zum Meiſter der Stellungen auf der Rückſeite der Gebirge Kärntens; dann ſiegte er am 21. Mai bei Laibach, am 25. bei San Michele, kam am 26. auf dem Sömmering an und vereinigte ſich am letzten Tage dieſes für ihn ſo glorreichen Monats bei Schottwien mit der großen Armee. Nicht minder lächelte ihm das Glück am 7. Juni bei Stein am Anger, und am 14. in der Schlacht bei Raab. Des ſchmerzlichen Auftrages, ſeine Mutter auf die Scheidung von dem Kaiſer vorzubereiten, entledigte er ſich mit Würde. Als die Geburt des Königs von Rom ihm die Ausſicht auf den ſpäteren Beſitz Italiens benahm, ernannte ihn Napoleon zum Nachfolger des Fürſten Primas Dalberg, und übertrug ihm bei dem Feldzuge nach Rußland 1812 das Kommando des vierten Armeekorps. Die Tage des Ueberganges über die Düna, die von Oſtrowno und Smolensk, die Schlacht von Moſaisk, waren Tage des Glanzes für Eugen, der ſich bei dem Rückzuge der franzöſiſchen Armee unſterblichen Ruhm durch die Schlacht von Malo Jaroslawetz am 24. Oktober, wo er allein den Andrang des ganzen feindlichen Heeres aufhielt, und durch das Gefecht vom 2. November erwarb. Den Sieg bei Lützen (2. Mai 1813), wo er den linken Flügel der Franzoſen befehligte, entſchied er durch ein kühnes Manöver auf dem rechten Flügel des Feindes. Bald darauf ging er auf Befehl Napoleon's, welcher einen neuen Einfall der Oeſterreicher befürchtete, nach Italien zurück, focht mit abwechſelndem Glücke bei Roſſeck, Villach, Feſtritz, Baſſano, Roveredo u. ſ. w. und würde aus ſeinen Stellungen noch ſchwerer zu verdrängen geweſen ſeyn, hätte nicht Murat's Erklärung gegen Frankreich ihn in eine ſchwierige Lage verſetzt. Nach der Abdankung Napoleon's legte er das Kommando nieder und begab ſich nach München, und von da nach Paris, wo er von dem Kaiſer von Rußland mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Eben ſo erfuhr

er auf dem Wiener Kongreſſe die achtungvollſte Behandlung von allen Monarchen; hier betrieb er mehrfache Unterhandlungen wegen ſeiner großen Beſitzungen in Italien, die er ſpäterhin glücklich beendete. Die Jahre 1816 und 1817 verlebte er ruhig in München; im folgenden Jahre ernannte ihn ſein königlicher Schwiegervater zum Herzoge von Leuchtenberg, mit dem Prädikate königliche Hoheit, belehnte ihn mit dem Fürſtenthume Eichſtädt und verordnete, daß, im Falle des Ausſterbens der baieriſchen Linie, ſeine Nachkommen in Baiern ſuccediren ſollten. Der Herzog hielt ſich ſeitdem abwechſelnd in Eichſtädt und München auf, in welcher Hauptſtadt er am 21. Februar 1824, viel zu früh und von Allen betrauert, ſein Leben beſchloß. — Eugen beſaß ſeltene Vorzüge des Geiſtes, verbunden mit einem ſehr vortheilhaften Aeußeren; glänzende Tapferkeit und liebenswürdige Beſcheidenheit zeichneten ihn aus. Im Jahre 1830 wurde ihm in der St. Michaelskirche zu München ein Denkmal von Thorwaldſen errichtet.

W. Murray Graf v. Mansfield.

Geboren 1704. Geſtorben 1794.

William Murray war das elfte Kind des Viscount Stormont und zu Perth in Schottland den 2. März 1704 geboren. Seine Erziehung erhielt er auf der Schule zu Weſtminſter, wo er bereits Proben ſeiner Beredtſamkeit ablegte; er ſtudirte dann auf dem Chriſtchurch-Kollegium zu Oxford und erlangte im Jahre 1730 den Magiſtergrad. Reiſen nach Frankreich und Italien erweiterten ſeine Anſchauung; ein frühzeitiges Freundſchaftsverhältniß mit Pope bildete ſeinen Geſchmack. Er widmete ſich von nun an ausſchließend der gerichtlichen Praxis als Redner, wurde im Jahre 1742 zum Solicitorgeneral ernannt und nahm, Anfangs als Mitglied für Boroughbridge, ſeinen Sitz in Parlamente. Pitt bezeigte ihm ſeine beſondere Achtung und bediente ſich ſeiner bei mehren wichtigen Anläſſen; ſeine glänzende Beredtſamkeit riß, wo es galt, Alles hin. Im Jahre 1754 ward er Attor-

neygeneral, und zwei Jahre ſpäter Oberrichter der King's Bench und geheimer Rath; gleichzeitig erhielt er die Pairswürde und den Titel eines Barons Mansfield. Die Miniſterialcoalition von 1757, aus welcher Großbritannien ſo erhebliche Vortheile zog, war meiſt ſein Werk. Im J. 1776 wurde er in den Grafenſtand erhoben; Lordkanzler zu werden, war gegen ſeinen Wunſch, und 1788 legte er ſeine Würde nieder. Zwar nahmen ſeine Körperkräfte ſeitdem ab, doch ſein Geiſt blieb ungeſchwächt. Die franzöſiſche Revolution machte den Greis für ſein Vaterland und deſſen Zukunft beſorgt, und von manchen trüben Ahnungen erfüllt, ſtarb er auf ſeinem Landſitze Kenwood bei Hemſtead den 18. März 1794, im einundneunzigſten Jahre ſeines Alters. In der Weſtminſterabtei wurde ihm durch Flaxman's Meiſterhand ein Denkmal errichtet. — Ueber ſeine Lebensumſtände und näheren Verhältniſſe ſind die Nachrichten außerordentlich dürftig. Nach zuverläſſigen Zeugniſſen war ſein Verhalten im Privatleben muſterhaft; die Anmuth ſeines Weſens, die Fülle ſeines Witzes und ſeine bewundernswürdigen geſellſchaftlichen Fähigkeiten ſicherten ihm die Liebe Aller, welche ſich ſeines Umgangs freuten. Sein Talent als Redner wurde durch eine angenehme und anziehende Perſönlichkeit und einen außerordentlichen Wohllaut der Stimme unterſtützt, und er bildete, wie es heißt, jene einem edlen Vortrage ſo günſtigen Eigenſchaften in ſeiner Jugend unter Pope's Anleitung mit großem Eifer aus. Seine Sprache war rein, ſein Styl kraftvoll und klar, ſein Faſſungsvermögen ſchnell und ſein Gedächtniß ſcharf, ſo daß frühere Rechtsfälle ihm immer im rechten Augenblicke mit Deutlichkeit vor das Auge traten und ihn zu verſchiedenen Vergleichungen führten. Von dieſen ſeltenen Gaben aber machte Lord Mansfield ſtets einen edlen Gebrauch; denn immer erklang ſeine Stimme am lauteſten und kräftigſten für Duldung und Religionsfreiheit.

E. Hyde Graf v. Clarendon.

Geboren 1609. Geſtorben 1673.

Edward Hyde entſtammte einer alten, in Cheſhire anſäſſigen Familie und wurde den 18. Februar 1609 (nicht 1608, wie gemeinhin angegeben wird) in Dinton bei Salisbury geboren, erhielt die erſte Bildung durch ſeinen gelehrten Vater, ſtudirte ſeit 1622 in Oxford die Rechte und erwarb hier 1625 den Baccalaureus-Grad. Anfangs hegte er Abneigung gegen die Rechtswiſſenſchaft und verlegte ſich mehr auf Geſchichte und allgemeine Literatur; ſpäter aber kehrte er mit großem Eifer zu jenem Berufe zurück, in welchem er bald eine große Praxis und einen ausgezeichneten Ruf erlangte. In das ſogenannte kurze Parlament 1640 trat er als erwähltes Mitglied des Oberhauſes für Wootton-Baſſet und Shaftesbury, und bald darauf auch in das lange Parlament ein, zeigte ſich hier als ein eifriger Gegner unumſchränkter Gewalt und unterſuchte, als ſolcher in mehre Ausſchüſſe gewählt, die Beſchwerden gegen den König, ward aber, bei ſeiner Mäßigung und als er ſich bei der überhandnehmenden Schwärmerei der Independenten aus Grundſatz zum Vertheidiger des Thrones aufwarf, von den Fanatikern des Hauſes mit offenem Haſſe verfolgt. Als der König in die Hände des Parlaments gerieth und der Bürgerkrieg von allen Seiten losbrach, begleitete Hyde den Prinzen von Wales, nachmaligen König Karl II., in den Weſten Englands, von da nach Scilly und auf die Inſel Jerſey, wo er auch nach des Prinzen Abreiſe nach Frankreich (1646) blieb, und daſelbſt an einer Geſchichte der ausgebrochenen »Rebellion" und anderen Schriften arbeitete. Im Mai 1648 folgte er, auf des Königs Befehl, dem Prinzen von Wales nach Paris, und dieſer ſendete ihn, nach ſeines königlichen Vaters Hinrichtung, nebſt dem Lord Cottington als Geſandten nach Madrid, um den ſpaniſchen Hof zur Unterſtützung gegen das rebelliſche England zu bewegen. Im Jahre 1657 wurde Hyde von dem nunmehrigen Könige Karl II. zu Haag zum Lordkanzler von England ernannt, und trug durch ſeine weiſen Rathſchläge das Meiſte bei, daß derſelbe 1660 den

Thron von England wirklich beſtieg. Der König behandelte ihn mit Achtung und Wohlwollen, erhob ihn zur Pairswürde mit dem Titel eines Barons Hyde von Hindon in der Grafſchaft Wilts, und bald darauf zum Viscount Cornbury und Grafen von Clarendon; auch wurde er um dieſe Zeit zum Kanzler der Univerſität zu Oxford erwählt. Dieſes ſchnelle Steigen erweckte ihm zahlreiche Neider und Feinde, denen ein neuer Stoff für ihren Haß dadurch erwuchs, daß der Herzog von York, nachmals Jakob II., ſich mit Clarendon's Tochter Anna, wiewohl wahrſcheinlich ohne deſſen Wiſſen, vermälte. Zwar ſchien der König, trotz der zahlreichen Verdächtigungen, ihm ſeine Gunſt nicht entziehen zu wollen; aber allmälig gewann die Verläumdung Terrain, und endlich trug hin und wieder Clarendon's Handlungsweiſe ſelbſt dazu bei, ihr den Sieg in die Hände zu ſpielen. Karl II., als heimlicher Katholik dem eifrigen Proteſtanten Clarendon ohnehin nicht völlig geneigt, fühlte ſich zugleich durch manche Zurechtweiſungen, welche der Graf ſich gegen ihn erlaubte, gekränkt, endlich aber zu dem bitterſten Unwillen gegen Clarendon veranlaßt, nachdem Letzterer die Verheiratung der Tochter eines ſchottiſchen Edelmanns, Lady Stuart, mit dem Herzoge von Richmond veranſtaltet hatte, in der Abſicht, hierdurch die Trennung des Königs von ſeiner Gemalin zu verhindern. Zuletzt erwachte auch noch die öffentliche Unzufriedenheit gegen ihn, als Dünkirchen (1662) verkauft wurde, und der Krieg mit Holland (1664—1667), gegen ſeinen Rath unternommen, ein unglückliches Ende nahm. So kam es, daß endlich alle Parteien ihn gleichſehr haßten: die alten Edelleute, weil ſie meinten, daß er ihre gerechten Anſprüche auf die Freigebigkeit des Königs vernachläſſige; die Papiſten und Diſſenters, weil er, zu Gunſten der herrſchenden Kirche, ſich ihren Verlangen nach Zugeſtändniſſen hartnäckig widerſetzte; die vornehmen Lüſtlinge, weil ſeine ehrbaren Bemühungen, den König von ſeinem Leichtſinne zu ernſteren Betrachtungen zu führen, ihre Plane durchkreuzte und ihren Ausſchweifungen ein Ziel ſetzte. Ihren vereinten Anſtrengungen gelang es zuletzt, die Dankbarkeit im Herzen des Königs auszulöſchen und ihn ſeinem treueſten Rathgeber und Freunde zu entfremden. Im Auguſt 1767 wurde dem Lordkanzler das große Siegel abgenommen, und als ſich im Oktober das Parlament verſammelte, votirte man deshalb eine Dankadreſſe an den König; das Unterhaus brachte ſogar eine Klage auf Hochverrath gegen Clarendon vor das Oberhaus, die jedoch in der Hauptſache unerwieſen blieb. Clarendon flüchtete auf den Kontinent, und ſendete von Calais aus eine Vertheidigungsſchrift an das Haus der Lords, die,

auf Beſchluß der beiden Häuſer, durch Henkershand verbrannt wurde. Er ward, kraft einer im Hauſe der Lords durchgegangenen Bill, zu immerwährender Verbannung aus England verurtheilt und noch im Auslande verfolgt, indem er zu Evreux von engliſchen Matroſen überfallen und nur mit Mühe ihnen entriſſen wurde. Im Juli 1668 wendete er ſich nach Montpellier, wo er von dem Gouverneur mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde, hier noch als Greis ſich die franzöſiſche und italieniſche Sprache eigen machte und die Klaſſiker beider Sprachen ſtudirte. Auch vollendete er daſelbſt ſeine Geſchichte der Rebellion, verfaßte eine Antwort auf Hobbe's „Leviathan," eine geſchichtliche Abhandlung über päpſtliche Gerichtsbarkeit und mehre andere Schriften. Mit dieſen Arbeiten brachte er drei Jahre in Ruhe und Zufriedenheit in Montpellier zu, bis er im Jahre 1672 dieſe Stadt verließ, zuerſt nach Moulins, dann nach Rouen ging und hier den 9. Dezember 1673 ſtarb. Seine Ueberreſte wurden nach England gebracht und in der Weſtminſterabtei beigeſetzt. — Clarendon kannte, was auch dagegen geſagt worden iſt, durch ein ſorgſames Studium das vaterländiſche Recht genau, und verband mit patriotiſcher Klugheit, Redlichkeit und unermüdete Thätigkeit. Daß er kein geſchmeidiger Hofmann, dabei ſtolz im Bewußtſeyn redlicher Abſichten war, trug viel zu ſeinem Sturze bei. Sein Styl iſt ziemlich ungelenk, und ſein Vortrag in den erzählenden Theilen ſeiner Geſchichte weitſchweifig und ungenau; aber ſein treuer Eifer und ſeine warme Anhänglichkeit an ſeine politiſchen Freunde haben über ſeine Charakterſchilderungen einen Reichthum von Beredtſamkeit verbreitet, der vielleicht durch Nichts übertroffen worden iſt.

Neidhart Graf von Gneiſenau.

Geboren 1760. Geſtorben 1831.

Das Schickſal wollte durch einen ausgezeichneten Mann die Ungerechtigkeit des Volkswitzes gut machen, welcher die, jetzt preußiſche Stadt Schilda grundlos in den Verruf des deutſchen Abdera gebracht hat; denn aus die-

ſem ſpöttiſch berüchtigten Orte ging (28. Oktober 1760) einer der Vorkämpfer deutſcher Befreiung, Neidhart von Gneiſenau, hervor, deſſen Vater, ein öſterreichiſcher Hauptmann, dort im Winterquartiere ſtand. Nach dem frühzeitigen Tode ſeiner Eltern erhielt er ſeine Erziehung in dem Hauſe ſeines Großvaters, des Artillerieobriſten und Kommandanten Müller in Würzburg, ſtudirte in Erfurt, trat dann 1778 in die Militärdienſte des Markgrafen von Anſpach-Baireuth, und begleitete deſſen Erſatzmannſchaften 1780 nach Amerika, von wo er erſt nach drei Jahren zurückkehrte. Als 1785 Baireuth an Preußen fiel, trat er mit mehren ſeiner Kameraden als Lieutenant in preußiſche Dienſte, und blieb à la suite in Potsdam bis zu Friedrich's II. Tode. Hierauf zur niederſchleſiſchen Füſilierbrigade verſetzt, wurde er 1789 Hauptmann, ſtand in Löwenberg, Bunzlau und Jauer in Garniſon, und wohnte den Feldzügen 1793 und 1794 in Polen, und 1806 dem Gefechte von Saalfeld bei. Hier legte er ſchon in reifen Mannesjahren den erſten Grund zu ſeinem nachmaligen Ruhme. Als die ihm vorgeſetzten Stabsoffiziere in dieſer unglücklichen Schlacht geblieben oder verwundet waren, führte er als Hauptmann den Reſt ſeines Bataillons nach Schleſien zurück, wurde darauf Major und formirte ein Brigadereſervebataillon in Lithauen. Später zur Vertheidigung von Danzig geſendet, wurde er dann Kommandant des hart belagerten Kolberg, bei deſſen Vertheidigung ſich ſein Talent und ſeine Entſchloſſenheit zeigte; ſeiner Umſicht hatten die Preußen die Erhaltung jener wichtigen Feſtung zu danken. Dafür beförderte ihn der König nach dem Tilſiter Frieden, 1807, zum Oberſtlieutenant, und ſpäter zum Oberſten und Mitglied der Kommiſſion zur neuen Bildung des Heeres, dann zum Chef des Ingenieurkorps und Inſpecteur der preußiſchen Feſtungen. Bei ſcheinbarer Verabſchiedung wegen politiſcher Verhältniſſe, bekleidete Gneiſenau von 1809 bis 1813 die Stelle eines Staatsrathes, arbeitete mit General Scharnhorſt nach Kräften zur Vorbereitung eines neuen Krieges gegen Frankreich, unternahm in Aufträgen ſeiner Regierung mehrmalige Reiſen nach Wien, Petersburg, Stockholm und London, und hatte die Freude, als geheimer Abgeſandter, als welcher er wegen eines Bündniſſes Preußens mit England unterhandelte, bedeutende Zuſicherungen zu erhalten. Im Jahre 1813 kehrte er aus England in ſein Vaterland zurück, ward Generalmajor und Generalquartiermeiſter des Blücher'ſchen Korps in Breslau, und ſtieg, nach Scharnhorſt's Tode, zum Chef des Generalſtabes des Feldmarſchalls Blücher. Bei Beginn des Feldzuges 1813 zeichnete er ſich durch den Rückzug von Lützen nach

Schleſien aus, ward Generalgouverneur dieſer Provinz, und wirkte thätig zum Beſten des Landes bei Organiſation der Landwehre. Seiner Mitwirkung beſonders verdankte Blücher den Sieg an der Katzbach und den Uebergang des ſchleſiſchen Korps über die Elbe bei Wartenburg, und bewirkte dafür, nachdem ſich Gneiſenau auch in der Schlacht bei Leipzig von Neuem ausgezeichnet hatte, deſſen Beförderung zum Generallieutenant. Auch bei der Einnahme von Paris trug Gneiſenau das Seinige zum Ruhme der preußiſchen Waffen bei; ſein dankbarer König erhob ihn in den Grafenſtand und ſchenkte ihm eine bedeutende Domaine. Bei dem Wiederausbruche des Krieges, 1815, ward er abermals Chef des Blücher'ſchen Generalſtabes, und brachte es, nach der verlorenen Schlacht bei Ligny, durch raſtloſen Eifer dahin, daß die alte Ordnung des Heeres wiederhergeſtellt wurde und daß dasſelbe in der Schlacht von Waterloo mit dem bekannten Erfolge auftreten konnte. An beiden Tagen befand er ſich, ſo wie ſein Chef, in Lebensgefahr; zwei Pferde wurden unter ihm erſchoſſen. Unermüdet verfolgte er nach der Schlacht von Waterloo den fliehenden Feind bis über Jemappe und Quatrebras, und machte hier reiche Beute. Hierbei war es auch, wo Napoleon's Wagen mit allen Koſtbarkeiten in die Hände der Verfolgenden fiel. Der König ſchenkte dem Grafen Gneiſenau den erbeuteten ſchwarzen Adlerorden Napoleon's, und ernannte ihn zum General der Infanterie. Zum zweiten Male ging Gneiſenau mit dem Heere nach Paris, nahm an dem Friedensſchluſſe Theil und ward kommandirender General der Rheinprovinzen. Aber ſchon im folgenden Jahre fühlte er, daß ſeine durch die vielfachen Anſtrengungen geſchwächte Geſundheit einer nothwendigen Wiederherſtellung bedürfe; er zog ſich vom Dienſte zurück, und lebte, nachdem er die Bäder von Teplitz und Karlsbad gebraucht hatte, ruhig im Schooße ſeiner Familie auf ſeinen Gütern, bis ihn der König 1818 an des Feldmarſchalls Kalkreuth Stelle zum Gouverneur von Berlin, Mitglied des neuen Staatsrathes und Präſidenten der Sektionen des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten berief. Sieben Jahre ſpäter wurde er zum Generalfeldmarſchall erhoben; auch war er Chef des neunten Infanterieregiments. Als im Jahre 1831 die polniſchen Angelegenheiten kräftige Maßregeln und das Eingreifen eines erfahrenen Mannes erforderten, der des Königs ganzes Vertrauen beſaß, wurde ihm der Oberbefehl über die vier öſtlichen Armeekorps der preußiſchen Heeres übertragen. Als ſolcher ward er zu Poſen am 24. Auguſt 1831 ein Opfer der Cholera. Auf Befehl des Königs legte die Armee achttägige Trauer um den Verſtorbenen an. Seine

ſem ſpöttiſch berüchtigten Orte ging (28. Oktober 1760 [illegible] m
kämpfer deutſcher Befreiung, Neidhart von Gneiſe[illegible] en=
Vater, ein öſterreichiſcher Hauptmann, dort im [illegible] einer
Nach dem frühzeitigen Tode ſeiner Eltern erh[illegible] o der
dem Hauſe ſeines Großvaters, des Artillerie[illegible] rufen
Müller in Würzburg, ſtudirte in Erfurt, [illegible]
dienſte des Markgrafen von Anſpach-Bai[illegible]
mannſchaften 1780 nach Amerika, von [illegible]
kehrte. Als 1785 Baireuth an Preu[illegible]
Kameraden als Lieutenant in pre[illegible]
Potsdam bis zu Friedrich's II. [illegible]
lierbrigade verſetzt, wurde er 17[illegible]
lau und Jauer in Garniſon, [illegible]
Polen, und 1806 dem G[illegible]
reifen Mannesjahren der[illegible]

1826.

die ihm vorgeſetzten E[illegible]ar und pflegt, ſo drängte er auch
ben oder verwundet [illegible]ig einen Erkorenen zu ſeiner wahren Be=
lons nach Schleſien [illegible]a beinahe ſchon verloren zu ſeyn ſchien. Lewin
reſervebataillon [illegible]enningſen wurde den 10. Februar 1745 zu Braun=
det, wurde er [illegible]n ſeinem zehnten Jahre ward er Page am kurhannö=
Vertheidigu[illegible], einige Jahre ſpäter Fähnrich bei der hannöveriſchen Fuß=
Umſicht h[illegible] avancirte daſelbſt bis zum Lieutenant. Seltſamerweiſe fühlte er
ken. De[illegible] militäriſchen Laufbahn, auf welcher ihm ſeine Lorbeern der=
Oberſt[illegible] ſollten, nicht die geringſte Neigung; daher kam es, daß er,
zur [illegible] den Tod ſeines Vaters ihm das Familiengut Banteln im Han=
[illegible]ſchen zufiel, ſeinen Abſchied nahm und ſein Gut bewirthſchaftete,
[illegible] mit ſo wenig Beruf und mit ſo üblem Erfolge, daß ſeine Vermö=
gensumſtände in Zerrüttung geriethen. Die Kunſt des Krieges ſollte ihm
wiederbringen, was das Handwerk des Friedens ihm entriſſen; er faßte
den Plan, unter der Fahne Rußlands ſich in den Kampf gegen die Tür=
ken zu ſtürzen, erwarb ſich aber vorher, um ſchneller avanciren zu können,
den Charakter als hannöveriſcher Obriſtlieutenant, und wurde dann im
ruſſiſchen Heere ſogleich als Premiermajor angeſtellt. Zuerſt unter Rum=
janzow gegen die Türken, dann gegen den Inſurgenten Pugatſcheff fech=
tend, lenkte er als Obriſt im zweiten türkiſchen Kriege durch ſeine Bravour
bei dem Sturme auf Oczakow 1788 die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin Ka=
tharina II. auf ſich, die ſich ſeiner zur Ausführung ihrer Plane auf Polen

Thätigkeit, Umſicht und Ergebenheit für das königliche Haus hatten ihm das Vertrauen und die Liebe ſeines Monarchen, ſein edles, wohlwollendes, jugendlich kräftiges und frohes Weſen die allgemeine Verehrung ſeiner Mitbürger erworben. In der Reihe der ausgezeichneten Talente und der ſchönen Charaktere, welche die neue Zeit in ihren Ereigniſſen hervorgerufen hat, ſteht Gneiſenau als einer der vorzüglichſten.

L. A. T. Graf von Benningſen.

Geboren 1745. Geſtorben 1826.

Wie oft der Zufall Talente weckt und pflegt, ſo drängte er auch hier durch mancherlei Verwickelung einen Erkorenen zu ſeiner wahren Beſtimmung hin, die demſelben beinahe ſchon verloren zu ſeyn ſchien. Lewin Auguſt Teophil von Benningſen wurde den 10. Februar 1745 zu Braunſchweig geboren. In ſeinem zehnten Jahre ward er Page am kurhannöveriſchen Hofe, einige Jahre ſpäter Fähnrich bei der hannöveriſchen Fußgarde, und avancirte daſelbſt bis zum Lieutenant. Seltſamerweiſe fühlte er jedoch zu der militäriſchen Laufbahn, auf welcher ihm ſeine Lorbeern dereinſt blühen ſollten, nicht die geringſte Neigung; daher kam es, daß er, als durch den Tod ſeines Vaters ihm das Familiengut Banteln im Hannöveriſchen zufiel, ſeinen Abſchied nahm und ſein Gut bewirthſchaftete, jedoch mit ſo wenig Beruf und mit ſo üblem Erfolge, daß ſeine Vermögensumſtände in Zerrüttung geriethen. Die Kunſt des Krieges ſollte ihm wiederbringen, was das Handwerk des Friedens ihm entriſſen; er faßte den Plan, unter der Fahne Rußlands ſich in den Kampf gegen die Türken zu ſtürzen, erwarb ſich aber vorher, um ſchneller avanciren zu können, den Charakter als hannöveriſcher Obriſtlieutenant, und wurde dann im ruſſiſchen Heere ſogleich als Premiermajor angeſtellt. Zuerſt unter Rumjanzow gegen die Türken, dann gegen den Inſurgenten Pugatſcheff fechtend, lenkte er als Obriſt im zweiten türkiſchen Kriege durch ſeine Bravour bei dem Sturme auf Oczakow 1788 die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin Katharina II. auf ſich, die ſich ſeiner zur Ausführung ihrer Plane auf Polen

ELISABETH PETROWNA
PETER II.
ANNA IWANOWNA
PETER III
M. v COLLIN
M. v COLLIN

bediente. Hier führte er in den Jahren 1793 und 1794 den Befehl über ein bedeutendes fliegendes Korps, und wurde nach dem Siege bei Soli außer der Reihe zum Generalmajor ernannt. Als Befehlshaber der Kavallerie in Lithauen entſchied er durch einen kühnen Angriff den Sieg bei Wilna, ſo wie er durch einen gewagten Ueberfall bei Olita beinahe das ganze polniſche Korps ſprengte; eben ſo hatte er in dem Kriege gegen Perſien im Jahre 1796 den größten Antheil an der Eroberung der Feſtung Derbent. Weit weniger, als der Gunſt Katharina's, hatte er ſich jener ihres Nachfolgers, Paul's I., zu erfreuen, unter deſſen Regierung ſeine Thätigkeit in keinen Anſpruch genommen wurde, obwohl er am kaiſerlichen Hofe lebte und 1798 den Rang eines Generallieutenants erhielt. Er gehörte daher zu den Mißvergnügten und wirkte als einer der Haupttheilnehmer zu der Revolution, welche mit der Ermordung des Kaiſers Paul (23. März 1801) endete. Alexander I. ernannte ihn bald nach ſeiner Thronbeſteigung zum Generalgouverneur von Lithauen, und im folgenden Jahre zum General der Kavallerie. In dem Kriege gegen Frankreich 1805 erhielt er den Befehl über die Nordarmee, kam jedoch zu ſpät, um noch an der Schlacht von Auſterlitz Theil nehmen zu können. Im folgenden Jahre focht er ziemlich glücklich bei Pultusk gegen Napoleon, übernahm dann an Kamenskoi's Stelle den Oberbefehl über die gegen Frankreich aufgeſtellten Heere, und lieferte am 7. und 8. Februar 1807 die Schlacht bei Eylau. Darauf rückte er zur Entſetzung Danzigs herbei, wurde aber bei Guttſtadt durch Ney aufgehalten, konzentrirte dann die ganze preußiſch-ruſſiſche Armee bei Friedland und lieferte daſelbſt am 14. Juni gegen Napoleon die große Schlacht, welche den Feldzug beendete. Schon früher, jedoch vergebens, um ſeine Entlaſſung eingekommen, zog er nach dem Frieden von Tilſit ſich auf ſeine Güter zurück, und trat erſt 1812, als Rußland übergewaltig gegen Napoleon's Unterjochungsplane rang, wieder auf den Schauplatz des Krieges. In der blutigen Schlacht bei Borodino befehligte er die Mitte des ruſſiſchen Treffens; er und der General Doktorow waren es, welche am anderen Tage dem Kaiſer riethen, das Heer unter den Mauern von Moskau aufzuſtellen und eine zweite Schlacht zu liefern. Durch einen raſchen Ueberfall erfocht Benningſen am 18. Oktober bei Woronowa einen glänzenden Sieg über Murat. Streitigkeiten mit Kutuſow, der Benningſen's Abſicht, den Franzoſen den Uebergang über die Bereszina abzuſchneiden, nicht gelten laſſen wollte, bewogen dieſen, abermals vom Kriegsſchauplatze zurückzutreten. Erſt nach Kutu-

ſow's Tode am 28. April 1813 übernahm er den Befehl über das Reſervekorps, welches unter dem Namen des polniſchen Heeres im Juli 1813 nach Sachſen aufbrach, kam Ende Septembers an der böhmiſch-ſächſiſchen Gränze an und bildete den äußerſten linken Flügel des Bundesheeres. Am 8. und 9. Oktober lieferte er die Gefechte bei Breitenau und Dohna, und drängte den Feind nach Dresden. Nach ſeinem erfolgloſen Angriffe auf dieſe Stadt ging er nach Leipzig, und befehligte in der dortigen Völkerſchlacht auf dem rechten Flügel die dritte Hauptkolonne. Siegreich kämpfte er am 18. Oktober bei Zweinaundorf, und wurde an demſelben Abende auf dem Schlachtfelde vom Kaiſer in den Grafenſtand erhoben. Am Ende des Feldzuges übernahm er den Oberbefehl über die große Armee, trat denſelben aber im März 1814 an den Grafen von Wittgenſtein ab, und kehrte, mit dem St. Georgen-Orden erſter Klaſſe geſchmückt, nach Rußland zurück. Nach dem Pariſer Frieden erhielt er den Oberbefehl über die ſüdliche Armee, welche Rußland in Beſſarabien gegen die Türken aufſtellte; aber hier, in Folge eines Falles vom Pferde, körperlich krank und ſpäter gänzlich erblindend, nahm er 1818 ſeine Entlaſſung und ging nach Hannover auf ſein väterliches Gut Banteln zurück, wo er am 3. Oktober 1826 ſein Leben beſchloß. Nicht nur als Feldherr, auch als militäriſcher Schriftſteller, hat er ſich bekannt gemacht, und ſeine „Gedanken über einige Kenntniſſe, die einem Offiziere der leichten Kavallerie nöthig ſind," leben noch in gutem Andenken.

Joſeph Freih. v. Quarin.

Geboren 1733. Geſtorben 1814.

Eine eigenthümliche und anziehende Erſcheinung in der ärztlichen Welt bilden jene Praktiker, beſonders in großen Städten, welche ſich weniger durch ihr literariſches und wiſſenſchaftliches, als durch ihr perſönliches Wirken hervorthun, deren ſcharf ausgeprägte Individualität ſie berühmt und gewiſſermaßen zu public characters in einer gewiſſen Epoche, in einer gewiſſen nationellen Sphäre macht. Eine ſolche Erſcheinung war

Heim in Berlin, Quarin in Wien. Noch leben Beide im friſchen Angedenken bei den Bewohnern der beiden Reſidenzſtädte, noch erzählt man ſich von Beiden hundert kleine Begebenheiten und charakteriſtiſche Züge.

Der Letztere, am 19. November 1733 in Wien geboren, zeigte ſich früh als eine Art Wunderkind. Mit einem enormen Gedächtniſſe und feuriger Lernbegierde ausgeſtattet, erhielt er in ſeinem fünfzehnten Lebensjahre die Würde eines Doktors der Philoſophie und hielt im zwanzigſten ſchon Vorleſungen. Van Swieten nämlich, dem kein Talent und keine Kraft entging, welche die Regierung Maria Thereſia's glänzender zu machen geeignet waren, hatte den ſeltenen Knaben in's Auge gefaßt, ermuntert, ſich der Medicin zu widmen, und ihm ſodann die Lehrkanzel der Anatomie übergeben. Quarin entſprach den Hoffnungen, die ſeine Jugend erregt hatte; aber mit Vorliebe wandte er ſich zur mediciniſchen Praxis und verſchaffte ſich bald im Publikum einen wohlverdienten Ruf. Eine gewiſſe Entſchiedenheit im Urtheilen und Handeln, Feſtigkeit, ja Derbheit und wieder Humanität und Gemüthlichkeit bei Ausübung ſeines Berufes, beides gleich nothwendige Eigenſchaften, die man ſelten verbunden ſieht, — beides die höchſte Entwicklung jener unſchätzbaren Kombination von Fähigkeiten, die man den „ärztlichen Takt" zu nennen pflegt, bezeichneten ſein Wirken. Beſonders rühmte man an Quarin, ſo wie an Heim, die Gründlichkeit im Erkennen der Krankheiten, auf welche er dann ſeine oft ſehr beſtimmten, meiſtens eintreffenden Vorausſagungen gründete. Mit allem Dieſen verband er einen richtigen und praktiſchen Blick auch in die übrigen Verhältniſſe des Lebens, und dieſer war es, der im Jahre 1758 die Kaiſerin bewog, ihm auf den Rath van Swietens, die Stelle eines Regierungsrathes und Referenten über das öffentliche Geſundheitsweſen zu übertragen. Quarin unternahm nun wiederholte Reiſen, durch Deutſchland, Holland, Frankreich und England, von welchen er, bereichert mit der vergleichenden Einſicht in die Sanitätsverhältniſſe und Zuſtände anderer Länder, mit Ergebniſſen und Planen für das ihm anvertraute Land zurückkehrte. Einige Schriften, die er veröffentlichte, vermehrten ſowohl im In- als Auslande ſeinen Ruf. Sie zeigen den treuen Beobachter der Natur am Krankenbette, den klaſſiſch gebildeten Kenner ſeiner Wiſſenſchaft in ihrem damaligen Zuſtande und den denkenden und umſichtigen Mann überhaupt. Lateiniſch verfaßt, wurden ſie ſpäterhin von Anderen überſetzt. Quarin ſchritt mit der Zeit fort und äußerte den Wunſch, ſie nach ſeinen ſpäter gewonnenen Erfahrungen und Anſichten neu zu bearbeiten; ein Wunſch,

deſſen Ausführung er leider nicht mehr erlebte. Die Kaiſerin ernannte den verdienſtvollen Mann zum Leibarzt und der edle Joſeph II. beſtätigte ihn in dieſer Stellung. Quarin's offenes, gerades, ſchlichtes Weſen und ſeine philanthropiſche Denkweiſe waren ganz nach dem Sinne dieſes Menſchenfreundes auf dem Throne, der ihm denn auch ein beſonderes Vertrauen bewies. Er übertrug ihm die Leitung ſeines großen Werkes, durch welches er ſich das ſchönſte Denkmal der Menſchenliebe geſetzt hat: des allgemeinen Krankenhauſes in Wien, und Quarin ward ſo der zweite Gründer dieſer Anſtalt, die einzig in ihrer Art blieb. In eigenen und allgemeinen Geſundheitsangelegenheiten blieb Quarin der ſtets gefragte und immer treue Rathgeber des Regenten und nach deſſen Beiſpiele der ganzen Stadt. Nicht leicht kam in ihren Mauern eine ärztliche Berathung vor, wozu man Quarin nicht gebeten hätte, und nicht leicht verſagte er ſeinen Beiſtand, ſo lange es irgend möglich war. Man war gewiß, von ihm die Wahrheit zu hören, und ſeine Ausſprüche wurden wie Orakel aufgenommen und verbreitet. Als der Kaiſer nach ſeiner Rückkehr aus dem Banate zu kränkeln begann, ließ er Quarin rufen und bat ihn um offene Erklärung über ſeinen Geſundheitszuſtand. Der Leibarzt erklärte ohne Zögern, daß keine Hoffnung und das Ende des Lebens nahe ſei. Joſeph dankte ihm, und Quarin erhielt am folgenden Tage den Freiherrntitel nebſt einem Handſchreiben mit einem Geſchenke von 1000 Souverain d'or begleitet. Die Welt bewunderte gleich ſehr den Hofmann, der den Muth hatte, dieſe letzte Wahrheit zu ſagen, und den Monarchen, der ſie kaiſerlich belohnte.

Nach dem Tode eines ſolchen Freundes ſetzte Quarin ſeine Thätigkeit im Geiſte des Geſtorbenen fort; unterdeſſen weihte er ſich, auch in hohem Alter noch, der leidenden Menſchheit; mehre nützliche Anſtalten beſchenkte er mit bedeutenden Summen aus ſeinem erworbenen Vermögen; Einzelne unterſtützte er durch Rath und That, und als am 19. März 1814 der Tod dieſes ſegenreiche Wirken unterbrach, ſprach ſich der Geiſt der Mildthätigkeit auch in ſeinen letzten, teſtamentariſchen Verfügungen aus. Ganz Wien betrauerte den Verluſt eines verſtändigen, rechtlichen, kenntnißreichen und wohlthätigen Arztes, der als ſolcher eine Zierde, als Menſch aber der gerechte Stolz ſeiner Vaterſtadt war.

Gerhard van Swieten.

Geboren 1700. Geſtorben 1772.

Es war unter der Regierung Maria Thereſia's, als die Heilkunſt in allen ihren wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Zweigen eine Wiedergeburt erlebte, welche wie die Morgenröthe eines neuen Tages auf die Nacht dunkler Jahrhunderte folgte. Die öſterreichiſchen Staaten wurden mit einer Menge tüchtiger Aerzte bevölkert, ein praktiſcher Unterricht am Krankenbette, der bis dahin gefehlt hatte, wurde eingeführt und die ächte hippokratiſche Kunſt, frei von allem Sektengeiſte und aller Syſtemſucht, gelehrt und geübt, — eine Richtung, die der Wiener Schule den Ruf und Glanz verſchaffte, deſſen ſie ſeit jener Zeit genoß und noch genießt. Die Anatomie wurde aus ihren Feſſeln, in welche ſie das Vorurtheil gelegt hatte, befreit, ein botaniſcher Garten gegründet; die Prüfungen der Kandidaten wurden geregelt und dafür geſorgt, daß auch die entfernteren Provinzen und kleineren Städte mit Anſtalten und Perſonen zu ärztlicher Hilfeleiſtung verſehen wurden. Die Wiener Univerſität erſtand mit verjüngtem Glanze, die Bibliothek des Hofes war bereichert und für Jedermann geöffnet; in Lehre und Leben war ein rieſenmäßiger Fortſchritt gethan. Alle dieſe Wohlthaten dankte die Menſchheit einem ernſten, ſtrengen, ordnungsliebenden, beharrlichen Manne, dem Freiherrn van Swieten.

Aus einem alt berühmten Hauſe der Niederlande ſtammend, zu Leyden geboren, hatte van Swieten das Unglück, ſeine geliebten Eltern früh zu verlieren. Untüchtige Vormünder beſorgten ſein Knabenalter, bis er in ſeinem vierzehnten Jahre zu Löwen an Fleiß und Talent hervorragte, von wo ihn aber ein unüberwindlicher Trieb zur Arzneikunde wieder in ſeine Vaterſtadt zurückrief, um ein Schüler des großen Boerhave zu werden. Bald war der Schüler des Meiſters vertrauter Freund; iſt doch wahre Freundſchaft nichts Anderes, als ein gemeinſames Streben! Eine Geſinnung, Eine Ueberzeugung verband Beide; und als nun van Swieten ſelbſt das Lehramt antrat, bekannte er in Schrift und Wort das Credo ſeines Lehrers, oder eigentlicher: das aller wahrhaft großen und praktiſchen Aerzte

ſeit Hippokrates. Van Swieten ſtellte ein Beiſpiel ſeltenen Fleißes dar. Entfernt von der Geſellſchaft, entzog er ſich Nahrung und Schlaf, um ſeinen Studien zu leben; im fünfundzwanzigſten Jahre ſchon zum Doktor erhoben, lernte er noch immer fort, und Boerhave ſelbſt ſah ſich genöthigt, ſolchen Anſtrengungen Einhalt zu thun. Der Erfolg entſprach der Bemühung. Aus allen Ländern, Deutſchland, Frankreich, beſonders England, eilten ihm Schaaren von Hörern zu; ſein Ruhm wuchs täglich und auch der nie fehlende Schatten desſelben — der Neid, ließ nicht vergebens auf ſich warten. In die Maske der Religion gehüllt, machte er dem berühmten Lehrer ein Verbrechen daraus, den Verſtand in Dingen walten zu laſſen, — die nichts mit der Religion zu ſchaffen hatten. Die Leidenſchaft ſiegte über das Verdienſt, und van Swieten mußte die hohe Schule verlaſſen, deren Sonne er war. In beſcheidene Stille zurückgezogen, ſelbſt die Mittel edel verſchmähend, durch die er ſich an ſeinen Feinden rächen konnte, begann er ſeinen berühmten Commentar zu ſchreiben, — eine Arbeit, die ihn durch ſein ferneres Leben begleitete und deren Schluß er noch wenige Tage vor ſeinem Tode dem Drucke übergab. Maria Thereſiens Blick, der überall hinforſchte, von wo aus Früchte für ihr Volk hervorgehen konnten, ſpürte das Verdienſt in ſeiner verborgenen Zufluchtsſtätte aus — und van Swieten erhielt unerwartet einen Ruf, an den kaiſerlichen Hof nach Wien zu kommen. Lange zögerte er, ſein ruhiges Aſyl zu verlaſſen; nicht das Verlangen zu glänzen — der Begriff der Pflicht zu wirken, überwand endlich ſeine Neigung. Es galt, das Leben der Schweſter der Monarchin zu erhalten, und eine Großeswollende Regentin in ihren Planen zur Verbeſſerung in ſeinem Kreiſe zu unterſtützen. Bald ſah man den zurückgeſetzten Gelehrten am größten Hofe Europa's, mit dem Vertrauen der Kaiſerin beehrt, jene große und ſegenreiche Wirkſamkeit ausüben, welche der Eingang dieſer Zeilen ſchilderte. Er betrat ſelbſt wieder den Lehrſtuhl und ſetzte noch in ſpäten Jahren den unermüdlichen Eifer fort, der die Kräfte des Jünglings überſpannt hatte und die des Greiſes zuletzt erſchöpfte. Eine tödtliche Krankheit drohte und trat ein. Maria Thereſia beſuchte ihren Rathgeber öfters in den letzten acht Tagen ſeines Lebens und betrauerte ſeinen Verluſt.

Van Swieten war von Naturell heftig und ernſt; die bittere Schule, durch die er gegangen war, machte ihn nur unbiegſamer und düſterer. Wahrheit galt ihm über Alles. Beſcheiden gegen Andere, ſtreng gegen ſich ſelbſt, forderte er viel und urtheilte ſcharf, mitunter vielleicht einſeitig, aber im-

mer nach innerer Ueberzeugung mit unerſchütterlicher Konſequenz. Ordnungsliebe und Thätigkeitstrieb ſchienen ihm angeboren. So erſcheint in den Zeugniſſen ſeiner Zeitgenoſſen und ſeines Wirkens der Wiederherſteller der echten Heilkunſt in Deutſchland.

Eliſabeth Petrowna,

Kaiſerin von Rußland.

Geboren 1709. Geſtorben 1762.

Eliſabeth war die Tochter Peter's des Großen und Katharina's I. Sie zeigte Anfangs wenig Sinn zum Herrſchen, wohl aber für zärtliche Abenteuer und ließ daher, in verliebten Träumereien befangen, es ruhig geſchehen, daß die Kaiſerin Anna Iwanowna, ohne Rückſicht auf ihre Rechte, den Enkel ihrer eigenen Schweſter Katharina, Iwan, ein Kind von zwei Monaten, zum Nachfolger einſetzte, eben ſo, daß deſſen Mutter Anna, Gemalin des Herzogs Anton von Braunſchweig, nach Verbannung des Reichsverweſers Biron, ſich ſelbſt zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes ausrufen ließ. Als man aber Eliſabeth's übrigen Leidenſchaften Gewalt anthun, ſie nöthigen wollte, ſich mit dem unliebenswürdigen Anton Ulrich von Braunſchweig-Bevern, dem Bruder des Gemals der Regentin, zu vermälen, wurde in ihr der Wunſch nach Selbſtſtändigkeit und Willkür rege, und ſo kam es, daß ſich um die ſonſt ſchwache und unentſchloſſene Eliſabeth eine Partei ſammelte, deren Ziel eine Umwälzung der beſtehenden Staatsverfaſſung war. Die Seele dieſer Verſchwörung waren der Wundarzt Leſtocq, ein nach Einfluß und Anſehen begieriger Mann, und der franzöſiſche Geſandte, Marquis de Lachetardie, welchem daran lag, in Rußland innere Gährungen anzufachen und es dadurch zu hindern, in dem eben ausbrechenden öſterreichiſchen Erbfolgekriege ſich auf Maria Thereſia's Seite zu ſtellen. Er war es, der Eliſabeth mit Geld unterſtützte, und auf ſeine Veranlaſſung trat ſie ſogar mit Schweden in Briefwechſel und ermunterte dieſe Macht zum Kriege gegen

ihr Vaterland. Die meiſten Mitverſchworenen waren Soldaten des Garderegiments Preobratſchinsky. Leſtocq und Eliſabeth ſelbſt benahmen ſich dabei ſo unvorſichtig, indem gemeine Soldaten zwanglos in der Letzteren Palaſte ein- und ausgingen, daß beinahe das ganze Komplot an das Licht gekommen wäre, zumal die Regentin von den Geſandten mehrer Höfe ausdrücklich gewarnt wurde. Aber der Hof hielt Eliſabeth für ſo unſchädlich, daß es dieſer nur einige Thränen koſtete, um das Mißtrauen der Regentin völlig zu beſchwichtigen. Der Anſchlag gedieh zur Reife, und der 6. Dezember 1741 wurde zur Ausführung beſtimmt. In der Mitternachtsſtunde begab ſich Eliſabeth in Begleitung Leſtocq's in die Kaſernen der Grenadiere des Preobratſchinsky'ſchen Regiments, erklärte ihnen ihre Abſicht, den Thron ihres Vaters, Peter's I., zu beſteigen, ſtellte ſich an die Spitze ihrer Anhänger, zog nach dem Palaſte und ließ die Regentin nebſt ihrem Gemale und dem unmündigen Iwan, desgleichen alle Prinzen und Prinzeſſinnen, den Marſchall Münnich, den Grafen Oſtermann und noch Andere ergreifen. Mit Tagesanbruch verſammelte ſie den Senat, die erſten Beamten der Krone und die Truppen um ſich, welche ihr als Kaiſerin huldigten. Sie erklärte in einem Manifeſte, daß Anna von Braunſchweig nebſt Gemal und Sohn nach Deutſchland zurückgeſchickt werden ſollten. Aus Beſorgniß und Mißtrauen wurden dieſelben jedoch in Riga auf's Neue verhaftet, Iwan's Eltern zuletzt auf die Inſel Cholmagory in der Dwina am weißen Meere verbannt, wo Beide ihr Leben beſchloſſen, der junge Iwan aber in einem Kerker zu Schlüſſelburg als Idiot erzogen und unter Katharina's II. Regierung 1764 bei einem zum Scheine veranſtalteten Befreiungsverſuche von dem ihn bewachenden Lieutenant getödtet. Münnich, Oſtermann, Golowkin und die Uebrigen wurden ſchuldig befunden; zwar ſchenkte Eliſabeth, aus Abneigung gegen Todesurtheile, Allen das Leben, verbannte aber die Angeklagten nach verſchiedenen Gegenden Sibiriens. Dieſen Strafen folgten Belohnungen für Jene, welche ſich um die neue Regierung verdient gemacht hatten. Lachetardie wurde glänzend beſchenkt; Beſtuchef ward Vicekanzler; die Grenadiere des Regiments Preobratſchinsky wurden in den Adelſtand erhoben und erhielten Lieutenantsrang. Leſtocq ward erſter Hofarzt, Präſident des mediciniſchen Kollegiums ꝛc., ſpäter aber wegen übermäßiger Anforderungen nach Archangel verwieſen. Auf dieſelbe Art, wie Eliſabeth den Thron gewonnen, konnte ſie jedoch denſelben wieder verlieren; daher war ſie weislich bemüht, ſich eine Stütze an dem jungen Prinzen Karl Peter Ulrich, Sohn ihrer ver-

ſtorbenen älteren Schweſter Anna, vermält geweſenen Herzogin von Holſtein-Gottorp, zu verſchaffen, den ſie (1742) nach Petersburg berief und unter dem Namen Peter zu ihrem Nachfolger erklärte. Auf dieſe Weiſe hoffte ſie die innere Ruhe ihres Reiches geſichert zu haben. Inzwiſchen dauerte der Krieg mit Schweden fort, deſſen offenbare Feindin Eliſabeth jetzt ward, indem ſie die Zurückgabe von Wiburg und Finnland verweigerte; der Feldmarſchall Lascy erzwang nach mehren entſcheidenden Vortheilen über die Schweden den Frieden zu Abo (1743). Mit der Kaiſerin Maria Thereſia, die anfänglich mit Preußen eine Stellung gegen Eliſabeth anzunehmen drohte, ſöhnte ſie ſich aus, und nur gegen den König Friedrich II. faßte ſie ſeitdem einen perſönlichen Groll. Um Nachkommen zu ſehen, vermälte ſie (1745) ihren Neffen Peter an die Tochter des Herzogs Chriſtian Auguſt von Anhalt-Zerbſt, Sophia Auguſta (nachmalige Katharina II.). Dadurch, daß ſie, trotz Frankreichs Gegenbemühungen, Theil an dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege nahm, in welchem ſie zu Gunſten der großen Maria Thereſia eine Armee von nahe an vierzigtauſend Mann vorrücken ließ, beſchleunigte ſie, noch ehe die Ruſſen zum Schlagen kamen, den Abſchluß des Aachener Friedens (1748). Treu ihrer Abneigung gegen Friedrich II., verband ſich Eliſabeth zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges (1756), mit Oeſterreich und Frankreich, und ließ ihre Armeen unter dem Marſchall Aprarin in die preußiſchen Staaten einrücken. Ihre Truppen drangen bis Berlin vor und eroberten Kolberg; aber das Ende des Kampfes erlebte ſie nicht mehr. Sie ſtarb am 5. Januar 1762. — Eliſabeth gründete die Univerſität zu Moskau und errichtete ein Seekadetenkorps, ſo wie die Akademie der ſchönen Künſte zu Petersburg; auch ließ ſie an dem bereits unter Peter I. begonnenen Geſetzbuche arbeiten, doch ohne es zu vollenden. Zwiſchen Härte und Weichheit fand Eliſabeth ſelten das rechte Maß. Das Unglück des Krieges erpreßte ihr Thränen und doch ſtand ſie nicht an, aus gereizter Empfindlichkeit Kriege zu beginnen; ſie unterzeichnete nie ein Todesurtheil, verhing aber über Tauſende die grauſamſten Leibesſtrafen und das Elend der Verbannung. Ihre Schwäche ließ ſie zu wiederholten Malen der Günſtlingsherrſchaft verfallen, und ihre eben nicht ſtrengen Sitten wirkten nicht günſtig auf die Moralität des Hofes. Mit dem Feldmarſchall Razumowsky, den ſie aus dem Bedientenſtande zu den höchſten Würden erhob und zuletzt heimlich heiratete, erzeugte ſie eine Tochter und zwei Söhne. Eliſabeth war ſchön, auch von Natur ſanft und gütig, dabei jedoch eiferſüchtig nicht nur auf andere Schönheiten neben ihr, ſondern

auch auf Moden, die Niemand früher tragen durfte, als bis sie dieselben abgelegt hatte, und den Putz liebte sie so sehr, daß sich nach ihrem Tode in ihrer Garderobe dreißigtausend Kleider vorfanden.

Peter II. Alexeiwitsch,

Kaiser von Rußland.

Geboren 1715. Gestorben 1730.

Der Name dieses, beinahe noch im Knabenalter verstorbenen Fürsten füllt nur eine, durch Partei-Intriguen bezeichnete Episode der russischen Geschichte aus und sollte hier, lediglich der Vollständigkeit wegen, nicht fehlen, da seine Persönlichkeit an sich ohne alle historische Bedeutung ist. Peter war der Sohn des unglücklichen Alexej, des russischen Don Carlos, und Enkel Peter's des Großen. Nach dem Testamente der Kaiserin Katharina I. bestieg er im Mai 1727 im dreizehnten Jahre seines Alters den Thron, bevormundet von den Prinzessinnen Anna und Elisabeth, dem Herzoge von Holstein, dem Fürsten Alexander Menczikow, Herzog von Ingermanland und Oberfeldherrn, und fünf Senatoren des Reiches. Dem ehrgeizigen Menczikow gelang es, die Zügel der Regierung ausschließend in seine Hände zu bringen; er vertrieb die Prinzessin Anna aus Petersburg, ließ den jungen Kaiser durch seine Kreaturen genau bewachen, verlobte ihn mit seiner Schwester und wollte seinen Sohn mit des Kaisers Schwester Natalie vermälen. Diese hochmüthigen Anmaßungen Menczikow's und der Mißbrauch seiner Gewalt erweckten ihm eine Gegenpartei, an deren Spitze die mächtigen Dolgorucky standen und die nicht eher ruhte, als bis sie Menczikow gestürzt und ihn nach Sibirien hatte verbannen lassen. Die Großmutter des Kaisers, Eudoxia, so wie alle unter der vorigen Regierung Verbannte, wurden nun an den Hof zurückberufen. Indessen war jetzt auch wieder alle Gewalt in Dolgorucky's Hände übergegangen, und er verlobte den jungen Kaiser mit seiner Tochter; doch ward die Vermälung durch Peter's Tod, der den 9. Februar 1730 an den Pocken starb, vereitelt. Mit Peter II. erlosch der Romanow'sche Mannsstamm.

Peter III. Feodorowitſch,

Kaiſer von Rußland.

Geboren 1728. Geſtorben 1762.

Auch an den Namen dieſes unglücklichen Fürſten knüpft ſich, wie bei Peter II., obſchon in höherer Bedeutung, weniger ein Bild bewußter Thaten, als ein tragiſches Verhängniß, das weder herbeibeſchworen noch abgewehrt, ſondern ſtumm und verblutend geduldet wurde. Peter, zu Kiel geboren, war der Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp und Anna's, der älteſten Tochter Peter's I., und hieß eigentlich Karl Ulrich, wurde aber, da mit Peter II. der Romanow'ſche Mannsſtamm ausgeſtorben war, von der Kaiſerin Eliſabeth nach Petersburg berufen, zum Großfürſten von Rußland ernannt (1742) und zum Thronfolger erklärt. Zu gleicher Zeit rief ihn der Reichsſenat zu Stockholm auf den Thron Schwedens, den er aber ablehnte und ſeinen Oheim Adolf Friedrich dazu empfahl. Im November 1749 wurde er in den Staatsrath aufgenommen, jedoch ſein Einfluß auf die Staatsverwaltung möglichſt beſchränkt und dadurch in ihm jene Oppoſition gegen den Geiſt der früheren Regierung angeregt, die ſich ſpäter in übereilten Umgeſtaltungen Luft machte. Seine Erziehung, welche in Rußland hatte vollendet werden ſollen, war abſichtlich vernachläſſigt worden, daher kam es auch, daß er ſeine Leidenſchaften nicht zu beherrſchen wußte. Doch war der Grund ſeines Weſens edel, ſein Charakter offen; er haßte alles Falſche und Niedrige, erkannte das Veraltete und Unpaſſende und hegte eine glühende Begeiſterung für Großes und Herrliches, die nur in ihren Aeußerungen zu wenig nach Rückſichten fragte und daher auf anderer Seite häufig verletzte. Seine Ehe mit der Prinzeſſin Sophia Auguſta — ſeitdem Katharina genannt — von Anhalt-Zerbſt war eine durchaus unglückliche, da beide Gatten durch die Verſchiedenheit ihrer Sinnesart fortwährend getrieben wurden, gegen einander zu fehlen, ohne den Willen zu beſitzen, einander zu vergeben. Der Tod Eli-

sabeth's (1762) rief ihn auf den Thron und er eröffnete seine Regierung mit manchen kühnen Neuerungen, die großentheils von seinem edlen Willen, von seiner Einsicht zeugten und für Rußland goldene Tage heraufzuführen versprachen, im Allgemeinen aber zu hastig angegriffen wurden und Gewohnheit, Nationalsitte oder Vorurtheil zu schonungslos überraschten. Er ererbte einen glücklich begonnenen Krieg gegen Friedrich II., mit welchem er aber, ein warmer Bewunderer und langjähriger Freund desselben, nicht nur sogleich Frieden schloß und ihm in demselben das eroberte Preußen zurückgab, sondern auch seine eigenen Truppen mit den Preußen gegen das mit Rußland verbundene Oesterreich schickte. Er rief unter anderen, durch Elisabeth nach Sibirien Verbannten, Lestocq, Biron und Münnich zurück, erlaubte dem russischen Adel wieder in das Ausland zu reisen, in fremden Heeren zu dienen und hob die, vielen Großen so gefährlich gewordene geheime Polizei, so wie die furchtbare Aechtung eines Jeden auf, der, nüchtern oder trunken, gegen die griechische Kirche, den Monarchen oder den Staat Etwas gesprochen. Die Verwaltung der bischöflichen und Klostergüter übergab er lauter Kriegsbefehlshabern, unter der Aufsicht eines Oekonomiekollegiums; dem Adel ertheilte er beträchtliche Freiheiten, veranlaßte viele Verbesserungen in der Finanzverwaltung und der Rechtspflege, und machte neue Verfügungen zum Vortheile des russischen Handels. Aber so löblich und ruhmwürdig viele seiner neuen Einrichtungen waren, so schienen doch manche nicht den Umständen anpassend, zum Theil nicht ausführbar, und gaben seinen Feinden Anlaß zum Tadel, so wie den Großen seines Reiches zum Mißvergnügen und zu heimlichen Gährungen. Peter war in der evangelischen Religion erzogen und hatte, als Bedingung seiner Erwählung zum russischen Thronerben, die griechische angenommen. Innerlich seiner früheren Konfession anhängend, fing er nun an, die Heiligenbilder und andere Gewohnheiten des griechischen Kultus aus den Kirchen zu verbannen. Der Erzbischof von Nowgorod widersetzte sich seinen Neuerungen. Peter nahm ihm seine Würde; allein die Unzufriedenheit des Volkes wurde so laut, daß er sich genöthigt sah, nach acht Tagen den Prälaten wieder einzusetzen. Durch diese Unternehmungen machte er sich die Popen und Archimandriten zu unversöhnlichen Feinden. Ein gleiches Mißvergnügen, wie bei den Geistlichen, entstand und herrschte bei den Truppen, besonders bei dem Militäre in Petersburg. Der Kaiser löste die unter Elisabeth bestandene Nobelgarde auf und errichtete an deren Stelle die holsteinische Garde, welcher er seinen Oheim, den Prinzen Georg Ludwig

von Holstein, zum Befehlshaber gab, den er zum Generalissimus mit einem Gehalte von acht und vierzigtausend Rubeln ernannte. Dies und Peter's Vorliebe für preußisches Heerwesen empörte den Stolz der Russen und aller Truppen, zumal die Letzteren ohnehin über die harte Behandlung grollten, welche sie von den holsteinischen Offizieren erdulden mußten, als diese ihnen, nach erhaltener preußischer Montirung, auch das preußische Exercitium beibringen mußten. Die Abneigung Peter's gegen seine Gemalin Katharina und die gereizte Stimmung, welche zwischen Beiden herrschte, war inzwischen immer größer geworden. Peter hatte seine Liebe der jungen Gräfin Elisabeth von Woronzow, einer Nichte seines Großkanzlers, zugewendet, und veranlaßte seine Gemalin, jener Auserkorenen seines Herzens selbst den Katharinenorden zu überreichen. Katharina, welche alle Schritte ihres Gemals mit Aufmerksamkeit beobachten ließ, knüpfte unterdessen mit ihren Anhängern eine Verbindung gegen ihn an, die bald zu einer schrecklichen Katastrophe führte. Die näheren Umstände und der Fortgang jener Verschwörung, an welche Peter, obgleich dringend gewarnt, nicht glauben wollte und bei deren Ausbruche ihn seine Entschlossenheit gänzlich verließ, sind bereits in der Biographie der Kaiserin Katharina II. (s. den ersten Band unseres Werkes, Seite 206 u. f.) ausführlicher geschildert worden und dort nachzulesen. Peter wollte mit Dänemark wegen der Ansprüche Holsteins an Schleswig einen Kampf beginnen, ließ deshalb eine Abtheilung seiner Armee nach Pommern gehen und wollte ihr dorthin folgen. Schon hatte seine Garde die Hauptstadt verlassen, da führten (9. Juli 1762) die Verschworenen jenen entscheidenden Schlag aus, welcher den Kaiser vom Throne stürzte und dessen zürnende Gemalin, Katharina, auf denselben erhob. Peter, der sich während jener kurzen Revolution auf seinem Lustschlosse Oranienbaum befand, hätte durch schnellen und kühnen Widerstand vielleicht Alles ungeschehen machen, jedenfalls sein Leben und seine Freiheit retten können; der alte General Münnich ermahnte ihn zur muthigen Gegenwehr und seine holsteinischen Truppen waren bereit, Blut und Leben für ihn zu opfern. Aber Peter's Stunde hatte geschlagen; der Donner dieses schrecklichen Ereignisses hatte ihn betäubt und seine Besinnung gelähmt. Zu Peterhof stellte er, nachdem er sich den Verfügungen seiner Gemalin unterworfen, in einer geheimen Unterredung mit dem Grafen Panin, einem Haupte der Verschwörung, eine Akte aus, wodurch er mit einem feierlichen Eide der Regierung entsagte und sich derselben unwürdig erklärte. Ob der Schrecken und der Kummer über seinen

Petersburg vermehrten den Glanz des dortigen Hofes. Bedeutende, noch von ihrem Großvater entworfene Bauten des öffentlichen Nutzens wurden vollendet, ſo unter Leitung des Generals Grafen Münnich der Ladogakanal. Zunächſt richtete ſich das Streben der ruſſiſchen Politik auf die Demüthigung der Türkei und die Unterjochung Polens. Nach Auguſt II. Tode miſchte ſich Rußland in die polniſchen Händel über die Königswahl; ein ruſſiſches Heer unter Münnich hob Auguſt III. auf den polniſchen Thron. In den hierauf folgenden Türkenkriegen erſtürmten Münnich und Lascy Aſow und Otſchakow, vernichteten die Türkenmacht, verheerten die Krimm, beſetzten die Moldau, ſchlugen die Türken bei Stawutſchany und eroberten Chotim. Aber Oeſterreichs Waffen ſetzten dem ruſſiſchen Andrange ein Ziel. Im Belgrader Frieden mußte Rußland alle Eroberungen zurückgeben bis auf das einzige Aſow. Während dieſer Kämpfe geſtaltete ſich in der Verwaltung des Reiches Vieles um; der Senat wurde in Departements geſpalten, das adeliche Kadetenkorps zur Zähmung des ſtörrigen Adels geſtiftet, die Garde fort und fort vermehrt und das äußere Gerüſte einer unbeſchränkten Macht immer feſter gebaut. Aber auch für die Kultur geſchah Vieles. Mit der Akademie der Wiſſenſchaften wurde ein Gymnaſium und Schulen für Malerei und Bildhauerkunſt verbunden, im Inneren viele Lehrſtätten angelegt. Eine Bergbauſchule förderte eines der wichtigſten Gewerbe, das reiche Garoblagodat'ſche Bergwerk wurde aufgefunden und Entdeckungsexpeditionen trugen den ruſſiſchen Namen ruhmvoll über die Meere. Die kuriliſchen Inſeln wurden erforſcht und beſchrieben. Unter Anna entſtand auch die italieniſche Oper in St. Petersburg. Im Jahre 1739 unterwarfen ſich der ruſſiſchen Herrſchaft die mittlere und die kleine Horde der Kirgiſen; außerdem wurde die Südgränze des Reiches durch Befeſtigungen geſchützt. Anna Iwanowna, welche in den letzten Jahren an Steinbeſchwerden litt, ſtarb am 17. Oktober 1740, im ſieben und vierzigſten Jahre ihres Alters. Viele behaupten, daß Gewiſſensbiſſe über die Hinrichtung und Verweiſung ſo vieler, durch Anna's Günſtlinge geopferten Unglücklichen ihr Ende beſchleunigt habe. Vor ihrem Tode ernannte ſie zu ihrem Nachfolger den Enkel ihrer älteſten Schweſter Katharina aus dem Hauſe Braunſchweig unter Biron's Vormundſchaft. Dieſer Biron, ein gemeiner Abenteurer, der ſich ſogar zum Herzog von Kurland einſetzte, beherrſchte die Selbſtherrſcherin faſt dreißig Jahre lang ſo vollſtändig, daß ſie ihm gegenüber durchaus willenlos erſchien, und verübte in ihrem Namen die unerhörteſten Gräuel; man zählt zwanzigtauſend Opfer auf, welche ſeiner

LXXIV

MANSART

BRAMANTE

GOTTSCHED

ADELUNG

PENN

BURKE

Herrſchgier und Rachſucht fielen, ehe ihn ſelbſt die Vergeltung ereilte. Anna war nach ihrer erſten Ehe zwar nicht wieder verheiratet, aber noch dreimal verlobt, und zwar im Jahre 1717 mit dem Herzoge Johann Adolf von Sachſen-Weißenfels, 1718 mit dem Markgrafen von Brandenburg-Schwedt Friedrich Wilhelm und 1723 mit dem Markgrafen Karl von Brandenburg. Sie war eine Frau von hohem Wuchſe, ehrfurchtgebietender Haltung, feurigen Blickes, aber verzehrenden Leidenſchaften hingegeben und daher ſchwach und ein Werkzeug ihrer Günſtlinge; in ihrem Privatleben liebte ſie die Einfachheit, an ihrem Hofe aber eine blendende Pracht.

Matthäus von Collin.

Geboren 1779. Geſtorben 1824.

Die Bildung dieſes unterrichteten Schriftſtellers war das Reſultat der Erziehung in einer ſehr gebildeten Familie, beſonders aber der unmittelbaren Einwirkung ſeines talentvollen Bruders Heinrich. In Wien am 3. März 1779 geboren, reifte er ſo ſchnell und lobenswerth wie dieſer heran und theilte deſſen Beſtrebungen und Anſichten; nur daß Heinrich ſich mehr der produktiven Dichtkunſt, Matthäus ſich mehr der Kritik und Geſchichte zuwandte. Im Jahre 1804 erlangte er den juridiſchen Doktorgrad an der Wiener Univerſität. Aber das eifrige Studium der Rechtswiſſenſchaften hinderte ihn nicht, ſeinem Streben nach Univerſalität Genüge zu thun. Er bewarb ſich deshalb um die Profeſſur der Aeſthetik in Krakau, an welcher Univerſität er dann auch im Jahre 1808 die Geſchichte der Philoſophie vortrug. Dieſe letztere ſagte ſeinem vielſeitigen Geiſte am meiſten zu und er kehrte nach dieſer Vorbereitung in ſeine Vaterſtadt zurück, um an der hieſigen Hochſchule gleichfalls denſelben Gegenſtand zu lehren. Seine Vorträge waren inſtruktiv, gefällig und anregend; ſie bewegten ſich eklektiſch um die verſchiedenſten Anſichten herum, ohne gerade immer in ihre Tiefe einzudringen, und hielten zuletzt an dem Gegebenen und an Allem feſt, was durch Staat und Kirche poſitiv iſt. In dieſem Sinne gründete und leitete auch Matthäus von Collin, vom Jahre 1818 an, das angeſehene Inſtitut der

Wiener Jahrbücher für Literatur, nachdem er ſchon vier Jahre früher den Verſuch mit der Redaktion einer Wiener Literaturzeitung gemacht hatte. Dabei wetteiferte er auch in der Emſigkeit, mit welcher er ſeine ämtliche Stellung als Hofkonzipiſt im Finanz-Departement ausfüllte, mit ſeinem Bruder.

Solche mannigfache Verdienſte, verbunden mit einem ruhigen, ſittlichen, konſequenten, aber dabei ſanften und verſöhnenden Charakter, veranlaßten Kaiſer Franz I., ihm die Erziehung des Herzogs von Reichſtadt zu übertragen. Dieſer Aufgabe, deren Wichtigkeit er tief empfand, lebte M. von Collin bis an ſein Ende mit Treue und Umſicht; ſo daß er in gleichem Grade die Zufriedenheit des Regenten, als die Liebe des Zögling erwarb. Sein Tod erfolgte am 23. November 1824. Sein Freund, der berühmte Orientaliſt Hammer-Purgſtall, beſorgte und veröffentlichte ſeinen poetiſchen Nachlaß, der, mit ſeinen übrigen, kritiſchen, hiſtoriſchen, äſthetiſchen und philologiſchen Schriften, immer ein ſchönes Denkmal einer Oeſterreich ehrenden, bewegten Bildungs-Epoche bleibt, von welcher dieſe Schriften gleichſam einen Auszug und einen Abdruck darſtellen.

Heinrich von Collin.

Geboren 1772. Geſtorben 1811.

Joſeph II., dem die Kultur des rein Menſchlichen in Oeſterreich ſo viel verdankt, hatte nicht überſehen, daß zu ihrer Beförderung das Theater ein wichtiges und höchſt wirkſames Inſtitut ſei. Das Theater bildet — wie Condorcet ſagte — ein Band zwiſchen den Menſchen, welche denken, und jenen, welche nicht denken; und, wenn es gleich ein Mißverſtehen der Poeſie wäre, die Bühne als eine moraliſche oder patriotiſche Anſtalt zu betrachten, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie den Menſchen und durch ihn Alles, was von ihm ausgeht, bilden hilft und daß hier Manches ſeine Erledigung findet, was der Kirche, der Rechtspflege und Polizei entgeht, weil es in Sphären wirkt, wo dieſe nicht immer hinlangen. In dieſem Sinne hatte der edelwollende Monarch das Hoftheater in Wien auf jene Stufe der

Ausbildung gebracht, auf der es ſich ſo ruhmvoll erhielt. In dieſem Sinne ſchloſſen ſich edle Kräfte dieſen Zwecken an; in dieſem Sinne wirkte Schröder, — in dieſem Sinne dichtete Heinrich von Collin.

Die Familie, aus der er ſtammte, zeichnete ſich durch viele Mitglieder für Wiſſenſchaft und Kunſt aus. Sein Vater und ſeines Vaters Bruder thaten ſich als Aerzte wiſſenſchaftlich und praktiſch hervor, ſein Bruder und ſeine Schweſter erfreuten ſich mit ihm des dichteriſchen Strebens und machten ſich durch Arbeiten dieſer Art bekannt. Eine ſolche Erſcheinung ſetzt angemeſſene Erziehung und gemeinſame höhere Bildung voraus. So verhielt es ſich auch, und man kann die Geſchwiſter Collin als gebildete Individuen betrachten, die ſich, durch Geſchmack und Umſtände geleitet, der Dichtkunſt zuwendeten und von welchen Heinrich Joſeph von der Natur noch am meiſten für ſie begabt war. In Wien am 26. Dezember 1772 geboren, zeichnete er ſich in den Studienjahren, ſo wie vorzüglich als Beamter aus und die Muſe beſuchte ihn nur in den Stunden, die das thätige Leben ihm zum Geſchenke ließ. Schnell avancirte er in ſeiner Anſtellung bei der damaligen Finanzhofſtelle von Rang zu Rang und im Jahre 1809 war er Hofrath. Auf dieſem Poſten arbeitete er mit angeſtrengteſtem Eifer; ſo daß ihm dieſe raſtloſe Thätigkeit, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe und ſein unbeſcholtener Charakter die unbedingte Achtung und das Vertrauen des damaligen Finanzminiſters Grafen O'Donell in hohem Grade erwarben. Aber wenn gleich die poetiſchen Muſeſtunden dieſen ernſten und ſtrengen Bemühungen erheiternde Pauſen verſchafften, ſo vertrug doch Collin's zarter organiſirtes Naturell die Aufgabe nicht, die er ſich geſetzt hatte. Beſonders untergrub das häufige Arbeiten während der Nacht ſeine ſchwankende Geſundheit; ein Nervenfieber ergriff ihn im Jahre 1811, und auf der Höhe des Lebens, da er noch nicht vierzig Jahre erreicht hatte, entriß es ihn, am 28. Juli, ſeiner ſchönen Laufbahn und ſeinen trauernden Freunden. Unter der Leitung eines derſelben, des kunſtſinnigen Grafen Moriz Dietrichſtein, wurde dem Dichter in der Karlskirche zu Wien ein einfaches Denkmal geſetzt, wozu ſo reichliche Beiträge aus allen Theilen des Kaiſerſtaates einliefen, daß aus den Zinſen der Ueberſchuſſes noch eine Stiftung für Rechtsbefliſſene gebildet werden konnte. Auch bei ſeinem Leben ſchon fand Collin die lauteſte Anerkennung und zahlreiche Verehrer. Der Grund dafür iſt, wie bei jeder auffallenden Wirkung auf Zeitgenoſſen, mehr in der Uebereinſtimmung der Richtung mit der eben allgemein herrſchenden, als in dem alleinigen Werthe der Werke ſelbſt zu ſuchen. Große Bewegun-

gen in Leben und Geſchichte hatten eben damals die Augen der ganzen gebildeten Welt auf ſich gezogen; ſie hatten gelehrt, wie wichtig und entſcheidend vor allen Dingen der Charakter des Menſchen ſei; ſie hatten die in Vielen entſchlummerten Gefühle für Recht, Tugend und Vaterland wieder in's Leben gerufen. Solche Geſinnungen nun, ſolche Gefühle beleben Collin's Dichtungen; aus der Geſchichte Roms und Griechenlands wählte er am liebſten ſeine Stoffe; würdige und männliche, ja heroiſche Worte in wohlklingenden Verſen ſtrömten aus dem Munde ſeiner Helden, durch deren Darſtellung der treffliche Korn der Liebling des Wiener Publikums wurde. Fleißiges Studium der Alten hatte Collin zu einer edeln Einfachheit, das Vorbild Schiller's zu manchem glücklichen dramatiſchen Wurfe geführt; aber ihm fehlte der eigentliche Kern poetiſcher Productivität, kraft welcher der Dichter ſich lebendig in die Mitte ſeines Werkes verſetzt und es von da aus auch wieder abſchließt zu einem lebendigen Weſen. Er ging mit Fleiß und Strenge bei ſeinen Arbeiten zu Werke; ſeine früheren vernichtete er, oft trug er Jahre lang Plan und Ausführung mit ſich herum, — aber der belebende Funke läßt ſich nicht erringen. So verhält ſich Collin zur Dichtkunſt mehr als ein höchſt ausgebildeter, talentvoller Dilettant; was ihn aber hoch ſtellt, iſt: daß er ſich auch ſelbſt dafür hielt, und durch Bildung, Studium und Ernſt das erwarb, was Jene, die ſich für Genies halten, ohne es zu ſein, ewig vergebens anſtreben.

J. H. Manſart.

Geboren 1645. Geſtorben 1708.

Jules Hardouin Manſart war der Sohn eines Kabinetsmalers des Königs und zu Paris geboren. Sein Oheim, der berühmte Architekt Franz Manſart, nach welchem die gebrochenen Dächer den Namen Manſarden führen, bildete ihn gleichfalls zum Architekten, und Ludwig XIV. verſchaffte ihm Gelegenheit, ſeinen Namen an große Unternehmungen zu knüpfen. Er war in dieſer Hinſicht der Bauminiſter des Königs und oberſter Leiter aller Bauunternehmungen desſelben. Eines ſeiner erſten Werke war das Schloß

von Clagny, welches der König von 1676 bis 1680 für die Frau von Monteſpan bauen ließ. Dieſem folgten zwei der größten Monumente, welche im ſiebzehnten Jahrhunderte Frankreich ſchmückten: das Schloß in Verſailles und die Kirche und Kuppel der Invaliden zu Paris. Manſart iſt der Urheber jener großartigen Plane. Die Gallerie in Verſailles iſt eines der größten Werke dieſer Art, wenn auch darin mehr Reichthum als Geſchmack vorherrſcht. Einen höheren Begriff von Manſart's Kunſt gibt die Kapelle des Schloſſes, in ihrer reichen Architektur von korinthiſcher Ordnung, und noch größere Beachtung verdient die Kirche und Kuppel der Invaliden, ein Monument, das durch ſeine Größe und ſeinen Reichthum mächtig hervortritt. Das Jahr 1699 bezeichnete Manſart mit der Anlage des Platzes Ludwig's des Großen, jetzt Platz Vendôme genannt, und im nämlichen Jahre leiſtete er der Kunſt im Allgemeinen einen weſentlichen Dienſt, indem er den König bewog, die Salons herzuſtellen und der Akademie die Jahrgelder wieder zu erhöhen. Werke Manſart's ſind auch die Schlöſſer von Marly und von Groß-Trianon, von Vanvres, von Dampierre und Luneville, ferner der von Frau von Maintenon gegründete Mädchenſtiftpalaſt St. Cyr, welchen er 1685 in unglaublicher Schnelligkeit erbaute, die Pfarrkirche Notre-Dame in Verſailles und die koſtſpielige, aber ungefällige Façade des Stadthauſes zu Lyon. Wenigen Architekten war es vergönnt, ſolchen Unternehmungen vorzuſtehen, wie Manſart, und er hat die Bedingniſſe eines prachtliebenden Königs genau erfüllt. Nur iſt zu beklagen, daß man in jener Zeit mit allem Aufwande kein wahres Kunſtwerk ſchuf, da der reine architektoniſche Geſchmack unter einer Laſt von Zierden und Auswüchſen begraben lag. Manſart erwarb ſich Reichthümer und Würden; der König ernannte ihn zum Ritter des Ordens vom heiligen Michael, gab ihm den Titel eines Grafen von Sagonne, eines Barons von Jouy, eines Herrn von Neuilly, Angy ſur Bois u. ſ. w. Auch war er Generaldirektor aller königlichen Bauten, und ſaß in der königlichen Akademie als Protektor. Die Gegenwart, welche die Kunſtbeſtrebungen früherer Epochen mit geläuterterem Sinne zu beurtheilen verſteht, ſtimmt freilich nicht durchgängig in die übermäßigen Lobeserhebungen ein, mit welchen Manſart zu ſeiner Zeit überſtrömt wurde; doch muß ſie ſeinen Geiſt und ſeine großen Leiſtungen anerkennen. Damals hielt man es für ein außerordentlich günſtiges Geſchick, daß Ludwig XIV. in Manſart einen Mann gefunden, der geeignet war, deſſen großartige Ideen zu verwirklichen. Man rühmte ſeine lebhafte und glänzende Einbildungskraft, die ſich eben ſo gut in's Einfache,

wie in's Galante, in's Erhabene, wie in's Prächtige zu finden wußte. Für das Majeſtätiſche zeugt ſeine Invalidenkirche und beſonders die Kuppel derſelben, welche an Pracht jene von St. Peter und der heil. Sophia übertrifft. In der Profilirung geſteht man ihm die höchſte Vollkommenheit zu, und daß er mit eben ſo viel Geiſt, wie ſein berühmter Oheim, noch mehr Eleganz vereinigt habe. Sein Genie ſprechen ihm auch ſeine Nachfolger nicht ab, wohl aber das Prädikat als Baumeiſter. Dann heißt es, daß ihm Niemand die Ehre ſtreitig machen könne, ſeinen Gebäuden zuerſt den angemeſſenen Charakter verliehen zu haben. Sein Enthuſiasmus ließ ihn bisweilen die Schranken der Wiſſenſchaft überſchreiten; doch wird beſchönigend eingewendet, ſeine Freiheiten ſeien immer durch ſo verführeriſche Grazien vergütet geweſen, daß nur ein geübtes Auge ſolche zu unterſcheiden vermöge, ja ſelbſt ſeine Fehler werden glücklich genannt, und ſo ſuchte man bei Manſart das Bittere des Tadels immer zu verſüßen. Zwar rügt einer ſeiner Tadler an Verſailles die traurige Lage, den kleinlichen Geſchmack an den äußeren Verzierungen, das Monotone der Façade von der Gartenſeite, die verſteckte Stiege, das Unzuſammenhängende der Gemächer ꝛc., den übertriebenen Schmuck an allen ſeinen Gebäuden, läßt dagegen der Anwendung ſeiner Säulenordnungen, ſeinen ſinnreichen Kompoſitionen und beſonders der Geſtaltung ſeiner Kuppeln alles Recht widerfahren. Manſart ſtarb zu Marly eines plötzlichen Todes; ſein Leichnam wurde aber nach Paris gebracht, wo man in der St. Paulskirche das von Coyzevox gefertigte Mauſoleum des Künſtlers aufſtellte.

Bramante.

Geboren 1444. Geſtorben 1514.

Ueber der Jugend- und Bildungsgeſchichte dieſes gefeierten italieniſchen Baumeiſters ſchwebt ein bis jetzt nicht aufgehelltes Dunkel. Selbſt über den Ort ſeiner Geburt, für welchen man bald Urbino, bald Caſtel Durante bei Urbino hielt, ſind die Meinungen getheilt; doch ſcheint feſtzuſtehen, daß ſeine Eltern aus Caſtel Durante (jetzt Urbania) ſtammten, er ſelbſt aber in Monte Asdroaldo im Herzogthume Urbino geboren wurde. Urſprünglich

hieß er Donato Lazzari; doch iſt er unter ſeinem Künſtlernamen Bramante bekannter. Er wendete ſich zuerſt der Malerei zu, in welcher, wie es heißt, Fra Bartolomeo Corradini ſein Meiſter und Vorbild war. Doch ſind nur wenige ſeiner Gemälde auf uns gekommen, da ſein Ruhm als Bildhauer ſehr bald jenen des Malers verdunkelte. Nachdem er bereits in der Romagna Paläſte und Tempel aufgeführt hatte, kam er um 1476 als vollkommener Meiſter nach Mailand, wo er dem Hofe für reichlichen Gehalt diente und zugleich von Privatleuten nicht nur als Baumeiſter, ſondern bisweilen auch als Maler gebraucht wurde. Nach dem Sturze des Herzogs Lodovico Sforza (1499) verließ er Mailand wieder und ging nach Rom, um daſelbſt einen neuen Schauplatz des Ruhmes zu ſuchen. Der Erſte, welcher ſich ſeiner annahm, war der Kardinal Olivier Caraffa, indem derſelbe ihm den Auftrag ertheilte, das Chor des Kloſters der »Fradri della Pace« nach ſeiner eigenen Zeichnung aufzubauen. Dieſe Probe ſeiner Geſchicklichkeit empfahl ihn dem Papſte Alexander VI., welcher durch ihn das päpſtliche Wappen über der Hauptthüre der Laterankirche al fresco malen ließ, da dieſe im Jubeljahre 1500 eröffnet wurde. Nach Vollendung dieſer Arbeit nahm ihn der Papſt als Unterbaumeiſter in ſeine Dienſte. Aber noch günſtigere Gelegenheit, ſich zu zeigen, fand Bramante unter dem neuen Papſte, Julius II., welcher gleich nach ſeinem Regierungsantritte beſchloß, die päpſtlichen Gärten im Belvedere durch zwei prächtige Gänge näher mit ſeinem Palaſte zu verbinden und die Ausführung dem Bramante übertrug. Der Entwurf des Letzteren war großartig; aber der Papſt war ſo ungeduldig, ſeinen Lieblingsplan vollendet zu ſehen, daß er Tag und Nacht und mit einer Uebereilung arbeiten ließ, welche ſpäterhin die Veränderungen nothwendig machte, die wir jetzt erblicken. Papſt Julius II. konnte in ſeinem Feuereifer nicht ruhen, und bald bewegte ihn eine neue Idee. Schon Nikolaus V. faßte den Plan zum Bau einer neuen Peterskirche; aber erſt Julius II. führte ihn aus. Dieſer wollte eine neue Kirche haben, in welcher ſein großes, prachtvolles Grabmal, das Michel Angelo fertigen ſollte, aufgeſtellt werden könnte, da in keiner der römiſchen Kirchen ein hiezu ſchicklicher Platz zu finden war. Die Ausführung wurde dem berühmten Baukünſtler Bramante übertragen; allein ſein Modell blieb unvollendet und ſein Plan zum Ganzen des Gebäudes iſt nur durch unvollkommene Abbildungen auf Münzen erhalten worden; ſie zeigen die Kirche in Form eines griechiſchen Kreuzes, in deſſen Mitte ſich eine große Kuppel zwiſchen zwei Glockenthürmen erhebt, und an der Vorderſeite eine von ſechs Säulen getragene Vorhalle.

Den 18. April 1506 wurde von dem Papſte ſelbſt der erſte Stein des neuen Gebäudes zu dem Pfeiler der Kuppel gelegt, an welchem jetzt die Säule der heil. Veronika ſteht. Durch den Eifer und die Schnelligkeit, womit ſodann der Bau betrieben wurde, brachte Bramante, vor ſeinem im Jahre 1514 zu Rom erfolgten Tode, nicht nur die vier ungeheuren Pfeiler zu Stande, auf welchen ſich die Bogen erheben, ſondern er machte auch den Anfang zu den Tribunen des Mittelſchiffes und des ſüdlichen Querſchiffes, ſo wie überdies zu einem mit doriſchen Säulen geſchmückten Bezirke für den Papſt und deſſen Hofſtaat bei der Feier des päpſtlichen Hochamtes, ein Werk, das ſpäter von Peruzzi beendiget, dann aber wieder zerſtört wurde. Noch bei ſeinen Lebzeiten wurde G. da San Gallo zum Baumeiſter der St. Peterskirche ernannt. Bramante's Werke gehören indeſſen zu den ſchönſten Denkmälern der neueren Baukunſt in Italien. Sie zeigen zwar nicht den großartigen Charakter, wie einige Paläſte in Florenz, aber einen überaus anmuthigen und zierlichen Styl. Als die vorzüglichſten in Rom ſind der Palaſt Giraud, jetzt Torlonia, auf der Piazza Scoſſacavalli, die Cancellaria und die Loggien im Cortile di S. Damaſo des Vaticans anzuführen. Eines der bedeutendſten Werke der neueren Baukunſt wäre ohne Zweifel der große Hof im vaticaniſchen Palaſte nach der Idee des Bramante geworden, wenn der Entwurf dieſes Künſtlers durch deſſen Tod nicht eine gänzliche Veränderung erlitten hätte. Bramante hat auch Handſchriften hinterlaſſen, die aber erſt 1756 in einer Privatbibliothek vorgefunden wurden. Man erſieht daraus zugleich, daß der Künſtler alle ſchöneren Gebäude, die ihm zu Geſicht gekommen, abzeichnete. Auch die Theile des menſchlichen Körpers zeichnete er. Bekannt iſt, daß Bramante mit Rafael in genauen Verhältniſſen ſtand, eben ſo, daß er auf dieſen großen Künſtlergenius bedeutenden Einfluß äußerte. Rafael hatte für dieſen ſeinen Verwandten hohe Verehrung, ſo wie denn Bramante überhaupt ein Mann von edlem Charakter war.

Joh. Chriſtoph Gottſched.

Geboren 1700. Geſtorben 1766.

Nicht leicht haben ſo viele, zum Theil bedeutſame Stimmen ſich vereinigt, einen Namen zu verunglimpfen, wie jenen Gottſched's, gegen welchen noch bei ſeinen Lebzeiten eine wilde literariſche Jugend losbrach, um die eine Zeitlang von ihm angemaßte Geſchmacksdiktatur zu rächen, dem ſie Alles nahm, was er an Verdienſten beſaß, und Alles zuſchob, was durch und ohne ſein Verſchulden in der damals ziemlich pedantiſch organiſirten poetiſchen Verfaſſung Deutſchlands ſich überlebt hatte. Gottſched kam den 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg in Preußen zur Welt, erhielt von ſeinem Vater, dem Prediger des Ortes, die erſte Bildung und wurde 1714 nach Königsberg geſchickt, um Theologie zu ſtudiren. Weit größeren Fleiß jedoch, als dieſer ſeinem Sinne nicht zuſagenden Fachwiſſenſchaft, widmete er der Sprachkunde, der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften. Nachdem er 1723 Magiſter geworden war und ſich auch ſchon durch einige philoſophiſche Abhandlungen und mancherlei Gedichte als Schriftſteller verſucht hatte, flüchtete er im folgenden Jahre, weil er wegen ſeines großen und athletiſchen Körperwuchſes in Königsberg Gefahr lief, unter die Soldaten genommen zu werden, nach Leipzig, wo er die Erziehung der Kinder des bekannten Polyhiſtors Menke übernahm und nebenbei als Privatdocent äſthetiſche Vorleſungen hielt, welche, obgleich ſie gegen den damals noch viel geltenden Lohenſtein'ſchen ſchwülſtigen Geſchmack gerichtet waren, ihrer Neuheit wegen ſich eines nicht geringen Beifalles erfreuten. Auch verdienen ſeine Bemühungen in ſo weit Anerkennung, als er an die Stelle des herrſchend gewordenen Schwulſtes die Einfachheit der Alten zu ſetzen ſich beſtrebte; wie wenig er aber ſelbſt den Geiſt der Alten begriff, ging ſchon daraus hervor, daß er als die beſten Nachfolger derſelben und als Muſter antiker Auffaſſung die Franzoſen anpries! Immer höher ſtieg ſein Anſehen; 1727 zum Senior der „poetiſchen Geſellſchaft" ernannt, bildete er dieſelbe nach einem Jahre in eine »deutſche Geſellſchaft" um, und

ſtiftete ſpäter eine neue, die „Geſellſchaft der freien Künſte" genannt. Um ſich von ſeinen ununterbrochenen Arbeiten zu erholen, unternahm er 1729 eine Reiſe über Wittenberg, Berlin und Stargard nach Königsberg und Danzig, wo er die Bekanntſchaft der geiſtvollen und hochgebildeten Luiſe Viktoria Kulmus machte, welche er 1735 heiratete und die, von ihm ſeine „geſchickte Freundin" genannt, ihn thätig bei ſeinen gelehrten und poetiſchen Arbeiten unterſtützte, durch fleißige Ueberſetzungen franzöſiſcher Dichtungen der äſthetiſchen Gallomanie ihres Gatten eifrig Vorſchub leiſtete, für ihn ſogar das polemiſche Schwert ſchwang, und zugleich in Häuslichkeit und ehelicher Tugend allen Frauen als Muſter vorleuchtete. Nach ſeiner Rückkehr von jener Reiſe ward er 1730 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Poeſie, und 1734 ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik. Wenn Hochmuth und übermäßiges Selbſtbehagen ſeinen Geiſt einnahmen, ſo haben die Deutſchen redlich dazu geholfen; denn ſeine kritiſche Stimme galt eine Zeitlang als unfehlbares Orakel; ſeine Poeſien, obgleich ſteif, leblos und ungenießbar, behaupteten ein klaſſiſches Anſehen, und ſpäter hatten Lob und Schmeichelei ſeinen Glauben an ſich ſelbſt bereits ſo feſt gewurzelt, daß die von allen Seiten gegen ihn losbrechenden Angriffe ihn um ſo weniger erſchüttern konnten, als ſie größtentheils das Gepräge leidenſchaftlicher Bitterkeit und perſönlicher Gehäſſigkeit trugen. Unermüdet, ſeinen Einfluß auszubreiten, und begierig, ſeinen Geſchmacksdoktrinen durch die praktiſche Anwendung auf der Bühne die Feuerprobe zu ertheilen, drängte er ſich, als 1727 die berühmte Karoline Neuber die Leipziger Bühne übernahm, ſogleich an dieſe ausgezeichnete Frau, bewog ſie, dem Theater mehr Regelmäßigkeit zu geben, und ſchlug ihr, in Ermangelung urſprünglich deutſcher Stücke, Ueberſetzungen franzöſiſcher vor, in deren Anfertigung er und ſeine Frau mit beiſpielloſer Fruchtbarkeit vorangingen. Die bühnengerechte Anordnung der Neuberin verſchaffte dieſen Ueberſetzungen eine glänzende Aufnahme; Gottſched's „ſterbender Cato" wurde 1731 mit außerordentlichem Erfolge aufgeführt und zehnmal aufgelegt. Die groteske Figur des Harlekin war der pedantiſchen Gravität Gottſched's längſt ein Dorn im Auge, und auf ſeine Veranlaſſung mußte 1737 die Neuberin auf ihrer Bühne ein Auto da Fe über den Harlekin halten und denſelben in einem, von ihr und Gottſched gemeinſam verfaßten Nachſpiele: „der Sieg der Vernunft," feierlich begraben. Indeß währte die Freundſchaft zwiſchen Beiden nicht lange, denn dem ſelbſtändigen Sinne der Neuberin wurde Gottſched's angemaßte Vormundſchaft allmälig drückend, und ſie traf Anſtalten, ſich

derſelben zu entziehen. Gottſched ſtrafte dies durch Kälte und leiſen Tadel in ſeinen Urtheilen und brachte dadurch die leidenſchaftliche Schauſpielerin gegen ſich auf, die gar bald zum offenen Angriffe ſchritt und dadurch auch für Andere die Loſung gab, über den Geſchmacksdeſpoten herzufallen. Gottſched hatte, um einen verſteckten Vorwurf gegen die Neuberin anzubringen, auf eine genauere Beobachtung des Coſtumes in antiken Stücken gedrungen, und die Neuberin nahm davon Anlaß, einen Akt ſeines „Cato“ in antiker, aber in's Komiſche übertriebener Tracht zu ſpielen, was natürlich Spott und Gelächter zur Folge hatte und den ſtolzen Profeſſor arg verletzte. Er ſuchte den geſpielten Streich durch ſchärfere Ausfälle zu vergelten, trieb aber dadurch die eben ſo reizbare, als kühne Frau nur zu ſchnöderer Rache. Zuletzt wagte die Neuberin ſogar, Gottſched in einem ſatyriſch-allegoriſchen Vorſpiele: „der allerkoſtbarſte Schatz,“ in der Perſon des Tadlers, angethan mit dem Sternenkleide der Nacht, mit Fledermausflügeln, mit einer Sonne von Flittergold auf dem Haupte und einer Blendlaterne in der Hand, auf die Bühne zu bringen (18. September 1741), was Gottſched, bei Hofe nicht beliebt, vergebens zu hintertreiben ſuchte. Das damalige junge literariſche Deutſchland, längſt des Joches der Gottſched'ſchen Diktatur überdrüſſig, erhob ſich nun vereint, um den Götzen zu ſtürzen, der vor Kurzem noch ſo viel gegolten; an unwürdigen, ja pöbelhaften Ausfällen, beſonders von Seiten der Schweizer, war kein Mangel, und Gottſched hatte in ſeiner behaglichen Selbſtanbetung leider weder den Takt, um falſche Angriffe mit Anſtand abzuwehren, noch die Ruhe erlangt, um ſie mit ſtillſchweigender Verachtung zu ertragen. Seine ſchwerfälligen Streiche, die er führte, trafen die Gegner nicht und vermehrten nur das allgemeine Gelächter. Sein Feind, Roſt, war grauſam genug, das Neuberiſche „Vorſpiel“ zu einem ſatyriſchen Epos zu bearbeiten, und als ſpäter Gottſched an der immer mehr aufkommenden Oper, welche ſeine geſpreizten franzöſiſchen Trauerſpiele zu verdrängen drohte, neues Aergerniß nahm und gegen die Weiſſe'ſche Operette: „der Teufel iſt los,“ durch ſeine geſchickte Freundin eine Spottſchrift: „der kleine Prophet von Böhmiſchbroda“ (1752) verfaſſen ließ, mußte er von der Bühne herab durch die Directrice Koch abermals beißende Anſpielungen auf ſich hören, und der unverſöhnliche Roſt ſchrieb unter dem Titel: »der Teufel an den Herrn Profeſſor,“ eine ziemlich pasquillantiſche Epiſtel gegen Gottſched. Seitdem wurde demſelben der weitere unmittelbare Antheil an dem Schauſpielweſen verleidet, und nur die Literaturgeſchichte des Theaters beſchäftigte ihn noch. Wie wenig er es auch glauben wollte, ſo war doch ſein

Einfluß dahin, und Niemand hörte mehr auf seine Stimme, welche zu erheben er nicht müde wurde, obschon es ihm an äußeren Ehren nicht fehlte; denn er ward im Laufe der Jahre Decemvir der Universität, der philosophischen Fakultät und des großen Fürstenkollegiums Senior, wie auch mehrer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Zu manchen Verdrießlichkeiten gesellte sich 1762 auch noch der Schmerz über den Verlust seiner edlen und liebenswürdigen Gattin, welcher Gottsched, gealtert in seiner Kraft und überlebt in seinem Rufe, den 12. December 1766 in das Grab nachfolgte.

Gern lassen wir seine „Gedichte," seine „Reden" unerwähnt; sie sind frostig und unerquicklich, wie die meisten seiner Ansichten; aber sein ehrenvoller Fleiß versöhnt für Manches, was seine Eitelkeit, sein unwahrer Geschmack und sein falscher Drang, zu schaffen und zu bilden, gesündiget hat. Seine „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache" und sein „nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" sind überaus nützliche, dem Geschichtschreiber der deutschen Literatur unentbehrliche Compilationen und bezeichnen, wenn man ihm auch seine eingestreuten eigenen Urtheile gern erlassen möchte, sein redliches und rühmliches Bestreben, die Reinheit der deutschen Sprache, welche zu einem abscheulichen Gemisch aller Sprachen geworden war, herzustellen. Der lebendige Born der Dichtung floß nicht in ihm; keine höhere Intuition wollte zu seinem feisten Wesen niedersteigen; aber er hat die sprachlichen Wälder Deutschlands ehrlich vorgelichtet, wenn auch zuletzt die Art ihn selbst traf. Sein durch große Selbstverehrung beeinträchtigter, übrigens guter Wille war verurtheilt, sich immer in den zu wählenden Gesichtspunkten zu vergreifen, und ihn dadurch in ein falsches Verhältniß zu seiner Zeit, mehr noch zu der nächsten Zukunft, zu stellen, die ihm seitdem, meist ohne ihn näher zu kennen, auf Tradition hin absprechend den Stab gebrochen hat.

Joh. Christoph Adelung.

Geboren 1732. Gestorben 1806.

Zu Spantekow unweit Anclam in Pommern trat (8. August 1732) Deutschlands großer Sprachlehrer, Adelung, an's Licht. Sein Vater, welcher dort Prediger war, ließ ihm seine erste Schulbildung auf dem Gymnasium zu Anclam, dann zu Klosterbergen bei Magdeburg geben. Zum Jünglinge herangereift, studirte er in Halle Theologie, wurde 1759 zum Professor am evangelischen Gymnasium zu Erfurt ernannt, gab aber, durch kirchliche Streitigkeiten bewogen, bald sein Amt auf und wendete sich nach Leipzig, wo er mit Korrekturen mühsam seinen Unterhalt gewann. In diese Zeit fällt der Wendepunkt seines Lebens. Mit bewundernswürdiger Geduld und Ausdauer wendete er sich dem Studium der Muttersprache zu. Zwar war schon längst von verschiedenen Gelehrten ihre Reinigung von dem Fremden und ihre Weiterbildung versucht und angestrebt worden; aber erst Adelung gelang es, hierin mit Entschiedenheit Größeres zu leisten. Ihm war es vorbehalten, auszuführen, was Gottsched begonnen. Ohne fremde Hilfe unternahm er ganz allein das große Werk, wozu sonst Akademien ihre Kräfte zu vereinigen pflegen, und bereits im Jahre 1774 erschien sein »Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart," in welchem er die Wörter nach ihrer Etymologie, den verschiedenen Bedeutungen und syntaktischen Verbindungen, nach ihrer Aussprache und Schreibung erklärte und das Gesagte mit Beispielen aus guten Schriftstellern belegte. Durch Sammlung und Sichtung des Materiales wurde er zu Beobachtungen über die Struktur der Muttersprache geführt, und als Früchte derselben erschienen seine „deutsche Sprachlehre für Schulen;" sein „umständliches Lehrgebäude der Sprache;" über den deutschen Styl;" „vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie," und sein „Magazin für die deutsche Sprache." So rühmlichen und erfolgreichen Anstrengungen wurde die gerechte Würdigung der Zeitgenossen zu Theil. Von Berlin und von Dresden kamen ihm ehrenvolle Anträge zu;

er folgte dem Rufe nach der letztgenannten Stadt, und ging 1787, nach des erſten Bibliothekars, Karl Chriſtian Canzlers, Tode, als kurfürſtlich ſächſiſcher Oberbibliothekar mit dem Charakter eines Hofrathes und dem damals hohen Gehalte von tauſend Thalern, dorthin ab. Seitdem verſuchte er ſich auch auf dem Gebiete der Geſchichte mit Glück, wie denn ſeine „älteſte Geſchichte der Deutſchen" und ſein für die Quellenkunde der ſüdſächſiſchen Geſchichte wichtiges „Direktorium" höchſt verdienſtvolle Arbeiten ſind. Doch wendete er ſich bald wieder den Sprachſtudien, als ſeiner eigentlichen Beſtimmung, zu. Sein letztes Werk war „Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde," worin er die Ausbeute ſeiner geſammten Sprachforſchungen niederzulegen gedachte. Er beſchloß am 10. September 1806 ſein raſtlos thätiges Leben, und ſchlummert auf dem Neuſtädter Kirchhofe zu Dresden neben anderen verdienſtvollen Männern. — Mit eben ſo viel Kraft als Beſonnenheit unternahm es Adelung, den Augiasſtall der damals von Entartungen, fremdartigen Beiſätzen und Barbarismen aller Art entſtellten deutſchen Sprache zu ſäubern, und ſein Leben war dem Kampfe für den Geiſt des höheren Deutſchthums geweiht. Daß er, eines völlig freien Umblickes ermangelnd und etwas feſt verſeſſen in ſeinen ſubjektiven Meinungen, bisweilen zu ſehr in's Methodiſche und Einſeitige verfiel; daß er nur das Hochdeutſche, das Ober- und Niederdeutſche gar nicht, berückſichtigte, viele alte vorhandene Sprachſtämme unbenutzt ließ, auf welche wir erſt in der neueren Zeit durch Jakob Grimm aufmerkſam gemacht worden ſind, und indem er die deutſche Sprache vor dem Eindringen unnützer Wörter bewahren zu müſſen glaubte, darüber ihre ausgezeichnete Bildſamkeit zum Theil überſah — kann ſeine Verdienſte nicht ſchmälern. Biederkeit der Geſinnung, ſchlichte Einfalt der Sitten, eine mit mildem Ernſte gepaarte Heiterkeit, ſo wie glühendes Gefühl für Recht und Wahrheit, bezeichneten ſein häusliches und bürgerliches Leben, und machen, wie ſeine Werke, ſein Andenken unvergeßlich. Im Kreiſe trauter Freunde und bei den Freuden der Tafel erholte ſich der ſanfte Mann, der die Ehe nie kannte, von ſeinen anhaltenden Arbeiten, denen er, von dem unermüdlichſten Berufsfleiße beſeelt, täglich nicht weniger als vierzehn Stunden widmete.

William Penn.

Geboren 1644. Geſtorben 1718.

Dieſer Quäkerapoſtel und Staatsgründer in der neuen Welt war der Sohn des engliſchen Admirals Sir William Penn, der unter dem Protektorate und nach der Reſtauration mit Auszeichnung diente; und den 14. Oktober 1644 zu London geboren. Er erhielt eine ſorgfältige, die öffentliche Laufbahn in ſeinem Vaterlande vorbereitende Erziehung, und wurde, fünfzehn Jahre alt, zu ſeiner ferneren Bildung auf die Univerſität Oxford geſchickt, wo er ſich zwar mit Eifer dem Studium widmete, aber ſchon Hang zu einem zurückgezogenen Leben und zum Separatismus zeigte, indem die Predigten des Thomas Loe ihn für die Grundſätze der Quäker gewannen, für welche er nun mit ſeinen Freunden offen kämpfte und deshalb ſchon auf der Univerſität ſich in große Unannehmlichkeiten verwickelte. Sein Vater, als Soldat an Gehorſam und Disciplin gewöhnt, zürnte heftig auf ſeinen Sohn, und ſendete ihn (1662) nach Paris, hoffend, daß der ſinnliche Taumel dieſer Hauptſtadt ihn ſeiner frommen Schwärmerei entfremden werde. Doch dieſes Treiben ſtieß den ernſten Jüngling nur ab, welcher daher längere Zeit in Saumur zubrachte, hier, im Umgange mit dem berühmten proteſtantiſchen Geiſtlichen Moſes Amyrault die einmal empfangenen religiöſen Eindrücke noch tiefer in ſein Herz preßte und 1664 in ſeine Heimat zurückkehrte. Sein Vater ſendete ihn hierauf nach Irland zur Beaufſichtigung ſeiner Güter. Er erfüllte ſeine Aufträge mit Gewiſſenhaftigkeit und Umſicht, beſuchte jedoch immer fleißiger die Quäkerverſammlungen, wurde dadurch in die von der herrſchenden Kirche ausgehenden Verfolgungen verflochten und im September 1667 mit mehren gleichgeſinnten Freunden eingekerkert, jedoch auf Verwenden einflußreicher Perſonen bald wieder entlaſſen. Der grollende Vater rief ihn nach England zurück, ſuchte mit Gewalt und Güte, aber immer umſonſt, den in allem Uebrigen gehorſamen, aber im Punkte ſeiner Ueberzeugung unbeugſamen Sohn ſeinen Grundſätzen untreu zu machen, und ſtimmte endlich, da Nichts fruchtete, ſeine Forderungen ſo weit herab, daß er nur verlangte, ſein Sohn ſolle

HUSTER
LARREY
ALBRECHT II
LEOPOLD VI
MAISON
VALÉE

verlaſſung genommen, und daß er dadurch die neuen Bewohner ſo frei, als irgend ein Volk der Welt, gemacht habe. Durch ſein menſchenfreundliches Benehmen, ſeine weiſen Einrichtungen und den Segen der Natur war die Kolonie bald im raſchen Aufblühen. Später nach England zurückgekehrt, war er eifrig bemüht, ſeinen Glaubensgenoſſen Duldung und Schutz zu verſchaffen, was ihm nicht ſogleich gelang. Er wurde beſchuldigt, mit den Stuarts in geheimen Verbindungen zu ſtehen; man nahm ihm die Regierung ſeiner Kolonie und er mußte ſich vor Gericht ſtellen, wo er aber mit ſolchem Erfolge ſeine Vertheidigung führte, daß ſeine Unſchuld völlig erwieſen und er (1696) in den Beſitz ſeiner Regierung wieder eingeſetzt wurde. Durch mehre Jahre lebte er nun in England in der größten Zurückgezogenheit, und reiſete dann wieder nach Amerika, um die letzte Hand an die Einrichtung ſeiner Kolonie, die er in der ſchönſten Blüte fand, zu legen; dann machte er in Angelegenheiten der Quäker eine Reiſe nach Holland und Deutſchland. Im Jahre 1712 ſtand er auf dem Punkte, ſein Eigenthumsrecht an Pennſylvanien der Regierung um zwölftauſend Pfund Sterling zu verkaufen, aber drei Schlaganfälle, die er kurz nach einander erlitt, hinderten ihn, die Unterhandlungen zum Abſchluß zu bringen. Doch erholte er ſich, und lebte, obſchon ſeine körperliche wie ſeine geiſtige Kraft ſeitdem gebrochen war, ruhig und zufrieden bis zum 30. Juli 1718, an welchem Tage er zu Ruſhcomb in Berkſhire, wo er mehre Jahre zugebracht hatte, ſein frommes und ſegensreiches Daſeyn beſchloß. Zweimal vermält, hinterließ er aus beiden Ehen Kinder, welchen er ſeine Ländereien in Europa und Amerika vererbte. Seine Regierungsrechte ließ er den Grafen von Oxford und Powlett, um darüber zu verfügen, und ſie gingen endlich auf die Söhne der letztgenannten Familie über.

Edmund Burke.

Geboren 1730. Geſtorben 1797.

Edmund Burke war der Sohn des berühmten proteſtantiſchen Sachwalters Robert Burke zu Dublin und den 1. Januar 1730 daſelbſt geboren. Seine erſte Bildung erhielt er zu Ballytore in der Anſtalt des Quäkers

Shakleton, wo er glänzende Fortschritte in den alten Sprachen und der Geschichte machte und sich bereits mit englischer Poesie und Literatur zu beschäftigen anfing. Zehn Jahre alt, bezog er die Universität seiner Vaterstadt und setzte neben der Rechtswissenschaft seine Lieblingsstudien: Mathematik, Philosophie und Geschichte, mit dem glücklichsten Erfolge fort. Noch vor seinem Abgange von der Universität ließ er einige geistreiche Parodien von den damals sehr beliebten politischen Flugschriften des Apothekers Lukas zu Dublin erscheinen, worin er diesen so lächerlich machte, daß derselbe fortan seine Feder ruhen ließ. Im Jahre 1750 begab er sich nach London, um die praktische Jurisprudenz zu erlernen, und beschäftigte sich nebenbei, zur Erwerbung seines Unterhaltes, mit kleinen schriftstellerischen Arbeiten, welche ihn in Verbindung mit mehren ausgezeichneten Männern, wie mit Lord Charlemont, Gerard Hamilton, Soame Jenyns, später auch mit Goldsmith, Reynolds, Johnson und Hume, brachten. Sein erstes Werk, zu welchem er sich bekannte, erschien 1756 und war die „Vertheidigung der natürlichen Gesellschaft," in welchem er Bolingbroke's Styl täuschend nachahmte und die Ironie, die er bezweckte, unter so großer Gründlichkeit verbarg, daß sie von nur Wenigen bemerkt wurde. Allgemeine Aufmerksamkeit aber erregte er zuerst durch seine, im folgenden Jahre erschienene Schrift: „Untersuchung über den Ursprung unserer Begriffe des Erhabenen und Schönen," von welcher Johnson mit Begeisterung sprach, und die den Ruf des Verfassers feststellte. Das Interesse, welches bald darauf für die amerikanischen Kolonien erwachte, veranlaßte die „Schilderung der europäischen Niederlassungen in Amerika," deren Hauptverfasser Burke war. Um diese Zeit heiratete er die Tochter des anerkannten Arztes, Dr. Nugent, mit welcher er die glücklichste Ehe führte, obschon der Umstand, daß sie katholisch war, ihn in den Ruf brachte, daß er ebenfalls dieser Religion anhänge. Ungetheilte Anerkennung fand auch das bekannte „Annual Register," welches er 1759 in Verbindung mit Dodsley herauszugeben begann. Nachdem er 1761 kurze Zeit mit Hamilton in Irland gewesen war, wurde er zwei Jahre später durch mehre Flugschriften mit Fitzherbert bekannt, welcher ihn in nähere Berührung mit dem Marquis von Rockingham brachte. Jetzt beginnt seine eigentliche politische Laufbahn. Rockingham ward 1767 Minister und Burke sein Privatsekretär, dieser auch bald darauf für den Flecken Wendower Mitglied des Parlaments, in welchem seine erste Rede über die Stämpelakte großen Beifall erhielt. Das schwankende Benehmen Rockingham's bewirkte dessen Entlassung, wodurch auch

Burke auf ſeine Thätigkeit im Parlamente beſchränkt wurde. Deſto eifriger nahm er an den literariſchen und politiſchen Unterhaltungen bei der Lady Montague und im Clubb zum Türkenkopf in Gerardſtreet Theil, und beſchäftigte ſich außerdem ununterbrochen mit der Redekunſt. Mit glänzender Beredtſamkeit trat er 1768 als das Organ der Rockingham'ſchen Partei gegen das Miniſterium des Herzogs von Grafton auf, und ſpielte dieſelbe Rolle nach deſſen Sturze gegen das Miniſterium des Lord North, indem er als Wortführer der Oppoſition in vielen Reden, welche für Meiſterſtücke parlamentariſcher Beredtſamkeit gelten, das Verfahren gegen die Amerikaner angriff. Wie jetzt, ſo behauptete er auch 1774 als Abgeordneter der Stadt Briſtol unumwunden, daß der amerikaniſche Krieg ungerecht und für England verderblich ſey. Später wurde ſein Ruhm als Sprecher durch den aufſtrebenden Genius eines Fox verdunkelt; aber Fox's Talente wurden getragen und genährt durch Burke's Erfahrung, und in des Letzteren bei mehren Gelegenheiten über die amerikaniſche Frage gehaltenen Reden fanden die Freunde der Freiheit ein unerſchöpfliches Arſenal ſiegreicher Waffen. In der zweiten Parlamentsſitzung fuhr Burke in ſeinen Angriffen gegen das Miniſterium fort, und bewirkte hauptſächlich, daß Lord North ſeine Entlaſſung nahm und Rockingham an deſſen Stelle trat. Während der kurzen Dauer dieſes zweiten Rockingham'ſchen Miniſteriums war Burke Geheimrath und Kriegszahlmeiſter, bekleidete auch dieſe Stellen unter dem im Jahre 1783 kurz beſtandenen ſogenannten Koalitionsminiſterium (zuſammengeſetzt aus North's und Fox's Anhängern), verlor ſie aber und überhaupt ſeine frühere Bedeutung, mit dem Eintritte Pitt's. In dem berühmten Prozeſſe gegen Warren Haſtings, Generalgouverneurs von Oſtindien, bewies er ſich als heftigen Feind des Angeklagten und hielt in dieſer Angelegenheit Reden, welche die Bewunderung von ganz England auf ſich zogen; doch büßte er in der öffentlichen Meinung ein durch unehrerbietige Aeußerungen gegen den König, bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Einſetzung einer Regentſchaft (1788). Seit dieſer Zeit zog die franzöſiſche Revolution die alleinige Aufmerkſamkeit Burke's auf ſich. Mit der glühendſten Beredtſamkeit und mit philoſophiſchem Scharfblicke machte er auf die Gefahren aufmerkſam, welche Europa und England von Frankreich aus bedrohten, und das beharrliche Kämpfen des engliſchen Volkes und Miniſteriums iſt beſonders ſeinem Einfluſſe zuzuſchreiben. Sein Hauptwerk hierüber ſind ſeine „Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution," welche an Gentz einen Ueberſetzer und Kommentator fanden. Nach ſeinem

Austritte aus dem Parlamente erhielt er 1794 die Zusicherung einer bedeutenden Pension für sich und seine Gattin. Die demokratische Partei unterließ nicht, seine Grundsätze anzuschwärzen, und in Beantwortung einer Anklage ähnlicher Art schrieb er den „Brief an einen edlen Lord." In demselben Jahre beugte ihn der Tod seines Sohnes. Dennoch unterbrach er seine Wirksamkeit nicht. Seine Ansichten über den Krieg waren völlig von jenen des Ministeriums unterschieden; er deutete unablässig darauf hin, daß der Krieg nicht Frankreich, sondern dem Jakobinismus gelte und daß es eine Herabsetzung für England seyn würde, mit einem von den Königsmördern Verhandlungen zu pflegen. Er endete den 8. Juli 1797 in seinem acht und sechzigsten Jahre in seinem Hause zu Beaconsfield, wohin er, nachdem er anderwärts vergeblich ärztliche Hilfe angewendet, zurückgekehrt war, um daselbst zu sterben.

In einem Zeitalter der Revolution war Burke's Genius die widerstrebende Macht; er allein warf sich kühn jenen Einflüssen entgegen, welche Frankreichs Philosophen auf die europäische Gesellschaft ausübten; ihre Begeisterung konnte allein wieder durch Begeisterung bekämpft werden. Und Burke war der Mann dazu; er war ein Redner in all seinen Gedanken, und ein Weiser in all' seiner Beredtsamkeit. Ein philosophischer Lobredner hat von Fox gesagt, derselbe sey der am meisten demostheniſche Redner seit Demosthenes gewesen; vielleicht darf unter allen großen Rednern Burke der letzte Demosthenide genannt werden. Der Geist dieses Mannes, sagt Johnson, ist ein unversiegbarer Strom. Im Privatleben war Burke's Charakter frei von jedem Vorwurfe. Ein guter Vater, ein guter Gatte, ein guter Freund, hing er treu und innig an der protestantischen Religion der englischen Kirche, aber diese Anhänglichkeit war von jeder Frömmelei weit entfernt. Grundsätze der Duldung fanden an ihm stets einen eifrigen Sachwalter.

John Hunter.

Geboren 1728. Geſtorben 1793.

John Hunter's Leben bietet der Betrachtung einen eigenthümlichen Stoff dar: als Beiſpiel eines tüchtigen Geiſtes, der ſich, bei geringer Schulbildung, an der Natur edel und kräftig entwickelte, und eines ſeltſamen Konfliktes wiſſenſchaftlicher Entdeckungs- und Eigenthumsrechte.

Der Spätlingſohn eines ſchottiſchen Landgeiſtlichen zu Kilbride in Lanarkſhire, wuchs John Hunter ohne eigentlichen Unterricht bis in's ſechzehnte Jahr herauf. Erſt als ſein viel älterer Bruder William Profeſſor der Anatomie in London wurde, führte ihn dieſer in das Studium der Anatomie und Chirurgie ein. Nun entwickelt ſich in John eine ungeheure Wißbegierde und Beobachtungskraft; er arbeitet unermüdlich für ſich im Stillen fort, erfindet gleichſam die ganze Anatomie zum zweiten Male, — und, als er ſeine Beobachtungen mit Enthuſiasmus mittheilen will, findet er zu ſeinem Schrecken, — daß ſie alle von Anderen ſchon gemacht ſind. Dieſe Erfahrung war die erſte, aber nicht die bitterſte ſeines Lebens. Sein berühmt gewordener Bruder machte ihn zum Proſektor an ſeiner Schule; John theilte ihm nun einige wirklich neue Bemerkungen mit, die er am menſchlichen Körperbaue gemacht hatte, und — William machte in ſeinen Vorleſungen und Schriften davon Gebrauch, ohne ſeinen Bruder zu nennen. Dieſes Benehmen erregte in John's Herzen einen tiefen Haß; es entſtand ein beſtändiger Zwieſpalt zwiſchen beiden Brüdern, der zum öffentlichen Skandale ward, und der, obwohl ſie Beide auch im Leben den größten, verdienten Ruhm genoſſen, ſelbſt auf dem Todbette ſich nicht ausgleichen ließ. John Hunter, mit originellem Scharfſinn und der gründlichſten Beobachtung begabt, zeigte bei ſeinen vielfachen Forſchungen eine bewundernswerthe Ausdauer; ſein Wirken griff unmittelbar in's Leben ein, und, ohne ein rein phyſiologiſches Werk gedruckt hinterlaſſen zu haben, wurde er der größte Phyſiolog Englands zu ſeiner Zeit. Er galt als Leitſtern für alle übrigen, als Muſter für's Ausland. Als praktiſcher Wundarzt gewann er das Vertrauen des Publikums, und ein bedeutendes Vermögen, — als

Lehrer der Chirurgie, Liebe und Verehrung ſeiner Schüler. Dieſe doppelte Stellung in der Hauptſtadt der Welt, ſo wie ſein Wirken im Kollegium der Wundärzte, vermehrten theils ſeinen Ruhm, theils gaben ſie ihm die Mittel an die Hand, ſein Lieblingswerk, das ihn unſterblich machte, nämlich ſein Kabinet für vergleichende und pathologiſche Anatomie, zu gründen. Auf dieſes verwendete er nicht nur alle nur irgend zu erübrigenden Stunden ſeines geſchäftvollen Lebens, ſondern auch außerordentliche Geldſummen. Aber auch an dieſes Kabinet knüpfte ſich das Verhängniß, welches John Hunter'n verfolgte, und ſein Dämon ruhte ſelbſt nach ſeinem Tode nicht. Im Jahre 1789 wurde John Hunter Generalwundarzt der engliſchen Armee. Bald darauf bemächtigte ſich ſeiner eine langwierige, ſchmerzliche Krankheit, und, im 65. Jahre ſeines Lebens, am 16. Oktober, fiel er plötzlich todt zur Erde nieder. Aber die Geſchichte ſeines Kabinets iſt nur die Fortſetzung der Geſchichte ſeines Lebens. John Hunter hatte in ſeinem Teſtamente verfügt, daß ſein Schwager, der ſeitdem berühmt gewordene Sir Everard Home, und der ebenfalls berühmte Anatom Baillie, Beide ſeine Schüler, ſein Muſeum mit allen dazu gehörigen Präparaten, Zeichnungen und Schriften, dem Staate zum Kaufe anbieten, und von der dafür gezahlten Summe einen Jahrgehalt als Aufſeher und zur Bereicherung der Anſtalt, ſo wie zur Herausgabe der großen Menge der nachgelaſſenen Manuſkripte, ziehen ſollten. Sein Wille geſchah, und Jeder von Beiden erhielt 1500 Pfund Sterling als Jahrgehalt, mit dem Auftrage, die Schriften auf Staatskoſten zum Drucke zu befördern. Bis zum Jahre 1806 blieb die Sammlung in Hunter's Hauſe. Sodann bewilligte das Parlament neue 80,000 Pfund Sterling zum Baue eines eigenen Gebäudes dafür. Erſt im Jahre 1813 wurde das Muſeum allen Beſuchern geöffnet. Im Jahre 1806 wurden ſämmtliche Manuſkripte zu Everard Home gebracht, welcher die Kataloge entwerfen ſollte; eine Arbeit, woran der immer kränkliche Baillie nicht recht Antheil nahm. Alle Vierteljahre wurde nun Home vom Kollegium der Wundärzte ermahnt, die Verzeichniſſe zu liefern; — vergebens, er lieferte ſie nicht. Als im Jahre 1817 das Kollegium die Vollendung dieſer Arbeit einem Ausſchuſſe übertragen wollte, ſträubte ſich Home dagegen, und gab vor, er werde Hunter's Nachlaß niemals einem Anderen anvertrauen. Im Jahre 1823, nachdem die letzte Abhandlung Home's über vergleichende Anatomie erſchienen war, verbreitete ſich in London das Gerücht, daß Home ſämmtliche Manuſkripte Hunter's verbrannt habe. Bei dem Anſehen, in welchem Home ſtand, wollte Niemand dem Gerüchte Glauben

ſchenken, — aber eine Unterſuchung durch's Parlament ſetzte die Sache außer Zweifel. Ehe noch die That verübt wurde, hatte man Home zwei Foliobände, die Pflanzenanatomie enthaltend, abgedrungen. Alles Uebrige, zehn dicke Foliobände, ſind vernichtet! Ihr Inhalt war unſchätzbar. Noch jetzt befinden ſich im Muſeum über fünfzehnhundert Gegenſtände, die man nicht zu bezeichnen wagt, weil man ſie nicht genau kennt, — und auch von allen übrigen fehlt die Beſchreibung, wodurch die ganze Sammlung an wiſſenſchaftlichem Werthe verliert. Dieſen Verluſt verdankt die Naturwiſſenſchaft der Eitelkeit des undankbaren Schülers eines großen Meiſters; denn erwieſen iſt es jetzt, daß die vielfachen Entdeckungen, Beobachtungen und Forſchungen, welche Home unter ſeinem Namen herausgab, und denen er zumeiſt ſeinen Ruhm verdankt, eigentlich Hunter's Eigenthum ſind, — des großen Schöpfers der vergleichenden Anatomie, deſſen Verdienſte ſelbſt die Cuvier's überbieten, und den der Dämon des Neides und der Nichtanerkennung noch über's Grab hinaus verfolgte!

D. J. Larrey.

Geboren 1766. Geſtorben 1842.

Das romantiſche und lebenvolle Gemälde kriegeriſcher Zuſtände, in welchem das Walten der Menſchenliebe wie ein Lichtblick zwiſchen dunklen Gewölben ſchimmert, rollt ſich vor uns auf, wenn wir Larrey's Geſchichte betrachten.

An den Ufern des Adur, zu Beaudeau geboren, ein Sohn unbemittelter, aber geachteter Eltern, war er, kaum 13 Jahre alt, verwaiſt, und widmete ſich dem Studium. Als Hilfsarzt für die königliche Marine aufgenommen, kam er nach Breſt, und ward, jung an Jahren, aber ſelbſtſtändig durch frühe Reife des Charakters, einer Expedition nach Nordamerika als Wundarzt beigegeben. Dieſe erſte Seefahrt benützte er dazu, um Beobachtungen über die Seekrankheit zu machen. In Amerika war er raſtlos thätig, Klima, Land, Bewohner und Leben derſelben kennen zu lernen. Reich an Gewinn des Wiſſens und Erlebens kehrte er zurück, erhielt,

wie die Uebrigen, ſeinen Abſchied, und ging nach Paris, um auf's Neue zu ſtudiren. Nach mehren kleineren Dienſtleiſtungen ward Larrey im Jahre 1792 als Wundarzt erſter Klaſſe bei den am Rhein zuſammengezogenen Truppen des Marſchalls Luckner angeſtellt. Hier trat er in ſein eigentliches Element; und von nun an ſah man ihn in jenen an Kriegesſtürmen ſo reichen Jahren ſich ganz dem feldärztlichen Dienſte weihen. Zwanzig Jahre hindurch ſcheute er nicht Kugeln und Kartätſchen, wenn es galt, Verwundeten zu helfen. Er ſchaffte den Gebrauch, erſt das Ende eines Gefechtes abzuwarten, ehe man ſich der Verwundeten annahm, ab, und verfiel darauf, gleichſam ein wandelndes Spital im Kriege zu bilden; eine Einrichtung, die ſpäter auch von den anderen gebildeten Nationen nachgeahmt war. So manche andere Verbeſſerung der militäriſchen Chirurgie durch Larrey folgte dieſer in dem kurzen rheiniſchen Feldzuge; ſo daß die chirurgiſche Akademie ſich bewogen fand, ihm durch Ertheilung eines zweiten Preiſes, um den er ſich gar nicht beworben hatte, ein Zeichen der Anerkennung zu geben. Er erhielt den Auftrag, ſein Syſtem der wandelnden Spitäler, nach einem größeren Maßſtabe, für die ganze Armee zu organiſiren, und die Arbeit, die er lieferte, ward als ein Meiſterſtück bewundert. Inzwiſchen begannen die Rüſtungen des Heeres an der ſpaniſchen Gränze, und mit dem Schalle der Waffen fand ſich auch Larrey's hilfreicher Genius ein. Seine Gegenwart, überall mitten im Kampfgewühle, war den Kriegern Troſt und Aufmunterung. Ein ſolcher Mann mußte für den Helden des Tages, für Buonaparte, deſſen ganzes Daſeyn ein Schlachtplan war, ein unſchätzbarer Fund ſein. Und ſo war es auch. Von der Gründung einiger chirurgiſchen Anſtalten, womit Larrey nach Beendigung des ſpaniſchen Feldzuges eben beſchäftigt war, abberufen, und nach Italien geſandt, lernte er hier zuerſt jene berühmten Krieger kennen, mit denen er ſpäter auf ſo vielen Schlachtfeldern wieder zuſammentraf. Er hatte eben die letzte Hand an ſein Spitälerſyſtem gelegt, als der Obergeneral Buonaparte die Arbeit in Augenſchein nahm. »Ihr Werk« — ſagte Dieſer — »iſt einer der herrlichſten Gedanken des Jahrhunderts!« und von da an datirte ſich das Gefühl von Achtung und Freundſchaft, mit dem der Feldherr dem Arzte Zeitlebens zugethan blieb. Kaum bezeichnet, um den Truppen beigegeben zu werden, die gegen England agiren ſollten, erhielt Larrey auch ſchon den Ruf, denen zu folgen, die nach Egypten ſegelten. Auf der Ueberfahrt nützte er Buonaparten durch Rath und That bei den Gefahren, die das Klima für die Soldaten brachte; in dem glühenden Sande Egyptens und Syriens

bewährte ſich ſeine Kraft und Tüchtigkeit. Er rettete beim Angriffe von Alexandrien dem General Kleber das Leben, holte den General Menou aus dem Handgemenge heraus, und verband unter dem Feuer der feindlichen Batterie den Adjutanten Laſſelez. Während kurzer Waffenruhe organiſirte er Spitäler in den Städten. Dann begleitete er das Heer fünf Tage lang durch die öden Wüſten, welche Lybien umgeben. Es fehlte an Proviant; die Leiden waren groß, die man zu dulden hatte; aber kaum war ein Soldat aus Ermattung, Hitze, oder von Skorpionen verwundet, niedergeſunken, ſo war Larrey ſchon da, ihm beizuſtehen. Wo er zog, entſtanden Spitäler, wie aus der Erde gezaubert. Bei der Rückkehr nach Cairo gründete er dort eine Schule, um ſich Gehilfen und Nachahmer zu bilden. Ein neuer Feldzug, der ſyriſche, begann; in dieſem war es, wo Larrey den Namen: „die Vorſehung des Soldaten" erhielt. Die Peſt richtete ihre Verheerungen an, und, nach zahlloſen Leiden und Arbeiten, führte Larrey ſeine wandelnden Spitäler, von Ochſen und Pferden gezogen, nach Egypten zurück. Kameel- und Pferdefleiſch, mit Schießpulver ſtatt des Salzes gewürzt, war die Nahrung des Heeres. Aufſtände in Egypten nöthigten Buonaparte, es zum zweiten Male zu erobern. Nichts ſtellt wohl mit Einem Zuge beſſer dar, was ihm Larrey hiebei leiſtete, als die Thatſache, daß er Dieſem auf dem blutigen Schlachtfelde zu Abukir einen goldenen Degen reichte, mit der Inſchrift: „Larrey zu Abukir." Andere Lorbeeren warteten des heldenmüthigen Arztes in Frankreich. Als die Armee in Marſeille gelandet war, und ſich am Ufer in Schlachtordnung aufgeſtellt hatte, verkündete ein Tagsbefehl, daß Herr Larrey berufen ſei, um in Paris an der Seite des Konſuls ſeine Stelle zu erhalten. Ein lauter Beifallsruf erſcholl durch alle Reihen der dankbaren Krieger. Nur kurze Zwiſchenräume von Ruhe waren Larrey gegönnt. Die Armee zog wieder an die Ufer des Rheins. Larrey's Hoſpitäler waren wieder ſo ſchnell eingerichtet, daß Napoleon ſagte: „Sie ſind mir zuvorgekommen!" und in den Schlachten, die nun wie Blitze auf einander folgten, zeigte Larrey wieder die alte heroiſche Kaltblütigkeit und ausdauernde Menſchenliebe. Wie der Kaiſer, ſo war auch Er, wo die Schlacht am wildeſten tobte, und man ſah ihn die Soldaten auffangen, wie ſie wankten. Nach der Zuſammenkunft der drei Kaiſer trat die Armee ihren Rückzug an. Larrey folgte ihr nicht. In den Lazarethen, die ſie zurückließ, war der Typhus ausgebrochen; er wollte es keinem Anderen überlaſſen, hier Hilfe zu bringen. Endlich nach Paris zurückgekehrt, rief ihn der Kaiſer zum ſpaniſchen Feldzuge, wo er, nach gleichen Strapatzen, wie die bisherigen, erkrankte

und die Armee in tiefe Beſorgniß, ihn zu verlieren, verſetzte. Nach Frankreich heimgekehrt, und kaum geneſen, theilte er abermals Gefahren und Drangſale mit Napoleon's Heeren. In Wagram ernannte ihn Dieſer in dem Augenblicke, wo er unter dem feindlichen Feuer ſeine verwundeten Generale amputirte, zum Baron. Auch den furchtbaren ruſſiſchen Feldzug machte er mit; nach der blutigen Schlacht an der Moskwa waren in vierundzwanzig Stunden zehntauſend Verwundete, Ruſſen wie Franzoſen (denn Larrey machte nie einen Unterſchied zwiſchen Freund und Feind in der Hilfsleiſtung) verbunden und transportirt. Bei dem berühmten Rückzuge that Larrey Wunder der Selbſtverläugnung, Geiſtesgegenwart und entſchloſſenen Aufopferung. Endlich ſah er zu Waterloo die Macht ſeines Kaiſers zuſammenbrechen; muthvoll, wie ein Held des Alterthums, ward Larrey im heißen Kampfe ſelbſt verwundet und gefangen. Ein Chirurg, der ihm die Augen verbinden ſollte, um ihn zum Tode zu bereiten, erkannte den ehemaligen Lehrer und rettete ihn. Aber auch der neue Herrſcher achtete ein ſo ſeltenes Verdienſt; Larrey behielt Rang und Einkünfte, und alle fremden Monarchen überhäuften ihn mit Orden, Ehren und Geſchenken; im Gefühle, daß ein ſolches Wirken keiner Nation, ſondern der Menſchheit angehöre. Vielfach ſind die Proben ſeines Muthes, ſeiner Menſchenliebe; ihre Erzählungen gingen und gehen noch von Mund zu Munde. Einem ſolchen Charakter iſt Wahrheitsliebe natürlich. Nach der Schlacht bei Bautzen flüſterten einige Günſtlinge dem Kaiſer zu, daß die Zahl der Verwundeten zu groß angegeben werde, da ſich Viele abſichtlich verſtümmelt hätten, um ſich dem Dienſte zu entziehen. Napoleon hielt auf der Stelle Kriegsrath, um die Schuldigen erſchießen zu laſſen. Es ward dabei mit der unmenſchlichſten Härte verfahren. Larrey reichte ſeine Entlaſſung ein. Eine genauere Unterſuchung ward vorgenommen, Larrey bewies den Richtern aus der Beſchaffenheit der Wunden die Unſchuld der Krieger, und ließ ſie freiſprechen. Dann ſchickte er ſeinen Bericht an Napoleon, und erwartete ruhig ſeine Ungnade. Allein Napoleon achtete eine ſolche Handlungsweiſe; eine bedeutende Belohnung war ſeine Antwort. Man weiß, daß Napoleon von Larrey geſagt hat: Er war der redlichſte Mann, den ich gekannt habe. Beinahe unbegreiflich muß es Menſchen, die das Leben nur aus dem Bilde der täglichen Unterhaltungen kennen, ſcheinen, wie Larrey bei einem Leben, wie das ſeine war, deſſen Thatenfülle und Bewegung ſich auf ein paar Blättern kaum andeuten läßt, alle die wichtigen Werke ſchreiben konnte, die er hinterließ, und die ſeinen Namen in der

Heilkunde verewigen. Seinen Berichten über die ärztlichen Erfahrungen auf den gemachten Feldzügen, der Frucht dreiundfünfzigjähriger Kriegsdienſte und 26 Kampagnen, iſt nichts Aehnliches an die Seite zu ſtellen. Noch in ſeinen alten Tagen unternahm der ehrwürdige Mann eine Seefahrt nach Afrika, um die dortigen Hoſpitäler zu prüfen; auf der Rückreiſe erkrankte er, und ſtarb zu Lyon am 25. Juli 1842. Seine Leichenfeier war ein rührender Ausdruck einer wirklich allgemeinen und gefühlten Liebe und Bewunderung. Was iſt das Leben des Menſchen, der die Stunden nach Genüſſen zählt, die ihn deſto leerer laſſen, je öfter ſie wiederkehren, — ja, was iſt das Leben des Gelehrten, der ſich auf dem Gipfel der Menſchheit dünkt, weil er müßige Träume ausbrütet, gegen ein Leben voll Mühen, wie dieſes?

Albrecht II.,

römiſcher, und König von Ungarn und Böhmen, Herzog von Oeſterreich.

Geboren 1397. Geſtorben 1439.

Albrecht, als römiſcher König der Zweite, als Herzog von Oeſterreich der Fünfte genannt, war der Sohn Herzog Albrecht's IV., und den 10. Auguſt 1397 zu Wien geboren. Er zählte erſt ſieben Jahre, als ſein Vater (14. September 1404) dahinſtarb und ihm Oeſterreich als Erbe hinterließ. Sein Oheim, Herzog Wilhelm, machte ſich zu ſeinem Vormunde; als aber auch dieſer kraftvolle Mann frühzeitig in die Gruft ſank (1406), entſtand zwiſchen Wilhelm's jüngeren Brüdern, den Herzogen Leopold und Ernſt, böſer Streit um die Vormundſchaft, welche, nach Einmiſchung der Stände, zuletzt der Erſtgenannte behauptete. Aber bald wurde ausgeſprengt, Leopold trachte den jungen Albrecht von der Nachfolge in der Regierung, die demſelben durch den Spruch der Stände ausdrücklich verbürgt worden, zu verdrängen. Angeblich zum Schutze des Unmündigen, ergriff Ernſt die Waffen wider Leopold, und erzwang, nach wiederholtem blutigen Bruderkriege, ſich die Aufnahme in die Vormundſchaft. Die größte Gefahr während dieſer Wirren lief Albrecht für ſein beſſeres Selbſt; denn Leopold

drängte ihn, um alles höhere Gefühl in der Bruſt des Jünglings zu erſticken und ihn dadurch in ein willenloſes Werkzeug zu verwandeln, gefliſſentlich zu Zerſtreuungen hin. Aber edle Männer, wie Reinprecht von Walſee und der Pfarrer zu Garſten, Andreas Blank, wehrten den ſchädlichen Einfluß ab und erhielten Albrecht's angeborenen Sinn für Tugend und Sittenreinheit. Ein noch mächtigerer Beſchützer entſtand ihm in dem Ungarnkönige Sigmund, der 1409 die ältere Erbverbrüderung Karl's IV. für den Fall erneuerte, daß nach dem Ableben ſeines Bruders, des Königs Wenzel, und ſeines Vetters, des Markgrafen Jodok, deren Länder, Böhmen und Mähren, ihm zufallen ſollten. Als nach dem Tode Herzog Leopold's die anderen Oheim Albrecht's, Ernſt und Friedrich, die Abſicht blicken ließen, die Vormundſchaft bis zu ihres Mündels vollendetem ſechzehnten Jahre zu verlängern, wurde König Sigmund als Schiedsrichter berufen (1411). Dieſer that nicht nur den Ausſpruch, daß Albrecht nach gemeinem Landrechte in Oeſterreich, welches nur vierzehn Jahre zur Volljährigkeit bedinge, nun der Vormundſchaft enthoben und Erbe und Regierer Oeſterreichs und des Landes ob der Enns ſey, ſondern erklärte Denſelben auch zum künftigen Gemale ſeiner damals erſt zweijährigen Tochter Eliſabeth. Letztere war für den Fall, daß Sigmund keine Kinder mehr bekäme, durch die ungariſchen Stände zur Erbin des Reiches erklärt, und auch der König Wenzel von Böhmen hatte keinen anderen Erben, als ſeinen Bruder Sigmund, ſo daß alſo jetzt beide Königreiche, Ungarn wie Böhmen, durch Albrecht der Vereinigung mit Oeſterreich zuſtrebten.

Ungeachtet ſeiner zarten Jugend entfaltete Albrecht Umſicht und Kraft. Durch weiſe Strenge wurde den inneren Fehden, durch Verträge nach Außen den Gränzräubereien ein Ende gemacht, und ein Rechtszuſtand wieder hergeſtellt, der ſeit lange gefehlt hatte. Ohne an den Streitfragen des Konſtanzer Concil's Theil zu nehmen, richtete er gleichwohl ſein Auge auf kirchliche Verbeſſerungen in ſeinen Landen und verordnete, mit Bewilligung des Concil's, eine Kloſterviſitation, ließ ſich aber von dem Vorurtheile der Zeit gleichwohl zu einer grauſamen Judenverfolgung hinreißen. Am 19. April 1422 wurde er in Wien mit ſeiner Verlobten, Eliſabeth von Ungarn, feierlich vermält, und die glänzende Ausſicht, welche ſich an jene Verbindung knüpfte, dadurch zur möglichſten Sicherheit erhoben. Hiermit übernahm Albrecht aber auch zugleich die Verpflichtung, ſeinem Schwiegervater das durch Hußitenthum fanatiſirte und empörte Böhmen, welches dieſem nach Wenzel's Tode (1419) anheimgefallen war, zur Unterwerfung

bringen zu helfen. Um ihn in ſeinem hilfreichen Eifer zu ermuntern, belehnte Sigmund 1423 ihn und ſeine Gemalin mit der Markgrafſchaft Mähren, nachdem er ihm ſchon früher die Statthalterſchaft dieſes Landes übertragen hatte. Der Herzog kam mit einem Heere nach Mähren, um die von Kirche und Thron abgefallenen Hußiten zu erdrücken; aber die wilde Begeiſterung dieſer Horden ſchüttelte blutig jeden Zwang von ſich, und eine Reihe verheerender Einfälle in Oeſterreich vergalt die Feindſeligkeiten, mit denen der Herzog die Bekenner Hußen's in ihrer Heimat drängte. Beinahe in jedem Jahre wiederholten ſich die furchtbaren Streifzüge der Hußiten in das Oeſterreicher-Land, und ſiegend oder beſiegt ließen ſie regelmäßig die Spur des Verderbens und Mordes hinter ſich. Mitten unter Kämpfen verlor der Herzog die Wohlfahrt und Vergrößerung ſeines Hauſes nicht aus den Augen. Des letzten Herzogs von Niederbaiern Tod ſchien ihm, als deſſen Schweſterſohne, Anſprüche auf dieſes Land zu geben, und er ließ ſich von ſeinem Schwiegervater, dem Kaiſer Sigmund, mit Niederbaiern, als einem eröffneten Reichslehen, belehnen. Doch die baieriſchen Hausgeſetze und mancherlei Umſtände vereitelten ſeine Hoffnungen, und eine Abfindung in Geld war Alles, was er erlangte. Kräftig bewachte er, obgleich gegen äußere Feinde ringend, die Ruhe nach Innen, und ſein ſchnelles Handeln ſtäubte einen hochverrätheriſchen Bund, den einige Landherren in Oeſterreich, um ſich Befreiung von den Beiſteuern an Geld und Mannſchaft zu dem Hußitenkriege zu erzwingen, gegen ihn errichtet hatten, ſtrafend aus einander. Dagegen erweckte die Lauigkeit des Reiches und der Verbündeten in Bekämpfung des Hußitenweſens ſeinen bitteren Unmuth, zumal als bei Tachau die ſchmähliche Flucht des Reichsheeres auch ihn zum Umkehren nöthigte. Ward dadurch ſein Arm in Böhmen gelähmt, ſo unterdrückte er Calixtismus und Aufſtandsverſuche um ſo kraftvoller und ſtrenger in ſeiner Markgrafſchaft Mähren; über fünfhundert hußitiſche Orte wurden von ſeinen ergrimmten Kriegern niedergebrannt, und ſelbſt die gewaltigen beiden Prokope wagten nicht, an dem tapferen Herzoge Rache dafür zu nehmen. Spätere Raubzüge Prokop's des Großen in Oeſterreich vergalten jene Strenge an den wehrloſen Bewohnern des Landes, bis die Vertilgung der Taboriten und Waiſen (1434) den von ſeinen nächſten Freunden ohne Unterſtützung gelaſſenen Herzog von dieſer Sorge befreite.

Am 11. Dezember 1437 ſegnete Kaiſer Sigmund, dem vor Allem Albrecht's kriegeriſcher Eifer den Beſitz Böhmens hatte erkämpfen helfen, das Zeitliche. Sterbend that er den um ihn verſammelten Herren aus

in der Komorner Geſpanſchaft erreichte ſein Uebel die äußerſte Höhe; er machte ſein Teſtament und verſchied am 27. Oktober 1439, wenig über zweiundvierzig Jahre alt. Seine betrübte Witwe hinterließ er in geſegnetem Zuſtande, und ſie gebar vier Monate nach des Gatten Tode den Ladislaw Poſthumus, nach deſſen kurzer und verhängnißvoller Regierung die habsburgiſche Erbfolge in Ungarn und Böhmen auf längere Zeit unterbrochen wurde.

Albrecht war von hohem Wuchſe, ſein Körper kraftvoll und nie durch Ausſchweifungen entnervt worden; ſein Auge blau und feurig, ſein Haar blond, die Geſichtsfarbe bräunlich; ein ſtarker Knebelbart erhöhte ſein männliches Anſehen. Wegen ſeiner Ausdauer und Unerſchütterlichkeit wurde er im Baſeler Concil einem Viereck verglichen, das überall gleich unzugänglich ſey. „Geſchwind gewinnt!" war der Wahlſpruch dieſes edlen, entſchloſſenen Fürſten. Er liebte den Krieg, doch ohne den Streit zu ſuchen; im Frieden begnügte er ſich mit der Jagd, den Tanz, als unmännlich, den Frauen überlaſſend. Streng, wo es galt, aber leutſelig, wo er es nur ſeyn durfte, wußte er ſich von ſeinen Unterthanen verehrt und gedachte mit Selbſtgefühl ihrer verdienten Liebe; »der Unterthanen Liebe die beſte Leibwache," war ſein Ausſpruch gegen Solche, die ihre Sicherheit nur auf Trabanten bauten. Albrecht war ein König und Ritter im ſchönſten Sinne.

Leopold VII. der Glorreiche,

Herzog von Oeſterreich und Steiermark.

Geboren 1176. Geſtorben 1230.

Schöne Erinnerungen knüpfen ſich an den Namen dieſes vorletzten Herrſchers aus Babenberg's Stamme, welcher, der zweite Sohn Leopold's VI. des Tugendhaften, den 15. Oktober 1176 das Licht erblickte. Als ſein älterer Bruder, der regierende Herzog Friedrich der Katholiſche, am 16. April 1198 auf der Rückreiſe aus dem heiligen Lande ſtarb, beſtieg Leopold den Herzogsthron von Oeſterreich und Steiermark. Der zweiundzwanzigjährige

BERZELIUS
OKEN
CHENIER
J B ROUSSEAU
FADINGER
FREUNDSBERG

Mann war damals bereits kein Neuling mehr in der Kunst des Regierens, da er noch bei seines Bruders Leben Anfangs die Steyermark, dann auch Oesterreich verwaltet hatte. Treffliche Anleitung verdankte er seinem Lehrer, dem Grafen Ulrich, den er dafür zu seinem Protonotarius ernannte, bis Derselbe später durch den Bischofssitz zu Passau noch höher geehrt wurde. Die verhängnißvolle und wildbewegte Zeit, in welche sein Leben fiel, nahm seinen weisen Sinn, seine Kraft und seine Geistesklarheit in nicht geringen Anspruch. In dem Kampfe des Hohenstaufen Philipp und des Welfen Otto um die Kaiserkrone, stand Leopold auf der Seite des Ersteren, zog ihm mit einem auserlesenen Heere zu und verhalf ihm zum Siege, bis (21. Juni 1208) der Mordstahl Otto's von Wittelsbach das königliche Blut Philipp's verspritzte. Als sein königlicher Freund gefallen, trat Leopold, auf des heiligen Vaters Ermahnung, zu der Partei des jetzt von den deutschen Fürsten als König anerkannten Otto über, bis dessen Mißgriffe ihm den Bann des Papstes zuzogen und die Fürsten, unter ihnen auch den edlen Babenberger, von ihm entfernten.

Leopold's tapferes Herz sehnte sich nach einem heiligen Kampfe; aber kein Kreuzzug nach Palästina kam zu Stande; darum zog er nach Spanien und focht dort siegreich gegen die Mauren. Doch war seiner frommen Sehnsucht hiermit nicht Genüge geleistet; was Kaiser Friedrich II., dem er sich nunmehr entschieden zugewendet, nur versprach, eilte Leopold zur That zu machen. Die Verwesung seiner Länder in die Hände seiner Gemalin, der griechischen Theodora legend, schwang er im Januar 1217 am Hochaltare zu Lilienfeld die heilige Fahne, und brach dann, begleitet von vielen Landesedlen, mit seinen Mannen nach Palästina auf. An den Gränzen Dalmatiens stießen König Andreas von Ungarn, der Herzog Otto von Meran, Bischof Ekbert von Bamberg und andere Fürsten mit ihren kriegslustigen Schaaren zu ihm. Schnell und glücklich ging die Meerfahrt von Statten, und zu Anfang Novembers begrüßte Herzog Leopold das, seiner Familie verhängnißvolle Ptolomais, das den Löwenmuth, die unverdiente Schmach, den gerechten Zorn seines Vaters, das letzte Siechthum seines frühverblichenen Bruders gesehen. Als, ungeachtet des ruhmvollen Beginnens des Feldzuges, die meisten Fürsten sich in die Winterquartiere zurückzogen, harrte Leopold muthig in Palästina aus, nahm, trotz der wüthenden Gegenwehr der Saracenen, den festen Thurm, der den Hafen von Damiata sperrte, und bereitete durch einen glänzenden Sieg am 31. März 1219 die Eroberung der letzteren Stadt vor, welche zugleich

den Schlüssel zu Egypten bot. — Mitten aus seiner Siegesbahn rissen ihn die Angelegenheiten Deutschlands. Kaiser Friedrich ehrte ihn, indem er seinen Sohn, den römischen König Heinrich, am 1. November 1225 mit Leopold's Tochter Margaretha verheiratete. Gleichzeitig vermälte sich des Herzogs ältester Sohn, Heinrich, mit Agnes, der Tochter des salischen Landgrafen Hermann I. von Thüringen, des Freundes und Gönners der edlen Minnesänger.

Als im Jahre 1226 der Herzog Leopold sich in Tirol befand, wohin er seinen königlichen Schwiegersohn begleitet hatte, wagte sein leiblicher Sohn Heinrich plötzlich die Fahne des Aufstandes gegen seinen Vater zu erheben, nahm Hainburg und vertrieb seine Mutter aus dieser Feste. Leopold eilte herbei, demüthigte den unnatürlichen Sohn und verzieh ihm dann voll väterlicher Zärtlichkeit. Heinrich überlebte seine Missethat nicht lange; er starb unter Reue und Schmerzen schon am 29. September 1228.

Hatte der glorreiche Leopold solches Leid in seiner Familie zu beklagen, so sollte er auf einer anderen Seite in seinem Hause doppelten Ruhm und Glanz ernten; denn der römische König Heinrich (VII.) ließ am 28. März 1227 auf dem Reichstage zu Aachen seine Gemalin Margaretha als römische Königin krönen. Das Schicksal vertauschte später diese Königskrone gegen die Krone der Leiden. Margaretha sah den Ausgang ihres Geschlechtes und jenen ihres Gemals, sah den Streit um das Erbe der Babenberger, die Wirren und Schreckniſse des Zwischenreiches, den Undank ihres zweiten Gemals, und starb einsam, am gebrochenen Herzen (28. Oktober 1267).

Noch hatte das Glück nicht seine volle Schale über Leopold ausgeleert. Im August 1228 versammelte der römische König Heinrich die ersten Fürsten des Reiches zu Eßlingen in Schwaben, und ertheilte bei dieser Gelegenheit seinem Schwiegervater, dem Herzoge Leopold, einen herrlichen Freiheitsbrief, der, die früheren, namentlich jenen Kaiser Friedrich's I., bestätigend und ergänzend, den Glanz und die Würde des Hauses Oesterreich noch mehr über alle anderen, damals regierenden Häuser erhob.

Später übernahm Leopold die schöne Pflicht, den zürnenden Papst und den trotzenden Kaiser mit einander zu versöhnen. Es gelang ihm, den heiligen Vater für mildere Bedingungen zu stimmen, und er eilte mit dieser frohen Kunde zu dem Kaiser nach San Germano in Apulien. Aber hier erkrankte er an dem ungewöhnlichen Klima, und verhauchte am 28. Juli 1230 seinen edlen Geist. Sein Herz, das sanft und doch muthig geschlagen, nahm die nahe gelegene Benediktinerabtei auf dem Berge Cassino an sich; seinen Leichnam aber empfing, nach seinem ausdrücklichen Willen, die von

ihm geſtiftete Ciſtercienſerabtei Lilienfeld. Er hatte vierundfünfzig Jahre gelebt, zweiunddreißig regiert. Das ganze Reich beklagte ſeinen Tod; der Papſt ehrte gefühlvoll das Andenken des „chriſtlichen Fürſten;" unbeſchreiblich war in Oeſterreich der Schmerz um den hingeſchiedenen „Vater des Vaterlandes."

Wenn Leopold beſonnen und thätig in die Angelegenheiten des Reiches eingegriffen, ſo war ſein Walten im Innern ſeiner Lande noch weiſer und ſegenvoller. Vor Allem hatte ſich Wien ſeiner Liebe zu rühmen, und ſeiner Wohlthaten ſich zu freuen. Er vollendete die von ſeinem Vater begonnene Erweiterung Wiens, und erbaute, da die alte Burg (auf dem jetzigen Hofe) zu dem vergrößerten Hofſtaate nicht mehr ausreichte, für ſich eine neue Burg, auf der Stelle der heutigen (des Schweizerhofes und der Stallburg), ein Viereck mit vier ſtarken Thürmen. Nach vollendetem Baue erhob er an dieſer Burg eine Kirche zu Ehren unſerer lieben Frauen und des Erzengels Michael, ſammt Pfarrhof. Den von ihm nach Oeſterreich gezogenen minderen Brüdern erbaute er ein Kloſter in der damaligen Vorſtadt; auch den Dominikanerorden berief der fromme Fürſt aus Ungarn in ſein Land, und räumte ihm das bisherige Tempelhaus ein. Die von ihm mit Lebhaftigkeit wieder aufgenommene Idee, ſeine Reſidenz durch einen Biſchofsſitz zu verherrlichen, ſcheiterte leider an den politiſchen Wirren ſeiner Zeit und der Eiferſucht des Biſchofs Mangold von Paſſau. Leopold öffnete den Rittern vom deutſchen Orden und den Johanniterrittern, die in Paläſtina ſeine Waffenbrüder geweſen waren, den Eingang in ſeine Lande. Von einigen Edlen, die Lilienfelder genannt, erkaufte er am Eingange einer reizenden Alpengegend ein Thal, und ſtiftete hier 1202, zu Gunſten des von ihm beſonders verehrten Ordens der Ciſtercienſer, die Abtei Lilienfeld, mit Gütern, Einkünften und Freiheiten ſie reich begabend.

Die Macht ſeines Hauſes und den Umfang ſeiner Beſitzungen vergrößerte er durch mehre Erwerbungen. Um zweitauſend Mark Silber brachte er die Grafſchaft Retz nebſt der gleichnamigen Ortſchaft in Niederöſterreich, an der mähriſchen Gränze, als freies eigenes Gut an ſich, ſo wie durch das Ausſterben der beiden nahe verwandten gräflichen Geſchlechter von Peilſtein und Morn deren beträchtliche Lehen an den Herzog zurückfielen. Durch Kauf gingen die Städte Linz, Wels und Grein, die Herrſchaften Ottensheim, Wechſenberg und Hartſtein mit allen Zubehörungen an ihn über. Desgleichen erkaufte er 1229 von dem Biſchofe Gerold von Freiſing die erſten Beſitzungen im heutigen Herzogthume Krain, nämlich die von

dem verſtorbenen Markgrafen Heinrich von Iſtrien zu Lehen vom Bisthume Freiſing getragenen Beſitzungen, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Erwerbung des ganzen Landes Krain.

Wie alle übrigen Theile der Verwaltung, ſo umfaßte Leopold's landesväterlicher Blick auch das, vor ihm noch ſo verworrene Gebiet der Geſetzgebung. Gleich beim Antritte ſeiner Regierung (1198) verlieh er der Donaukönigin Wien ein Stadtrecht (eines der älteſten in ganz Deutſchland), an deſſen Spitze er folgende, ſeine Denkungsart bezeichnende Worte ſetzte: „Die Ehre und Glorie der Fürſten verbreitet ſich durch den Frieden und Wohlſtand der Unterthanen. Der Name des Herrſchers wird der Nachwelt heilig, wenn Milde der Hauptzug ſeines Herzens und Rechtſinn der Schirm der Bürger war. Durch Erfindung weiſer Geſetze und Beſtätigung guter Gewohnheiten gewinnt man das Heil und die Seligkeit bei Gott.“ — Den Bürgern des von ihm in allen Beziehungen begnadeten Wien's lieh er, zur Beförderung ihres Handels, dreißigtauſend Mark Silbers aus ſeiner Rentkammer, und von Alt und Jung wurde er hier geliebt und verehrt. Einſt zur Weihnachtszeit ritt er zu ſeinem Vergnügen in der Stadt herum. Das Volk begrüßte ihn mit frohem Zuruf. Gerührt durch ſolche Beweiſe der Anhänglichkeit, geſtattete er der Bürgerſchaft, ihn um eine Gnade zu bitten. Da baten die Bürger ihren leutſeligen Herzog: er möge Befehl ertheilen, daß alles Geld, ſo man ihnen ſchulde, auf einen von ihm zu beſtimmenden Tag ohne allen weiteren Verzug gezahlt werden müſſe. Willig gewährte er dieſe Bitte und verhalf den Bürgern zu ihrem Gelde. — Eine hochwichtige Wohlthat erzeugte er der Stadt 1208 durch Errichtung eines Spitals, Stiftung einer Kirche und Einführung des Ordens der Ritter des heiligen Geiſtes, in Saxia genannt, deſſen Glieder ſich der Pflicht unterzogen, Armen, Waiſen, Fremden und Kranken Hilfe zu leiſten.

Wie er ſeiner Hauptſtadt Wien ein Stadtrecht verliehen, ſo gab er Oeſterreich ein Landrecht umfaſſenden Geiſtes, älter, als der nie zu voller Geſetzeskraft gediehene Schwabenſpiegel, doch häufig mit ihm im Einklange.

Doch nicht nur das äußere Wohlergehen ſeiner Staaten, auch den veredelnden Geiſt der Schönheit und der Künſte pflegte er mit edlem und zartem Sinne. Ritterthum und Geſang feierten unter ihm ihre ſchönſte Blütenzeit und trugen ſeinen Ruhm weit in alle Lande. Im Liede der Nibelungen, deſſen letzte Bearbeitung in dieſe Zeit fällt, leuchtet immer hoch oben an, als Tummelplatz der Recken und Helden, als Hochzeitort

der Könige, die Stadt zu Wienne. Iſt doch vielleicht unter dem Rüdinger von Pechlarn gar Leopold ſelbſt gemeint. Allenthalben führten die deutſchen Sänger Leopold's Ruhm und Weisheit im Munde. Als um das Jahr 1207 in den Thüringer Gauen, am Hofe des liederfreudigen Landgrafen Hermann, auf der alten Wartburg jener berühmte Sängerkrieg ſich entſpann, da ſang Heinrich von Oſterdingen, der Ehrenhafte, mit begeiſternder Weihe das Lob des Herzogs Leopold, der „Sonne" deutſcher Lande. Dieſen feierten auch die Geſänge Walter's von der Vogelweide, als einen zweiten König Artus, deſſen Milde dem ſüßen Regen ähnlich und ſonſt ihm Niemand gleich.

Herzog Leopold hatte Oeſterreich einen langen Frieden geſchenkt, alle vor ihm gelegten Keime der Kultur mit weiſer Hand gepflegt, Wien verherrlicht und verſchönt, die Geſetzgebung geordnet und befeſtigt, des Landes Einfluß im deutſchen Rathe geſteigert, und über Oeſterreich und Steyer alle Segnungen gebracht, die einer langen, wohlbeſtellten Regierung nur zu entkeimen vermögen. Seinen kriegeriſchen Ruhm hatte er ſich nicht auf den blutbeſprengten Fluren des eigenen Vaterlandes, ſondern in fremden Welttheilen im heiligen Kampfe geholt, und ſein letztes Werk war noch das der Verſöhnung zwiſchen Thron und Kirche. Ihm folgte im Herzogthume ſein Sohn Friedrich, der ſich den Beinamen des Streitbaren erwarb, um nach kurzem Traume von Unruhe, Glück und Sieg in die Gruft zu ſteigen und die ehrwürdige Fürſten- und Heldenreihe der Babenberger zu beſchließen.

N. J. Marquis v. Maiſon,

Pair und Marſchall von Frankreich.

Geboren 1771. Geſtorben 1840.

Unter jenen Männern, welche in neueſter Zeit der allbeſiegende Tod aus der Tafelrunde der Napoleoniden hinwegriß, befindet ſich auch N. J. Maiſon. Der Sohn eines Bauern, wurde er den 19. Dezember 1771 zu Epinay bei St. Denis geboren, trat frühzeitig in Militärdienſte, wurde 1792 Offizier,

bald nachher Kapitän, machte als ſolcher die Schlacht bei Jemappes muthvoll mit, wurde aber 1793 im Anklageſtand geſetzt und ohne Verhör ſeines Dienſtes entlaſſen. Nachdem er freigeſprochen war, trat er wieder in die Reihen der Armee als Adjutant des Generals Goguet ein, machte 1794 den Feldzug der Nordarmee mit, war bei Fleurus und wurde, bei Eroberung der Brücke von Limburg (1796), Bataillonschef. Er focht dann bei den franzöſiſchen Armeen in Italien und Deutſchland, wurde 1799 Generaladjutant und vom damaligen Kriegsminiſter Bernadotte zur Rheinarmee beordert, kämpfte dann in Holland gegen die Engländer und Ruſſen, wurde nach dem Frieden von Amiens Befehlshaber eines Departements und nahm an der Beſetzung Hannovers unter Bernadotte (1805) Theil. Er kämpfte bei Auſterlitz, verfolgte, zum Brigadegeneral ernannt, nach der Schlacht bei Jena (1806) Blücher bis nach Lübeck, wurde nach Einnahme der Stadt Gouverneur daſelbſt und 1807 Chef des Generalſtabs des dort ſtationirten franzöſiſchen Armeekorps. Unter Marſchall Victor war er 1808 bei der Armee in Spanien, trug durch Tapferkeit und Muth zum Siege der franzöſiſchen Waffen bei Espinoſa de los Monteros bei, bemächtigte ſich auch der Umgebungen Madrids, wurde aber bei der Einnahme der Hauptſtadt verwundet und ging daher nach Frankreich zurück. Von ſeinen vielfachen Wunden geheilt, kämpfte er unter Bernadotte (1809) bei Bergen op Zoom und befehligte ſpäter in Rotterdam, dann im Lager vor Utrecht. Der ruſſiſch-franzöſiſche Feldzug rief Maiſon zu neuer Thätigkeit auf den Feldern des Ruhmes. Auch hier bewährte er die alte Tapferkeit und Klugheit; daher der Kaiſer Napoleon ihn bei Potolsk zum Diviſionsgenerale ernannte und ihm beim Rückzuge nach der Bereſina den Titel eines Barons verlieh. Nachdem er dem verwundeten Marſchall Oudinot im Kommando des ihm untergebenen Armeekorps gefolgt war und mit dieſem den Rückzug der Armee nach der Weichſel gedeckt hatte, nahm er auch am Feldzuge von 1813 und 1814 nicht geringen Antheil. Während der Schlacht bei Lützen am 1. und 2. Mai 1813 zog er in Leipzig ein, war mit bei Bautzen, deckte den Rückzug nach der unglücklichen Schlacht an der Katzbach, war ſpäter beim Heere Murat's vor Leipzig und zu Ende des Jahres 1813 beauftragt, als Oberbefehlshaber der Nordarmee den Rhein gegen die Alliirten zu behaupten. War er vom Kaiſer zum Lohne für ſeine großen militäriſchen Verdienſte zum Großoffizier der Ehrenlegion und zum Grafen ernannt worden, ſo zeigte er 1814, namentlich in den Tagen des untergehenden Glücksſternes Napoleons, große Ausdauer und wahres militäriſches Talent. Er ſchützte

Belgien vor dem Eindringen des Herzogs von Weimar und des Kronprinzen von Schweden, mußte ſich aber ſpäter von Antwerpen auf Lille zurückziehen, bis er mit fünftauſend Mann die Verbindung mit erſterer Stadt wieder herſtellte und durch Unerſchrockenheit und Muth die Schlacht bei Courtray gegen Thielemann und Walmoden gewann. An denſelben Tagen waren die Alliirten in Paris eingerückt. Kaum hatte Maiſon dieſes vernommen, als er in Eilmärſchen dahin vordrang, zu dem Ende bei Quievrain die Sachſen angriff, hier aber die Abdankung Napoleons erfuhr. Er ſchloß daher am 7. April einen Waffenſtillſtand ab, zog ſich nach Lille zurück und ſandte der neuen Regierung ſeine Unterwerfung ein. Auch wußte Maiſon die dort liegenden Truppen, welche ſich derſelben zu widerſetzen drohten, zu beſchwichtigen, weshalb er nicht nur vom Grafen Artois ſchriftlich belobt, ſondern zum Ludwigsritter und zum Pair ernannt wurde. Maiſon war im März 1815 Gouverneur von Paris, als Napoleon Elba verließ und ſchnell auf die Hauptſtadt marſchirte. Er wurde unter dem Herzoge von Berry Kommandant der vor Paris zuſammengezogenen Truppen, ſollte aber von einem dem Kaiſer treu ergebenen Offizierkorps feſtgenommen werden. Dieſem Anſchlage entzog er ſich durch die Flucht, begleitete den König Ludwig XVIII. nach Belgien und wurde, nachdem er während der hundert Tage ſeiner Stellen für verluſtig erklärt worden war, bei der zweiten Rückkehr der Bourbons nach Frankreich wieder Gouverneur der erſten Militärdiviſion. Als Mitglied des Kriegsgerichtes über Marſchall Ney erklärte er ſich nebſt Mehren als inkompetent, was wahrſcheinlich ſeine Verſetzung von Paris nach Marſeille im Januar 1816, wo er Kommandant der achten Militärdiviſion wurde, veranlaßte. Bei der neuen Organiſation der Pairskammer (den 13. Auguſt 1817) wurde er Marquis, und zeichnete ſich, ſo oft Nationalfreiheiten zur Sprache kamen, durch Freimüthigkeit und Unabhängigkeit aus. Als im Jahre 1828 Frankreich ein Armeekorps nach Morea ſandte, erhielt Maiſon den Oberbefehl, wurde 1829 Marſchall von Frankreich und kehrte, nachdem die Türken beinahe gänzlich vertrieben waren, mit dem größten Theile der Okkupationsarmee (1829) nach Frankreich zurück.

Während der Julitage erklärte er ſich für Ludwig Philipp, vertheidigte 1830 die Konſtitution in der Pairskammer, und geleitete mit Odilon-Barrot und Schonen den König Karl X. nach Cherbourg. Er gehörte dann zu den Miniſterephemeren der neuen Dynaſtie, indem er im November 1830 durch vierzehn Tage ſich im Beſitze des Portefeuille der auswär-

tigen Angelegenheiten befand. Hierauf ging er als Geſandter nach Wien, und 1833 in gleicher Eigenſchaft nach St. Petersburg. Eine königliche Ordonnanz vom 30. April ernannte ihn zum Miniſter-Staatsſekretär des Kriegsweſens, welchen Poſten er bis in das folgende Jahr bekleidete. Der Tod überraſchte ihn unerwartet in Paris.

S. Ch. Graf Valée,

Marſchall von Frankreich.

Geboren 1773.

Die Kämpfe der Franzoſen in Algier haben, wie einſt die Kreuzzüge in Paläſtina und Spanien, den Grund zu einem modernen fränkiſch-mauriſchen Ritterthume gelegt, aus welchem ſchon manche intereſſante und für die Geſtalt der Zeitgeſchichte bezeichnende Perſönlichkeit emporgeſtiegen iſt. Je weniger abgeſchloſſen jedoch bis jetzt ſowohl jene Vorgänge, wie auch die Laufbahn und die Schickſale unſeres Helden ſich darſtellen, deſto mehr werden wir uns hier auf eine bloße Ueberſicht beſchränken müſſen.

Silvain Charles Graf Valée wurde zu Brienne-le-Château im Departement Aube am 17. Dezember 1773 geboren. Im September 1792 trat er als Souslieutenant in die Artillerieſchule zu Chalons ein, wurde im folgenden Jahre zum Lieutenant der Artillerie befördert, nahm in dem hierauf beginnenden Feldzuge in den Niederlanden an den Belagerungen von Charleroi, Landrecies, Quesnoy, Valenciennes, Condé und Maſtricht Theil, und zeichnete ſich vorzüglich bei dem Uebergange über den Rhein bei Neuwied aus. Im Jahre 1795 zum Kapitän ernannt, that er ſich dann in den folgenden Feldzügen, namentlich in den Schlachten bei Würzburg, Möskirch und Hohenlinden, durch Unerſchrockenheit und Geſchick im Manoeuvriren der Batterien hervor. Im Juni 1804 wurde er zugleich zum Oberſtlieutenant und zum Ritter des neu geſtifteten Ordens der Ehrenlegion ernannt. Im Juni 1806 diente er in dem Feldzuge in Deutſchland als Unterchef des Generalſtabes der Artillerie und zeichnete ſich namentlich in der Schlacht bei Jena aus, worauf ihn der Kaiſer im Januar 1807 zum

Oberſten des erſten Artillerieregiments ernannte. Nachdem er hierauf noch in den zwei folgenden Jahren bei der Hauptarmee in Deutſchland verweilt hatte und in Folge ſeines ausgezeichneten Benehmens in den Schlachten bei Eylau und Friedland zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden war, übertrug ihm der Kaiſer das Kommando der Artillerie des dritten Korps der ſpaniſchen Armee. Er verließ Deutſchland zu Anfang des Jahres 1809 und begab ſich nach Spanien, wo er das Vertrauen, welches der Kaiſer in ihn geſetzt hatte, bei mehren Gelegenheiten auf das Glänzendſte rechtfertigte. Im Auguſt 1810 zum Brigadegeneral befördert, erntete er neuen Ruhm bei den Belagerungen von Lerida, Tarragona, Tortoſa und Valencia, und erhielt ſchon im Auguſt 1811 zum Lohne den Grad eines Diviſionsgenerals. Als ſolcher zeichnete er ſich auch noch während der Jahre 1812 und 1813, vornehmlich in der Schlacht bei Caſtella, am 13. April 1813, rühmlichſt aus, und kehrte erſt nach Napoleon's Abdankung wieder nach Frankreich zurück. Ludwig XVIII. verſagte ſeinen Talenten die Anerkennung nicht und ertheilte ihm ſchon im Juni 1814 das Ludwigskreuz, ernannte ihn gleich darauf zum Generalinſpektor der Artillerie, demnächſt zum Kommandanten, und zu Anfang des Jahres 1815 zum Großoffizier der Ehrenlegion. Nichtsdeſtoweniger ſchloß er ſich während der hundert Tage wieder an Napoleon an und übernahm das Kommando der Artillerie des fünften Armeekorps. Gleichwohl nahm ihn Ludwig XVIII. auch bei der zweiten Reſtauration wieder zu Gnaden an, und ernannte ihn abermals zum Generalinſpektor und zum Berichterſtatter des Centralkomité der Artillerie. Die Dienſte, welche er in dieſer Stellung leiſtete, wurden im Auguſt 1822 durch das Großkreuz der Ehrenlegion belohnt. Während der Reſtauration und in den erſten Jahren der Julimonarchie, für welche ſich Valée gleich zu Anfang erklärte, that er ſich nicht weiter hervor, ſondern lebte mehr in der Zurückgezogenheit den tieferen Studien ſeines Zweiges der Kriegswiſſenſchaften. Er machte ſich zuerſt wieder bemerklich, als er 1837 den General Damrémont nach Afrika begleitete, um an der zweiten Expedition gegen Conſtantine Theil zu nehmen. Unter den Mauern dieſer Stadt übernahm er, nach dem Tode des Generals Damrémont, das Oberkommando des Expeditionskorps, und nach der Einnahme der Stadt erhielt er kurz darauf mit dem Marſchallsſtabe das Generalgouvernement der franzöſiſchen Beſitzungen in Afrika.

Was die unter ſeine Verwaltung fallenden ſpäteren Ereigniſſe in Algier betrifft, ſo war Valée, im Geiſte des von ihm einmal angenomme-

nen und mit ſtrenger Konſequenz durchgeführten Syſtemes, dem Kriege gegen Abd-el-Kader nicht gewogen. Er ſuchte ihn um jeden Preis zu vermeiden, verſchob ihn, obgleich er ſeine Unvermeidlichkeit wohl erkannte, ſo lange wie möglich, und blieb am Ende wider Willen der angegriffene Theil. Dieſes bedingte die falſche Stellung Frankreichs zu Abd-el-Kader in dieſem Kriege, über welche man dem Marſchall nicht mit Unrecht harte Vorwürfe machen zu können geglaubt hat. Eines der Hauptmomente dieſes Barbarenkrieges war die heldenmüthige Vertheidigung von Mazagran am 2. Februar 1840. Gleichſam die Einleitung zu den größeren, auf das Frühjahr feſtgeſetzten Operationen bildete die Beſitznahme von Scherſchel im März 1840. Ein zu dieſem Zwecke detaſchirtes Expeditionskorps ſammelte ſich ſchon in den erſten Tagen dieſes Monats an der Chiffa, durchzog ohne Widerſtand die Ebene der Hadſchuten und das Gebiet der Kabilen von Chenouan, drang dann in das Thal des Ued Hakem vor, und beſetzte am 13. März das von den Einwohnern gänzlich verlaſſene Scherſchel. Während dieſes Streifzuges nach der Meeresküſte hin ſammelte ſich das Hauptkorps zu dem größeren Feldzuge ins Innere in der Umgegend von Blidah. Der Aufbruch desſelben verzögerte ſich, da auch die Herzoge von Orleans und Aumale, die noch erwartet wurden, an dem Feldzuge Theil nehmen wollten, bis gegen Ende des April. Erſt am 27. April brach das ganze Korps, 20,000 Mann ſtark, von Blidah auf, rückte in die Ebene der Hadſchuten, und drängte den Bei von Miliana, welcher bei dem Gehölze von Kaenzas Widerſtand leiſten wollte, nach ſeinem Lager am Affrum zurück, welches mit Sturm genommen wurde. Nach zweitägigem Verweilen daſelbſt wurde eine rückgängige Bewegung gemacht, welche zum Zwecke hatte, die feindlichen Horden, welche unterdeſſen von allen Seiten auf die Ebene Metidſcha einbrachen, im Schach zu halten. Erſt am 2. Mai rückte man auf der Straße von Medeah wieder nach Süden hin vor, und ſchlug am Fuße des Atlas, drei Lieues von Blidah, Lager. In dieſer günſtigen Poſition, von welcher aus Valée zugleich die Ebene und die Wege nach Miliana und Medeah beherrſchte, wurden einige Verſchanzungen angelegt und mehre Tage damit hingebracht, die Umgegend von den feindlichen Streifkorps zu ſäubern. Am 7. Mai erſtieg man die erſten Abhänge des Atlas, wandte ſich dann aber ſogleich wieder gegen Scherſchel hin, welches ſeit ſechs Tagen von den durch Abd-el-Kader aufgewiegelten Kabilenſtämmen der Umgegend blockirt wurde und ſchleunig entſetzt werden mußte. Nicht ohne Mühe, unter harten Kämpfen und mit

ſchweren Verluſten ſchlug man ſich durch die dichten Kabilenhaufen nach Scherſchel durch, welches eine verſtärkte Garniſon erhielt. Am 9. Mai wandte ſich von da aus das Hauptkorps ſogleich wieder ſüdlich nach dem Atlas hin und erreichte am 12. Mai den berüchtigten Hochpaß, welcher unter dem Namen des Col du Teniah bekannt iſt. Gegen ſechstauſend Araber unter Abd-el-Kader's eigener Führung wollten den Franzoſen den Durchzug wehren, wurden aber, nach einem verzweifelten Widerſtande, geworfen, und ließen ihre Verſchanzungen in den Händen der Feinde, welche hier abermals einige Tage weilten. Am 17. Mai wurde von hier aus das menſchenleere, nur vier Lieues entfernte Medeah beſetzt, welches eine Garniſon und für zwei Monate Lebensmittel erhielt. Der Reſt der Armee zog ſich am 20. Mai wieder nach dem Atlas zurück, hatte hier noch einen harten Kampf gegen Abd-el-Kader zu beſtehen, traf aber doch bereits am 22. wieder im Lager von Blidah ein. Valée war am 23. Mai bereits in Algier, und die beiden Prinzen ſchifften ſich gleich darauf wieder nach Frankreich ein.

Dieſes waren die erſten, im Ganzen doch nur geringen Reſultate des viel verſprechenden Feldzuges. Ein energiſcheres Vordringen wurde gleich damals durch die bedenkliche Lage verhindert, in welcher man im Rücken die Umgegend der Hauptſtadt gelaſſen hatte. Noch während man am Teniah ſtand, brachen unerwartet ungeheure Haufen von Arabern und Kabilen auf die Ebene ein, machten Alles, was ſie erreichen konnten, nieder und verbreiteten Schrecken und Entſetzen bis unter die Mauern von Algier. Schon damals erhoben ſich die bitterſten Klagen über Valée, welchem man einen gänzlich verfehlten Plan des Feldzuges und eine unverzeihliche Vernachläſſigung in der Herbeiſchaffung der dazu nöthigen Mittel vorwarf. Um ſich zu rechtfertigen, rückte er indeſſen ſchon in den erſten Tagen des Juni wieder in's Feld und beſetzte am 8. Juni das von Abd-el-Kader in Brand geſteckte Miliana. Die Umgegend wurde mit Feuer und Schwert verheert, und in Miliana blieb eine angemeſſene Beſatzung mit Lebensmitteln auf ſechzig Tage zurück. Der Rückzug war auch hier nicht ohne Schwierigkeiten. Am 15. Juni kam es abermals am Paß von Teniah zu einem mörderiſchen Gefechte, in welchem die Verluſte der Franzoſen höchſt bedeutend waren, und gleichzeitig dauerten die Räubereien und Einfälle der Horden Abd-el-Kader's auf der Ebene Metidſcha auf die beunruhigendſte Weiſe fort. Während der großen Hitze der Sommermonate war nun freilich an eine wirkſame Fortſetzung des Feldzuges nicht zu denken. Am 5. Juli

traf Valée wieder in Algier ein und ließ es ſich ſeitdem vorzüglich angelegen ſeyn, theils die Ebene und Umgegend von Algier rein zu halten, theils aber auch für die Verproviantirung der neu beſetzten Orte Medeah und Miliana zu ſorgen. Das Erſtere gelang ihm nicht nach Wunſche, da während des Juli und Auguſt die Einfälle der Horden Abd-el-Kader's auf der Ebene fortdauerten und Algier ſelbſt zu wiederholten Malen ernſtlich bedroht war. Wo es mit dieſen Horden zu offenem Kampfe kam, blieb der Sieg allerdings wohl meiſt, wenn auch nicht ſelten theuer erkauft, auf Seiten der Franzoſen, wie namentlich auch in mehren Gefechten, welche die Beſatzungen von Medeah und Miliana zu beſtehen hatten; allein im Ganzen war dadurch für den Ausgang des Krieges wenig gewonnen. Die überhaupt nicht ſehr beträchtlichen Streitkräfte mußten zu ſehr zerſplittert werden, um nur das Zunächſtliegende zu decken, und an größere durchgreifende Operationen war ſchon deshalb nicht zu denken, weil bei den geſpannten Verhältniſſen, welche der Traktat vom 15. Juli herbeigeführt hatte, von Verſtärkungen der afrikaniſchen Armee keine Rede ſeyn konnte, und es, im Falle eines damals ſehr gefürchteten Bruches mit England, vor Allem nöthig war, die Küſten gegen plötzliche Ueberfälle zu decken. Schon dieſes war Grund genug, warum der Reſt des Jahres ohne bedeutende Vorfälle und ohne eine weſentliche Veränderung in der Stellung der kriegführenden Parteien zu einander vorüberging. Es trat ein gewiſſer Status quo ein, welcher eben ſo ſehr die Schwäche der Franzoſen, wie die Entkräftung Abd-el-Kader's offenbarte, aber den Erſteren nichtsdeſtoweniger die Ueberlegenheit ſicherte, welche ſie, wie in der Provinz Algier, ſo auch in Oran und Konſtantine bei mehren harten Kämpfen zu behaupten gewußt hatten. Erſt gegen Ende des Jahres 1840, als die Beſorgniſſe wegen des Ausbruches eines europäiſchen Krieges etwas in den Hintergrund getreten waren, wurde wieder ernſtlich an die Fortſetzung des afrikaniſchen Krieges gedacht. Um der Sache nun wenigſtens durch eine entſchiedene Maßregel einigen Aufſchwung zu geben, beſchloß das Miniſterium vom 29. Oktober 1840, in Betracht der häufig genug gegen den Generalgouverneur erhobenen Vorwürfe, die Abberufung desſelben und ernannte den General Bugeaud zu ſeinem Nachfolger. In Algier ſelbſt wurde dieſe Veränderung wenigſtens nicht von allen Parteien mit gleichem Wohlgefallen aufgenommen, und eine förmliche Deputation der Koloniſten drückte Valée ihr lebhaftes Bedauern aus, welches er wenigſtens als eine letzte Rechtfertigung ſeiner dreijährigen Verwaltung betrachten konnte. Auch die officiellen Jour-

nale in Frankreich ſuchten ſeine Abberufung zu bemänteln. In den letzten Tagen des Januar 1841 ſchiffte er ſich nach Frankreich ein und landete am 3. Februar in Port-Vendres. — Die Akten über Valée's Verhalten und über die Ergebniſſe ſeiner Thaten können in dieſem Augenblicke noch nicht als geſchloſſen angeſehen werden, und der fernere Gang der Begebenheiten in Algier wird ſein Ankläger oder ſein Vertheidiger werden.

Jakob von Berzelius.

Geboren 1779.

Unter die intereſſanteſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Wiſſenſchaften gehört die merkwürdige Wandlung, welche, dem Geiſte der Jahrhunderte gemäß, aus dem abenteuerlichſten, myſtiſcheſten, abſtruſeſten Zweig der Forſchung unerwartet den praktiſcheſten, nüchternſten, am nützlichſten in das geſellige Leben eingreifenden geſtaltete. Dieſes Schickſal traf die Chemie. Im Mittelalter, unter dem Namen der Alchymie, ein Sammelplatz aſtrologiſcher, ſpiritualiſtiſcher u. dgl. Träumereien, die nur den mährchenhaften Zweck hatten, den Stein der Weiſen, das Geheimniß des ewigen und zeitlichen Lebens, zu finden, ward dieſelbe Wiſſenſchaft, zweihundert Jahre ſpäter, durch Stahl, und in einem noch nüchterneren Jahrhunderte beſonders durch Lavoiſier zu einer ganz empiriſchen, auf Beobachtung gegründeten, weitere Entdeckungen begründenden, für's Leben nutzbringenden, durch ihre, alle Willkür ausſchließende Kunſtſprache auch höchſt genauen und ſicheren Erkenntniß. Dieſe Ausbildung wuchs mit der immer lebhafteren Richtung des Zeitgeiſtes auf Induſtrie und Technik. Die große Anwendbarkeit der Chemie in allen Künſten und Gewerben, in Ackerbau und Haushalt, hat ihr denn beſonders in unſeren Tagen, den Tagen der Induſtrie, eine beſondere Geltung verſchafft. Zu dieſer Geltung trug, nebſt den glücklichen Würfen, welche Einzelne durch ihre Hilfe für's Leben gemacht hatten, der Ruhm ihrer genialſten Bearbeiter zumeiſt bei, unter welchen vor Anderen Berzelius hervorragt.

Zu Linköping in Oſtgothland geboren, ſtudirte er von ſeinem ſechzehnten Lebensjahre an in Upſala die mediciniſchen und Naturwiſſenſchaf-

Denkens verbreitete. Erſt überſchätzt, wurden auch dieſe Beſtrebungen, wie ſo viele andere, einſeitige, aber immerhin fördernde, bald darauf allzu gering geſchätzt, und ſind beinahe, — wenigſtens bei einem großen Theile unſerer Zeitgenoſſen, die ſich, wie die Zeit ſelbſt, dem rein Praktiſchen und Techniſchen zuwenden, — vergeſſen. Man möchte ihnen wohl Börne's treffendes Wort zurufen: „Ihr habt die Naturphiloſophie vergeſſen, wie man eigennützig über dem ſpendenden Herbſt den verheißenden Frühling vergißt! Ihr denkt nicht daran, daß, wenn ihr die Naturphiloſophie entbehren gelernt habt, dieſe ſelbſt es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt hat.“ Unter allen Naturphiloſophen aber, welche mit ſelbſtſtändigem Geiſte, reellen Kenntniſſen und praktiſchem Sinne, die Wiſſenſchaft durch allſeitige Bearbeitung, Aufhellung einzelner Gegenſtände, Berichtigung falſcher Vorſtellungen, wahrhaft bereicherten und vervollkommneten, ſteht der geniale Lorenz Oken oben an.

Kein Anderer hat die Ideen dieſer Philoſophie umfaſſender, folgerichtiger und mit ſo beſtändiger und detaillirter Hinweiſung auf die Natur, in lebendige Anwendung gebracht, als dieſer ausgezeichnete Mann. Von den empiriſchen Naturforſchern und Aerzten wird eigentlich nur Er als der eigentliche und giltige Repräſentant jener Schule angeſehen; ſeine Ausſprüche werden anerkannt, und manche geiſtvolle und fruchtbare Bearbeitung ſpecieller Gegenſtände iſt aus ihrer Benützung hervorgegangen. Seine wiſſenſchaftliche Laufbahn begann eigentlich im Jahre 1807, als er von Göttingen, wo er bereits mehre Jahre als Privatdocent gelebt und gelehrt hatte, als Profeſſor nach Jena berufen ward. Hier fanden ſeine Vorträge über alle Zweige der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft bald warmen Beifall. Der Umſtand, daß er mit den weitausgreifendſten metaphyſiſchen Spekulationsergebniſſen ſo viele reale Kenntniſſe, und — was man bis dahin für faſt unvereinbar gehalten hatte — eine gewiſſe lebendige Popularität verband, wozu die Vermeidung der fremden Ausdrücke, die er ſämmtlich durch deutſche zu erſetzen ſuchte, nicht wenig beitrug, das Feurige und Volksthümliche ſeines Charakters und ſeiner Geſinnung, konnten nicht verfehlen, zumal in jener durch gewaltige Weltſtürme bewegten Epoche, ihm beſonders den Enthuſiasmus der edler ſtrebenden deutſchen Jugend zuzuwenden, den er durch eine jugendlich warme, ungebundene Handlungsweiſe erwiederte. Als in Weimar die Preßfreiheit ausgeſprochen war, ließ Oken — im Spätherbſte 1816 — die Iſis erſcheinen, ein zwar vorzugsweiſe naturwiſſenſchaftliches Blatt, in welches er aber alle, von jeder

LXXVII

Seite her reichlich zuſtrömenden Klagen und Beſchwerden aufnahm. Leicht waren die unmittelbaren, ſchwerer die mittelbaren, ſpäter erſcheinenden Folgen eines ſolchen Schrittes zu berechnen. Oken verwickelte ſich in die größten Unannehmlichkeiten; ein Blatt der Zeitſchrift ward konfiszirt, und auf ſeinem eigenen Streben blieb der Schein einer gewiſſen Tendenz zum Unruheſtiften; ein Schein, der ihn denn auch ſpäter, obwohl er durch die Unterſuchung ſelbſt völlig frei von aller Schuld geſprochen wurde, auf die für ihn unangenehmſte Art in die Wartburgſache verwickelte. Es ward ihm, unter ſolchen Umſtänden, von der weimariſchen Regierung die Alternative geſtellt: entweder die Iſis oder die Profeſſur aufzugeben. Oken — ſetzte die Iſis fort, und lebte von jener Zeit an als privatiſirender Gelehrter in Jena fort, mit ſeinen Studien in abgeſchloſſener Stille emſig beſchäftigt. Während einer Reiſe hielt er in Baſel einige Vorleſungen, und ging ſodann im Jahre 1827 an die neu errichtete hohe Schule in München; hier eröffnete er wieder zunächſt als Privatdocent ſeine naturhiſtoriſchen Vorleſungen, und fand den von Jena aus gewohnten Beifall. Von nun an ſetzte er mit neuer Liebe ſeine erſten, die Natur in einem höheren Sinne auffaſſenden Arbeiten fort. Mit welcher ſeltenen, unermüdlichen Thätigkeit er ihnen lebte, davon gibt die, im Verhältniſſe zur Zeit ihres Erſcheinens erſtaunliche Anzahl ſeiner Arbeiten das rühmlichſte Zeugniß. Als Hauptaufgabe dieſes Strebens aber betrachtete er: die wiſſenſchaftlich konſequente, umfaſſende Darſtellung eines allgemeinen, in ſich organiſch zuſammenhängenden, alle Sphären der Natur und ihre Elemente in ſich vermälenden Naturſyſtems, — deſſen philoſophiſche Begründung den Inhalt ſeines berühmten „Lehrbuches der Naturphiloſophie" ausmacht, und welches allerdings von allen jenen Verſuchen, welche man ſeit Juſſieu natürliche Syſteme nennt, ſehr verſchieden iſt. Bei allen dieſen einſamen Studien vergaß Oken nicht, ſein Augenmerk beſtändig auf das öffentliche Leben und Streben zu richten, und auch jene Studien aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten und zu betreiben. Einigung in Wiſſen und Leben — ſchien ihm, für Deutſchland beſonders, ein letztes, wünſchenswerthes Ziel. Ihr wendete er ſeine Kräfte, ſeine Hoffnungen zu. Mit ſechzehn Genoſſen trat Oken am 1. Oktober 1822 in Leipzig zuſammen. Er legte den Plan zu Statuten für einen „Verein deutſcher Naturforſcher und Aerzte" vor, der ſich jährlich in einer anderen Stadt des gemeinſamen Vaterlandes verſammeln ſollte. Sie wurden berathen, feſtgeſetzt, und zwei und zwanzig Verſammlungen haben ſeitdem Statt gefunden. Wenn ſie auch nichts geleiſtet hätten, als die innige, per-

ſönliche Berührung der Gelehrten, den Austauſch ihrer Anſichten und die Anregung zu wiſſenſchaftlichem Beſtreben im Publikum, — ſo hätten ſie unberechenbar viel geleiſtet, und das Vaterland wäre dem verdienſtvollen Oken auch für dieſes ſeiner Verdienſte bleibenden Ruhm und Dank ſchuldig. Oken ward von München nach Zürich als Profeſſor berufen, wo ihm nicht nur die gewohnte, ſondern auch höhere und immer allgemeinere Anerkennung ſeine raſtloſen Bemühungen lohnte. Auch das Ausland nahm von ſeinen Anſichten Kenntniß, und ihm begegnete die, für Deutſche nicht alltägliche Ehre, in der franzöſiſchen Akademie als Autorität genannt zu werden. Als er im Jahre 1842 ankündigte, bei der Verſammlung der von ihm gegründeten Geſellſchaft in Mainz gegenwärtig ſeyn zu wollen, begrüßte ihn ein freudiger Jubel. Es ehrt das Vaterland, in einer von vielfachen und äußerlichen Intereſſen zerriſſenen Zeit, den Mann der Wiſſenſchaft und des ſtillen, in ſich abgeſchloſſenen Gedankens zu ehren.

Chenier.

Geboren 1764. Geſtorben 1811.

Es gibt Charaktere, welche, unbekümmert um Beifall oder Tadel, ihre Zeitgenoſſen überſehend und von ihnen überſehen, in einſamer Stille der Idee leben und huldigen, die ſie im Buſen tragen; in ihnen verkörpern ſich die ſchönſten Gedanken der Menſchheit, und es iſt Pflicht der Geſchichte, ihr Andenken, welchem der Leichtſinn der Menſchen Gefahr droht, vor der Vergeſſenheit zu bewahren. Es gibt Andere, die, unbekümmert um das Rechte, Wahre und Schöne, blos nach dem Beifalle ihrer Zeitgenoſſen jagen, und einen kurzen, bald vergeſſenen Schimmer der bleibenden Wirkung und dem dauernden Ruhme vorziehen. Sie haben den Lohn, den ſie wünſchten, — und die Geſchichte vergeſſe ſie! Es gibt aber auch Solche, die, obwohl ſie ſich den Letzteren beigeſellten, höhere Kräfte entwickelten, und bewieſen, daß ſie eines beſſeren Loſes würdig geweſen wären. Dieſen Charakteren muß die Geſchichte ihr Recht widerfahren laſſen; muß Spreu und Weizen ſondern, und das Tüchtige und Gute in ihren Speichern zum Frommen folgender Geſchlechter bewahren.

Unter die Menſchen der dritten Art gehörte Marie Joſeph de Chenier, geboren zu Konſtantinopel am 28. Auguſt des Jahres 1764. Dort war ſein Vater Louis Chenier Generalkonſul, und hatte ſich durch treffliche Schriften über den Orient und den Süden einen geachteten Namen erworben. Der Sohn genoß alſo einer bildenden Erziehung, kam aber ſehr jung nach Paris und diente als Offizier in einem Dragoner-Regimente. Es war die merkwürdige Epoche, welche der Revolution vorherging; Genußliebe, Luxus, Freude an einer ruhm- und glanzvollen Vergangenheit einerſeits, und Ernſt, tiefe und große Gedanken und Gefühle, angeregt von der Vorahnung einer verhängnißvollen Zukunft, andererſeits, theilten ſich in das lebhaft aufgereizte Intereſſe einer geiſtvollen, gebildeten Nation, welche ſo eben das goldene Zeitalter ihrer Literatur überlebt hatte. Dieſe Bewegung riß den jungen Chenier mit ſich fort; er nahm ſeinen Abſchied vom Militärdienſte, und lebte in den Zerſtreuungen der großen Weltſtadt ganz der Literatur. Hier bemächtigte er ſich, oder beſſer — bemächtigten ſich ſeiner die eben an die Tagesordnung gelangten Meinungen und Tendenzen. Aus ihnen ging, nach drei Jahren, Chenier's erſte dramatiſche Arbeit „Karl IX." hervor. Sie bezeichnet den Charakter ſeiner ganzen Denk- und Dichtweiſe, und, wie ein Beurtheiler richtig bemerkt, den Geſchmack, der im Anfange der Revolution in Frankreich herrſchte; als ein Denkmal jener Epoche, welches an poetiſchem, oder eigentlicher an rhetoriſchem Verdienſte über die Geburten des Tages hervorragte, bleibt ſie verdienſtlich. Chenier ſchmeichelte den Leidenſchaften des Volkes, er lieh ihnen eine würdige, klaſſiſche Sprache, legte die Lieblingsſätze des Tages ſeinen heroiſchen Perſonen in den Mund, wandte gerade ſo viel Verſtand an ihren Ausdruck, als nöthig war, damit die Menge ſich ſelbſt in ihrer Auffaſſung verſtändig vorkomme, legte an den Vers eine ſorgſame Feile, für die das gebildete Ohr des Franzoſen empfänglich iſt, berückſichtigte die Kräfte und Eigenſchaften der Schauſpieler, — und erreichte ſeinen Zweck: den Beifall ſeiner Zeit- und Landesgenoſſen. Talma erregte in der Rolle des Tiberius von Chenier einen lebhaften Enthuſiasmus. Eine große Zahl von Dramen folgte dem erſten. Sie wurden weder alle aufgeführt noch gedruckt, manche ſind vergeſſen, mehre haben ſich erhalten. Doch mit dem erlangten, nicht ganz reinen Beifall und mit den lebhaft ergriffenen Anſichten zog auch das öffentliche Leben Chenier wieder in ſeinen Strudel mit. Im Jahre 1792 trat er in den National-Konvent, und ſchlug ſich Anfangs auf die Seite der ausgelaſſenſten Demokraten, bis doch allmälig die trauervollen Ereigniſſe der

Geſchichte ſeinen vom Hauſe aus fähigen Verſtand, ſein nicht kaltes, nur irregeführtes Gefühl über die wahre Lage der Dinge orientirten. Da zog er ſich mehr in die Stille zurück, und lebte wieder der Literatur, aber auf eine gediegenere Weiſe, als in der erſten Hälfte ſeiner Laufbahn. Er bildete ſein höchſt bildſames Talent nach allen Seiten aus, ſuchte fremde Muſter kennen zu lernen, überſetzte einige Tragödien des Sophokles, bearbeitete ſogar den Nathan unſers Leſſing, verſuchte ſich in allen Dichtungsarten, und mit beſonderem Glücke in der ſatyriſchen, die einem mittleren poetiſchen Talente mit vorwaltendem Verſtande allerdings am meiſten zuſagt. Je älter er wurde, deſto richtiger würdigte er ſeine eigene Sphäre, und verwandelte zuletzt die Produktion in Beurtheilung. In den letzten Jahren ſeines Lebens entwarf er nämlich eine Geſchichte der franzöſiſchen Literatur, deren Vor- und Nebenarbeiten er in den Jahren 1806 und 1807 im Athenäum von Paris mit großem Beifalle vortrug. In ſeiner letzten Schrift endlich „über die zehnjährigen Preiſe" fordert er großmüthig den für die beſte Unterrichtsſchrift ausgeſetzten Preis für einen ſeiner ehemaligen Feinde, und würdigt — wie ſein Biograph ſagt — das Lyceum von la Harpe ſo ſcharf und richtig, daß nie eine gründlichere Kritik darüber erſchienen iſt. So ſcheint denn das Leben, die unabweisliche Lehrerin mit dem eiſernen Stabe, den Mann auf die Bahn hingewieſen zu haben, die der Jüngling leichtfertig überſehen oder übermüthig verachtet hatte, ohne zu wiſſen, daß ſie allein an ein Ziel führt.

Chenier ſtarb am 11. Januar 1811.

J. B. Rouſſeau.

Geboren 1669. Geſtorben 1741.

Der unſtreitig erſte lyriſche Dichter Frankreichs aus der früheren klaſſiſchen Epoche, Jean Baptiſte Rouſſeau, war an perſönlichem Charakter ſeinem ſeltſamen, aber edlen Namensverwandten Jean Jacques, leider! ſehr unähnlich; ein neuer Beleg dafür, daß Dichten und Handeln, zumal wenn das Dichten ein mehr rhetoriſches Wirken auf Verſtand und Phantaſie bleibt, zweierlei Dinge ſind.

Jean Baptiſte war der Sohn eines Schuſters in Paris, genoß aber, wie erzählt wird, einer ausgezeichneten Erziehung und des Unterrichtes von Boileau, der ſein poetiſches Talent auf die glücklichſte Weiſe zugleich erregte und regelte, weckte und in Schranken hielt. Frühzeitig wagte der Jüngling kleine dichteriſche Verſuche, welche von Geiſt und lebhafter Fantaſie zeugten. Als der franzöſiſche Geſandte Bonrepeaux im Jahre 1682 nach Kopenhagen abreiſte, nahm er den jungen Rouſſeau als Pagen mit, und ſpäter wählte ihn der Marſchall von Tallard auf ſeiner Reiſe nach England zum Privatſekretär. Darauf kam er zum Finanzdirektor Rouillé, dem er allenthalben folgte. In deſſen Geſellſchaft bildete ſich Rouſſeau mehr und mehr aus, lebte zwanglos und angenehm der Lektüre und der Dichtkunſt, und gefiel ſich in dieſer Stellung ſo gut, daß er mehre Stellen ablehnte, die ihm zu jener Zeit angeboten wurden. Doch wirkte der vorhergegangene Wechſel abhängiger Stellungen nicht vortheilhaft auf ſeinen ſittlichen Charakter; die Leidenſchaften und laxen Anſichten der ſogenannten Welt hatten ſich ſeiner bemächtigt; ſelbſt die in London geknüpfte innige Freundſchaft mit dem liebenswürdigen und geiſtvollen St. Evremont, der mit der Feinheit des Weltlebens zugleich die Gemüthlichkeit des Innern verband, ſcheint nur einſeitig gewirkt zu haben; einer kleinlichen, dichteriſchen Eitelkeit und einem leichtſinnigen Genußleben opferte er die höheren Rückſichten. Ein Zug dieſer Art kam zum Vorſchein, als gegen den Dichter einer Oper, die in Paris gegeben wurde, eine witzige Satyre in Verſen erſchien, welcher bald darauf eine Menge beißender und wahrhaft böswilliger Couplets folgte. Man hielt unſern Rouſſeau für ihren Verfaſſer. Er läugnete, vor Gericht gefordert, ſtandhaft. Indeß beging er die Schlechtigkeit, einen Zeugen zu beſtechen, um den Verdacht, der ihn getroffen hatte, auf den gänzlich unſchuldigen Mathematiker Saurin zu wälzen. Die Sache ward unterſucht, Rouſſeau's Hinterliſt kam an den Tag, und er ward — am 7. April 1712 — auf ewig aus Frankreich verbannt. Er ging ſofort in die Schweiz, und ſein gefälliges Betragen in Verbindung mit ſeinen ſchönen Talenten erwarb ihm bald einen neuen Gönner an dem dortigen franzöſiſchen Botſchafter, Grafen de Luc. Im Jahre 1714 begleitete er ſodann den Prinzen Eugen nach Wien, und hier, in der Heimat der fröhlichen Gemüthlichkeit, verlebte er die heiterſten Tage eines gebildeten Genuſſes. Aber auch hier ließ ihn ſein Dämon nicht harmlos verweilen; — nach drei Jahren mußte er Wien verlaſſen. Man glaubt, daß ſatyriſche Ausfälle auf den Prinzen, der ſich ihm ſo wohlwollend erwieſen hatte, dazu den Anlaß gaben.

Er flüchtete nach Brüſſel, um hier — mit ſeinem alten Schulfreunde Voltaire in neue Händel verwickelt zu werden. Inzwiſchen waren Gönner, deren er ſich ſo Viele zu verſchaffen gewußt hatte, zu ſeinem Vortheile thätig geweſen. Rouſſeau erhielt vom Regenten, dem Herzoge von Orleans, ein Zurückberufungsſchreiben. Allein, ehrgeizig wie er war, befriedigte ihn das nicht; und, wie es gewöhnlich vorkommt, legte der ſich in ſo vielen Fällen der Schuld gewiß Bewußte auf denjenigen Fall das größte Gewicht, in welchem er vielleicht unſchuldig war. Rouſſeau trotzte; er verlangte eine nochmalige Durchſicht ſeines Prozeſſes und eine öffentliche Satisfaktion. Mit Recht ward dies einem Manne verweigert, — bemerkt ſein Biograph — der ſich durch eine ehrloſe Handlung geſchändet hatte. Mit ſich und der Welt grollend, ſuchte er nun in der Welt, was er in ſich hätte ſuchen ſollen; er wechſelte beſtändig ſeinen Aufenthalt, und ließ ſich nach ein paar Jahren in London nieder, wo er ſeine Werke ſammelte und herausgab. Er erwarb dadurch ein nicht zu verachtendes Vermögen. Aber das Geſchick verfolgte ihn. Die Handelsgeſellſchaft, bei der er das Vermögen angelegt hatte, fallirte, und — Rouſſeau mußte von der Unterſtützung ſeiner Freunde leben. Einige derſelben ließen ihn heimlich nach Paris kommen, aber auch hier, auch jetzt ließ ſein Dämon nicht von ihm. Er konnte ſeiner Satyr, nicht Schweigen gebieten — und mußte ſein Aſyl in drei Monaten wieder verlaſſen. In Brüſſel endlich fand er die Ruhe, die er und die ihn, ſo lange er lebte, geflohen hatte. Er ſtarb, — und es iſt pſychologiſch merkwürdig, daß er noch in der Sterbeſtunde betheuerte, nicht der Verfaſſer jener ſchändlichen Verſe geweſen zu ſeyn, die den Fluch über ſein Leben gerufen hatten.

J. B. Rouſſeau's Dichtungen ſind korrekt, glänzend, geiſtvoll, manchmal erhaben und fantaſiereich; ſeine Proſa, rein, witzig, angenehm, verräth dem Kenner nicht undeutlich die innere Beſchaffenheit ſeines Charakters.

Stephan Fadinger.

Geboren um 1570. Geſtorben 1626.

Die Zwiſtigkeiten der habsburgiſchen Brüder Rudolf und Matthias hatten das Vorbild und zum Theil den Anlaß zu gewaltigen Gährungen auch in den mittleren und tieferen Kreiſen des Volkes gegeben, die, durch die große Glaubensſpaltung noch ärger angefacht, in einem allgemeinen Furientanze mit dem Umſturze des Beſtehenden enden zu wollen ſchienen. Wie in Böhmen ein offener Aufſtand, ſo ſchoß in Oberöſterreich aus jener Drachenſaat ein Nachſpiel des fränkiſch-thüringiſchen Bauernkrieges hervor, dem in der Perſon des Stephan Fadinger auch ſein Thomas Münzer nicht fehlte. Der bedrängte Kaiſer Ferdinand II. bediente ſich des Beiſtandes Maximilian's von Baiern, um die Widerſetzlichkeit der oberöſterreichiſchen Stände, welche ihm nur bedingungsweiſe die Huldigung leiſten wollten, zu beugen. Aber die Bauern ſtellten ſich den eindringenden Baiern entgegen, nahmen den Markt Haag ſammt dem Schloſſe Starhemberg ein, verjagten alle katholiſchen Einwohner und machten ſich arger Grauſamkeiten ſchuldig. Maximilian's bewaffnete Ankunft in Linz brach den Trotz der Stände, und nachdem er, vor ſeinem Zuge gegen das empörte Böhmen, den Grafen Adam von Herberſtorf dem ihm verpfändeten Lande Oberöſterreich als Statthalter vorgeſetzt hatte, ſchien endlich die Ruhe daſelbſt hergeſtellt zu ſeyn. Herberſtorf benahm ſich Anfangs ſchonend. Als er aber ſpäter ſich Härte erlaubte und ſeine baieriſchen Soldaten ungeſtraft das Wenige raubten, was den Bauern nach ſo vielen Kriegsdrangſalen übrig geblieben war, da regte ſich von Neuem der verhaltene Groll und brach zuletzt, bei Gelegenheit der vorgenommenen Gegenreformation, in wilde Frevel aus. An mehren Orten entſtanden Zuſammenläufe und Unruhen; Herberſtorf bewältigte ſie, verhängte Strafen, und legte Beſatzungen in die unruhigen Ortſchaften, wodurch die Bauern beläſtigt und zu neuen Thätlichkeiten gereizt wurden. Bald ward der Aufſtand der Bauern ziemlich allgemein; zugleich führten ſie, jetzt auf einen förmlichen Krieg gefaßt, eine gewiſſe Disziplin und Ordnung ein, indem ſie ſich in verſchiedene

Korps abtheilten, über welche zuſammen ein Oberſthauptmann — Stephan Fadinger — geſetzt wurde, der ſich wieder Hauptleute über ganze Viertel des Landes, Unterhauptleute, geheime Kriegsräthe, Feldſchreiber, Ausſchüſſe und Proviantmeiſter theils ſelbſt erwählte, theils von den Bauern erwählen ließ. Viele Bauern kleideten ſich auf eine gleiche Weiſe, legten eine ſchwarze Montur an und wurden deshalb auch die ſchwarzen Bauern genannt. Sie gaben eine Defenſionsordnung heraus, beſtimmten für den Fall, daß feindliche Truppen in das Land kämen, Zufluchtsorte für die Weiber und Kinder, Sammelplätze und Anſager; ſie übten ſich im Manövriren, warfen Schanzen auf, ſperrten den Donauſtrom und belagerten Städte.

Bisher waren nur einzelne Feindſeligkeiten und Angriffe vorgegangen; aber ein Zufall brachte im Mai 1626, und zwar zuerſt im Hausruckviertel, den Krieg zum entſchiedenen Ausbruche. Ein baieriſcher Soldat begehrte von einem Bauer ein Pferd. Als dieſer es ihm verſagte, entſtand Streit und Schlägerei, in welcher acht Soldaten umgebracht wurden. Jetzt begann auch Fadinger's kurze, doch verhängnißvolle Wirkſamkeit. Er war ſeines Gewerbes urſprünglich ein Hutmacher, bei dem Ausbruche der Unruhen aber Beſitzer eines ziemlich großen Bauernhofes, ein kühner, unternehmender Mann, zu welchem die Bauern ein blindes Zutrauen faßten. Der Fadingerhof liegt in der Gemeinde Parz, eine Viertelſtunde von der Pfarrkirche St. Agatha entfernt. Das alte Haus, welches durch die Soldaten zerſtört wurde, lag beiläufig hundert Schritte von dem jetzigen entfernt im Thale; die Wieſe unweit des Hofes heißt noch jetzt der „Sammelplatz."

Kaum war, durch die Ermordung der Soldaten, im Hausruckviertel die Loſung zu dem Bauernaufſtande gegeben, ſo bot Fadinger auch im Mühlviertel die Bauern auf, kehrte dann über die Donau in das Hausruckviertel zurück und ſammelte in Peurbach ein Korps von Bauern. Schnell verbreitete ſich das Feuer der Empörung. Achthundert Bauern legten ſich vor das alte Schloß Velden; in Aſchach wurde das Rathhaus geplündert, in Hartkirchen der Pfarrproviſor nebſt anderen Perſonen erſchlagen, Grieskirchen eingenommen, Peurbach verbrannt. Herberſtorf, von dieſen Vorfällen unterrichtet, zog mit baieriſchen Truppen und Feldgeſchütz gegen die Empörer; er war ſeines Sieges ſo gewiß, daß ihn der Scharfrichter mit Ketten und Stricken begleiten mußte, um ſogleich ein Strafgericht über die Bauern zu verhängen. Aber dieſe ließen den Soldaten kaum Zeit, Feuer

zu geben; mit ungeſtümer Wuth ſtürzten ſie ſich bei Peurbach auf des Statthalters Baiern, erſchlugen ihm fünfhundert Mann, jagten die Uebrigen in die Flucht und erbeuteten mehre Kanonen (21. Mai). Ermuthigt durch dieſen erſten Sieg, beſchloſſen ſie die Fortſetzung des Kampfes und erwählten Stephan Fadinger zu ihrem oberſten Anführer. Dieſer befeſtigte die kriegeriſche Ordnung ſeiner Banden, beſetzte die baieriſchen Gränzen, ernannte Ausſchüſſe, geheime Räthe, Kriegsräthe, Proviantmeiſter und Feldſchreiber, und legte ſich den Titel eines Oberhauptmanns der chriſtlich-evangeliſchen Armee oder der verſammelten Bauerſchaft in Oberöſterreich bei. Auf den Fahnen, welche ſeine bewaffneten Bauern führten, ſtand die Inſchrift:

„Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So geb' uns Gott ein' Heldenmuth!
Es muß ſeyn!"

Der baieriſche Statthalter, geſchlagen und entmuthigt, machte den Bauern gütliche Anerbietungen; aber dieſe mißtrauten ſeiner Aufforderung und zerriſſen ſie. Sie nahmen Wels ein, hieben mehre gefangene Soldaten in Stücke, ſchleppten bei ihrem Abzuge alle Bürger mit ſich fort und ließen eine Beſatzung zurück. Fadinger hatte ſein Hauptquartier im Kloſter aufgeſchlagen, und jene Zimmer eingenommen, welche einſt für den Kaiſer Matthias zugerichtet worden waren. In toller Aufgeblaſenheit prahlte er, daß eine ſolche Wohnung ihm gebühre. Die Bauern machten raſche Fortſchritte, nahmen Böcklabruck, Gmunden und alle übrigen Märkte und Schlöſſer dieſer Gegend, plünderten manche Orte und nöthigten jeden einzelnen Hausbeſitzer, einen Mann zu ſtellen oder ſelbſt mit ihnen in das Lager zu ziehen. Zwar thaten die Stände alles Mögliche, um die Aufrührer zur Ruhe zu ermahnen, auch fanden von beiden Seiten wiederholte Unterhandlungen Statt; aber die aufgeregte Volkswuth ließ ſich dadurch nicht beſchwichtigen, und in immer größerem Umkreiſe flatterten die Paniere der Bauern. Während man noch durch Ausſchüſſe verhandelte, brach Fadinger mit achtzehntauſend Mann von Steyer gegen Enns auf, und forderte die Uebergabe dieſer Stadt. Die Schiffe, welche mit friſchen baieriſchen Truppen auf der Donau nach Linz hinabfuhren, wurden von den Bauern theils erobert, theils verſenkt, und die ganze Mannſchaft getödtet. Endlich ſtimmte der milde Ton der zu Linz verſammelten kaiſerlichen Kommiſſäre die Bauern ruhiger. Sie bezeigten einen beſſern Willen, die Unterhandlungen durch die ihnen geſtatteten Ausſchüſſe zu betreiben, und Fadinger entließ, bei

herannahender Erntezeit, ſogar den größten Theil ſeiner Truppen nach Hauſe, wogegen ihm die kaiſerlichen Kommiſſäre und die Stände die gewünſchten Verſicherungen ertheilten. Aber während auf der einen Seite ſich Alles friedlich geſtalten zu wollen ſchien, zeigten ſich auf dem linken Donauufer bedenkliche Bewegungen, indem die Bauern bei Ottensheim ein großes Lager bezogen, und von dort aus die Stellungen des Statthalters gegenüber von Linz beunruhigten. Fadinger gab ſich die Miene, dieſe Feindſeligkeiten mitten in der Waffenruhe zu mißbilligen, ließ aber gleichwohl die immer engere Einſchließung der Stadt Linz durch die Bauern geſchehen.

Um das durch Fadinger's Banden ſtark geängſtigte Enns aus ſeiner Gefahr zu reißen, wurden die kaiſerlichen Kommiſſäre in dieſe Stadt beordert, um hier das Friedensgeſchäft fortzuſetzen. Aber Fadinger weigerte ſich, die Unterhandlungen nach Enns verlegen zu laſſen, hob ſogar die kaiſerlichen Kommiſſäre unterwegs auf, und ſetzte, während er die anderen nach Wien ziehen ließ, um die kaiſerliche Reſolution einzuholen, drei von ihnen in Steyer feſt. Weil Fadinger's nach Wien geſendeter Ausſchuß vor dem Kaiſer nicht vorgelaſſen wurden, ſondern bei dem Hofkanzler Audienz nehmen mußte, gerieth Jener in heftigen Zorn, und warf den kaiſerlichen Kommiſſären in beleidigenden Ausdrücken vor: an ihnen liege die Urſache, daß den Bauern nicht ſchon die freie Religionsübung ertheilt und der Statthalter mit ſeinen baieriſchen Soldaten aus dem Lande fortgeſchafft worden ſey. Würden dieſe beiden Punkte nicht ſofort bewilligt, ſo ſey er feſt entſchloſſen, das Schloß Linz zu beſchießen, zu ſengen und zu brennen, das baieriſche Kriegsvolk aus dem Lande zu ſchlagen, Prediger ſeines Glaubens einzuführen, und ſich nach einem anderen Landesherrn umzuſehen. Seine Abſicht ging nun zunächſt dahin, Linz, Enns und Freiſtadt in ſeine Hand zu bekommen, und dann, als Herr über das ganze Land, willkürliche Bedingungen vorſchreiben zu können.

Auf ſeine bisherigen Erfolge pochend, ſchritt er jetzt zur Ausführung ſeiner weiteren hochfahrenden Entwürfe. Er ſchloß Linz noch enger ein, begann eine förmliche Belagerung, und ſchnitt der Stadt die Zufuhr ab, hoffend, ſie durch Hunger am ſicherſten zu bezwingen. Den Ständen, welche ihn von ſeinem Vorhaben abzumahnen trachteten, ſchickte er eine Aufforderung zu, ihm den baieriſchen Statthalter, Adam von Herberſtorf, auszuliefern, die Beſatzung mit Sack, Pack und Seitengewehren abziehen zu laſſen, und die Stadt ihm und den Bauern zu übergeben. Die Stände

wieſen dieſen Antrag mit Würde von ſich, und fuhren in ihren Ermahnungen fort. Fadinger gab ihnen kein Gehör, ließ alle Schiffe, deren er habhaft werden konnte, wegnehmen, um jede Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern, und ſendete ſeinen Hauptmann Wolf Wurm gegen Enns, welchen Platz derſelbe belagerte und mit Kanonen beſchoß. Zugleich wurde Freiſtadt unter ſchweren Drohungen zur Uebergabe aufgefordert, und, nach heftiger Gegenwehr, durch Verrath genommen. Am 22. Juni verlangte Fadinger von den Ständen und Bürgern zu Linz noch einmal ſchleunige Auslieferung des Statthalters, und drohte im Unterlaſſungsfalle mit einem Hauptſturme.

Unterdeſſen bereitete ſich Herberſtein zur verzweiflungsvollſten Vertheidigung der Stadt. Tiefen Haß nährte er gegen Fadinger, dem er ſeine Niederlage bei Peurbach und deſſen feindſelige Anſchläge auf ſeine Perſon nimmer verzeihen konnte. Sein ganzes Trachten ging dahin, den kühnen Rebellen zu tödten, indem er zugleich darauf rechnete, daß mit dem Falle des Führers der Aufſtand ſich zerſtreuen werde. Fadinger bot durch ſeine Verwegenheit dem Feinde ſelbſt die Gelegenheit, ihn zu verderben. Am Abende des 27. Juni ritt Fadinger, in übertriebener Sorgloſigkeit, von ſeinen ſogenannten Leibſchützen umgeben, vor dem Landhauſe vorbei, und ſchien die dortige Baſtei in Augenſchein nehmen zu wollen. Plötzlich ſchoſſen die in jenem Gebäude aufgeſtellten Soldaten nach ihm, zerſchmetterten ihm den Schenkel und tödteten ſein Pferd. Seine Begleiter retteten den Verwundeten in die Vorſtadt; ſein entfallenes Schwert erbeuteten die Soldaten, und überbrachten es dem Statthalter. Die über den Unfall ihres Führers ergrimmten Bauern ſtürzten ſich, blind gegen den ſie begrüßenden Kugelregen, auf die Soldaten, und erſt die einbrechende Nacht ſetzte dem wüthenden Gemetzel ein Ziel.

Obgleich verwundet und von ſchrecklichen Schmerzen gepeinigt, ſetzte Fadinger die Belagerung beharrlich fort. Die Vorſtadt loderte — ob durch die Belagerer, oder durch die Beſatzung ſelbſt — in Flammen auf, und der wilde Rebellenführer ſchien mit Zerſtörung und Aſche ſein Grabmal bezeichnen zu wollen. Dazwiſchen traten neue Verhandlungen, bei welchen Fadinger noch an ſeinem Todestage in ſeinem Quartiere Ebelsberg thätig war. Hier ſtarb er nach achttägiger Pein an ſeiner Wunde, den 5. Juli 1626, und wurde zu Efferding beerdigt. Aber der unverſöhnliche Herberſtorf ließ, zehn Monate ſpäter, Fadinger's Leichnam ausgraben, durch Henkershand in „einem wilden unwohnſamlichen Ort oder Moos" verſcharren, und auf

dieſer Stelle „zu ewigem unehrlich und ſchändlichen Nachgedenken" einen Galgen errichten.

Durch Fadinger's Tod verlor der Aufruhr ſein Haupt, ohne zu erſticken. Erſt Pappenheim's Waffen ſtellten im folgenden Jahre durch blutige Siege die Ruhe her. Fadinger war kühn und unternehmend, dabei eitel und prahleriſch, wie alle gemeinen Naturen, die ſich zu einer plötzlichen Wichtigkeit erhoben ſehen. In den Unterhandlungen zeigte er Scharfſinn, Gewandtheit und eine glückliche Schlauheit, zweideutige Erklärungen zu geben, ſich Vorbehalte offen zu laſſen und dann nach Gutdünken zu zögern oder ſeine Maßregeln zu beſchleunigen. Das Vertrauen ſeiner Bauern gewann er durch Beredtſamkeit und Muth, ohne abergläubiſcher Trugmittel zu bedürfen, wie Thomas Münzer, der ein tieferer, aber feigerer Charakter war. Doch wußte er ſich auch durch Strenge Anſehen zu verſchaffen, ſchlug bei der kleinſten Widerſetzlichkeit mit dem Stocke darein, und drohte mit dem Galgen. Seine Eitelkeit gefiel ſich in Gepränge und Ehrenbezeigungen; er hatte ſtets eine Leibwache um ſich, wohnte in Kremsmünſter in den ſogenannten Kaiſerzimmern, und ließ ſich in Steyer auf dem Rathhauſe einen erhabenen Sitz bereiten, als er die Bürger zuſammenrief.

Georg von Frundsberg.

Geboren 1473. Geſtorben 1528.

Oeſterreichs Bayard, wie ihn die Geſchichte heißt, der Soldatenvater, wie ihn die unter ihm unbeſiegbaren deutſchen Landsknechte, der „Leutfreſſer," wie ihn die von ihm beſiegten und zuſammengehauenen Schweizer nannten, kam den 24. September 1473 auf Mindelheim in Schwaben, dem Sitze des uralten Geſchlechtes der edlen Herren von Frundsberg (Frondsberg, Freundsberg, Fronsberg) zur Welt. Die Stellung ſeines Vaters Ulrich, als Stifters und Hauptmanns des ſchwäbiſchen Bundes, pflanzte frühzeitig ſchon die Neigung zum Waffenhandwerke, nach welcher er „ymmer Luſt und Begierd zu kriegen gehabt," in Georgs Seele, und ließ ihn, neunzehn Jahre alt, dieſe Laufbahn 1492 in dem Feldzuge Maximilians und des erwähnten Bundes gegen den Herzog Albrecht den Weiſen

von Baiern antreten. Er focht zuerſt in der blutigen Schlacht auf dem Lechfelde, und wohnte dann der Belagerung von Nürnberg bei. Vier Jahre ſpäter zog er mit einer Abtheilung des ſchwäbiſchen Bundes über die Alpen wider die, in Italien eingefallenen Franzoſen. Außer der für die Deutſchen ſo unglücklichen Schlacht bei Ermathingen, wurde ihm jedoch wenig Gelegenheit zu rühmlichen Thaten gegen die dem Durchzuge ſich widerſetzenden Schweizer; indeß erhöhte dieſer Feldzug ſeine Liebe zum Kriege, und veranlaßte ihn, manche Erfahrung und Lehre aus dem Weſen ſchweizeriſcher Streitart zu ſammeln, deren Benützung ihn ſpäter als Anführer deutſcher Fußvölker ſo hoch ſtellte.

Nach ſeiner Rückkehr lenkte er, zur Zeit des Landshuter Erbfolgekrieges, in den Reihen des ſchwäbiſchen Bundes, beſonders in der Schlacht von Regensburg (12. September 1504) durch Heldenmuth und Eroberung einer böhmiſchen Fahne, die allgemeine Bewunderung dergeſtalt auf ſich, daß der Kaiſer Maximilian ihn eigenhändig zum Retter ſchlug. Neuen Ruhm erwarb er in Brabant im Kampfe wider den Herzog von Geldern, und als der Kaiſer ſich mit Frankreich gegen den Papſt Julius II. und Venedig verbündet hatte, führte Georg einen Heerhaufen von fünftauſend Fußknechten nach Italien, und nahm thätigen Theil an der Belagerung vieler Städte, vorzüglich Padua's, Vicenza's, Verona's ꝛc.

In jenen für die Kriegsgeſchichte höchſt wichtigen Zeitabſchnitt fällt auch Georgs gemeinſchaftlich mit dem Kaiſer bearbeitete praktiſche Ausbildung des Landsknechtsbrauches.

Bei Kaiſer Maximilians Heimkehr nach Deutſchland übertrug derſelbe dem Ritter Georg die Würde eines oberſten Hauptmanns über ein Regiment Fußknechte, und in Verbindung mit eilftauſend Franzoſen die Vertheidigung Verona's. Frundsberg ſchlug einen Hauptſturm der Venetianer, welche durch Verrätherei bereits die Mauern erſtiegen hatten, ab, bemächtigte ſich hierauf der vom Feinde unterdeſſen wiederbeſetzten Städte Montefelice, Padua, Eſte, Vicenza, Legnago, eilte dann der, Bologna einſchließenden franzöſiſchen Heerabtheilung unter Trivulzio mit tauſend Fußknechten zu Hilfe, ſchlug (22. Mai 1511) den Herzog von Urbino und Julius Manfrone, und nöthigte den Papſt zur Flucht von Ravenna nach Rom. Unter den Augen ſeines Monarchen eroberte hierauf Frundsberg mit nur achtzehnhundert Mann das für unüberwindlich gehaltene Beitelſtein, wohin ſich die Venetianer geworfen hatten, erſtürmte die Klauſen an der Etſch, und eröffnete dadurch die Hauptſtraße nach Italien. Nach Deutſchland

zurückgekehrt, ſammelte Frundsberg, auf des Kaiſers Anordnung, achttauſend Fußknechte, um Hohenkrähn, das Raubſchloß der Friedinger, zu zerſtören, und brachte es durch die Wirkung ſeiner Geſchütze nach drei Tagen zur Uebergabe.

Im folgenden Jahre zog er an der Spitze von ſiebentauſend Landsknechten über die Tridentiner Alpen zum Kampfe wider die Venetianer, und drang über den Bachiglione bis nach Marghera auf Karthaunenſchußweite bis Venedig. Der venetianiſche Heerführer Alviano kam indeſſen bald, von Treviſo aus, der bedrängten Inſelſtadt zu Hilfe, ſchloß das deutſch-italieniſche Heer, welches zu weit in das von tiefen Flüſſen und Engpäſſen durchſchnittene Land eingedrungen und, ſeinen Fehler gewahrend, bereits im vollen Rückzuge begriffen war, gänzlich ein und forderte es höhnend auf, Waffen und Wehr zu übergeben und mit weißen Stecken friedlich abzuziehen. Obwohl Pescara und Proſper Colonna alle Hoffnung aufgaben, ſo erwiederte doch Frundsberg mannhaft: „es ſtehe noch Alles zum Glück. Viele Feinde, viele Ehre! Lieber ehrlich umkommen, als ſchändlich abziehen!“ Er bildete (7. Oktober 1513) bei dem Dorfe Creazzo aus ſeinen halbnackten Knechten eine viereckige, auf allen Seiten mit Spießen und angehängten Hakenſchützen wohlbewehrte Schlachtordnung, ſtürzte ſelbſt, im erſten Gliede mit dem gewichtigen Schlachtſchwerte ſtreitend, in das feindliche Fußvolk, und warf es, mit Hinterlaſſung von fünftauſend Todten, vier und zwanzig Geſchützen und vielen Fahnen in die Flucht. Im Frühjahre verließ er Verona, bemeiſterte ſich der Städte bis hinter Eſte und Rovigo, und behauptete die gewonnene Landſchaft, bis die mächtigen Fortſchritte der Gegner Maximilians ihn in Verona abermals einſchloſſen, ſchlug mehre Stürme auf die an Allem Noth leidende Stadt tapfer ab, übernahm, nach Colonna's Verwundung, den Oberbefehl und vertheidigte ſich hartnäckig ſo lange, bis Hilfe aus Deutſchland eintraf.

Während der Würtemberger Fehde übernahm er die Führerſtelle des geſammten, zwanzigtauſend Mann ſtarken Fußvolkes, unterwarf die Städte Heidenheim, Göppingen, Weilheim, Stuttgart, Tübingen und endlich auch Möckmühl, welches Götz von Berlichingen für den Herzog Ulrich bis auf's Aeußerſte gehalten hatte, und nur ſeiner kräftigen, bis zur Thätlichkeit geſteigerten Verwendung verdankte der, durch Verrath in ſchwere Gefangenſchaft gerathene Freund eine gemäßigtere Behandlung. Kaiſer Karl V. beſtätigte auf dem erſten Reichstage dem wackeren Frundsberg nicht nur die Feldhauptmannſchaft von Tirol, ſondern ernannte ihn auch zum

kaiſerlichen Rathe, ſchenkte ihm einen Jahrgehalt und das Schloß Rungelſtein.

Nach dem Ausbruche des Krieges gegen Franz I. von Frankreich focht Georg unter dem kaiſerlichen Reichsbanner vor Mouzon und Mezières, welches letztere Bayard vertheidigte, und folgte hierauf mit ſeinen Landsknechten der Bewegung des Hauptheeres unter Franz von Sickingen über Aubenton nach Vervins und Guiſe. Da rückte das franzöſiſche, vierzigtauſend Mann ſtarke Heer in drei Abtheilungen, jedoch ſeine Stärke wohl verbergend, zur Vernichtung der Deutſchen vor. Aber Frundsberg, der ſich zeitig genug von der drohenden Gefahr in Kenntniß geſetzt, rettete das kaiſerliche Heer vom Verderben, indem er, von dichtem Nebel begünſtigt, den Rückzug in größter Ordnung nach Valenciennes antrat.

Des Kaiſers Bündniß mit dem Papſte Leo X. gegen Frankreich und die beabſichtigte Eroberung des Herzogthums Mailand trieb ihn, wenn gleich im böſen Winter, über die mit furchtbaren Schneemaſſen bedeckten Gebirge nach Italiens Ebenen. Unſägliche Mühe überwindend, erreichte Frundsberg (23. Februar 1522) mit ſechstauſend Landsknechten auf Umwegen Mailand, indem die Graubündtner die gerade Straße über Como ſperrten, und ſetzte durch dieſe anſehnliche Hilfe dem bisherigen raſchen Vordringen der Franzoſen ein Ziel. Einige Zeit darauf verließ das kaiſerliche Heer unter Proſper Colonna dieſe Stadt und bezog (22. April) eine feſte Stellung bei Biccoca. Mit Tagesanbruch erfolgte ein Angriff der gegenüberliegenden Schweizer und Franzoſen mit ungeſtümer Lebhaftigkeit; aber an Frundberg's und ſeiner Landsknechte ſtoiſcher Tapferkeit, an ihren langen Spießen brach ſich die Wuth der ſchon vorher durch das mörderiſche Feuer der ſpaniſchen Schützen gelichteten, ungeregelten Schweizerhaufen. Nach kurzem, aber blutigem Streite deckten der größte Theil der franzöſiſchen Ritter, welche Spott in die vorderſten Glieder gerufen hatte, und beinahe die ſämmtlichen ſchweizeriſchen Hauptleute nebſt mehr als dreitauſend Eidgenoſſen die Wahlſtatt; ein Angriff der Franzoſen im Rücken des Lagers ſcheiterte ebenfalls, und das Glück Eines Tages brachte das ganze Herzogthum Mailand in die Gewalt des Reiches. Dann eroberten Georgs Schaaren das feſte Cremona, Pizzighetone, und erſtürmten Genua. Wie immer, ſuchte er auch hier der Beutegier der Soldaten zu ſteuern; aber vergeblich. Als Ehrengeſchenke empfing der beſcheidene Held den ſilbernen Zepter der Seebeherrſcherin, den ſilbernen Schlüſſel des Meeres, das Hauptbanner des Krieges und einen köſtlichen Kompaß.

Zwei Jahre gönnte er ſich nun Ruhe, als 1524 die Kunde von der Noth Pavia's und die Sorge um ſeinen in dieſer Stadt eingeſchloſſenen Sohn ihn bewog, die ihm mehrfach angebotene Feldoberſtenwürde über das geſammte deutſche Fußvolk anzunehmen. Bald zählte, nach angeſchlagenen Werbepatenten, der Landsknechts-Vater neunzehn Fähnlein, die ſeines Befehls harrten. Im November eröffnete er an der Spitze derſelben den winterlichen Zug nach der Lombardei, der Etſch entlang und über das rauhe Gebirge am rechten Gardaufer, und erreichte ſchon Mitte Januars mit ſeinem wohlgeordneten Haufen Lodi, um bald darauf die ſchneller Hilfe bedürftigen Belagerten zu retten. Nach der Muſterung des kaiſerlichen Heeres, wobei Frundsberg ſeine zwölftauſend Landsknechte durch eine kraftvolle Anrede begeiſterte, ſetzte ſich dasſelbe in Marſch, paſſirte die Adda, und nahm am 3. Februar auf Kanonenſchußweite vom franzöſiſchen Lager vor Pavia eine ſchlagfertige Stellung. Fortdauernde Vorpoſtengefechte, abſichtlich zur Ermüdung der Franzoſen unternommen, beſchäftigten beide Parteien bei Tag und Nacht; am 8. Februar Abends überſtieg Frundsberg die Verſchanzungen der Schweizer, brachte ihnen einen anſehnlichen Verluſt bei und erkundete zugleich ihre Standquartiere. Am 24. Februar 1525, als dem Schlachttage bei Pavia, feſſelte endlich Georg durch ſeine und ſeiner Scharen Tapferkeit und Mannszucht den Sieg an Oeſterreichs Adler, mittelſt gänzlicher Vernichtung der ſchwarzen Bande, der Eidgenoſſen und des italieniſch-franzöſiſchen Fußvolkes. Wenige, aber blutige Stunden hatten mit geringem Verluſte den Feldzug beendet, und Wälſchland dem glorreichen Zepter Karl's V. unterworfen. Der Herzog Franz Sforza gab ihm für die abermalige Rettung Italiens ein Ehrenzeugniß und die Verheißung eines Gehaltes von ſechshundert rheiniſchen Gulden, ſo wie das Schwert des bei Pavia gefangenen Königs Franz I. Sonſt aber erntete er von vielen Seiten Undank, und bitter kränkten ihn mancherlei Umtriebe der übrigen Führer, die ſeine Verdienſte zu ſchmälern ſuchten.

Mehr durch die Gewalt ſeiner biedern Ueberredungskunſt, als durch jene der Waffen, dämpfte er die Unruhen in Schwaben, Salzburg und Tirol, und obgleich durch bittere Erfahrungen verletzt, ſchloß er, auf des Erzherzogs Ferdinand Zureden, ſich doch dem neuen Zuge nach Italien an. Aber nur mit Aufopferung ſeiner ganzen Habe ward es dem uneigennützigen Manne möglich, binnen drei Wochen in Innsbruck fünf und dreißig Fahnen oder über zwölftauſend Landsknechte zu verſammeln, mit denen er am 26. Oktober 1526 den Marſch auf Botzen und Trident

1442. MATHIAS CORVINUS 1490.
1420. GEORG PODIEBRAD 1471.
1717 WINCKELMANN 1768.
1663 DEFOE 1731.
1767 B CONSTANT 1830.
1765 ROYER COLLARD 1836.

antrat. Mangel an Geld wurde ihm ſchon am letzteren Orte fühlbar. Die hier getroffenen Scheinanſtalten zu einem Vorrücken auf der großen Straße nach Verona täuſchten den wachſamen Herzog von Urbino, der die Hauptpäſſe dorthin beſetzt hielt. Nach einer glücklichen Seitenbewegung überſtieg Frundsberg auf Wegen, die man für ungangbar hielt, das hohe Gebirge, erſchien durch das Val Sabbia in der Ebene von Gavardo, und erreichte, fortwährend von den Truppen des Herzogs von Urbino beunruhiget, unter ſteter Gefahr und meiſterhaften Scheinbewegungen, über Borgoforte, wo nur ſeine Beſonnenheit die Landsknechte von einem Hinterhalte rettete, am 29. November die Brücke von Governolo. Raſtlos die Verbindung mit dem mailändiſchen Heere ſuchend, zog er von hier über Revera, Gonzaga, Raggina auf Guaſtalla, watete am 5. Dezember durch die von endloſem Regen angeſchwollene Lenza, dann durch die Parma, den Taro und Ceſtra, und traf endlich unter namenloſen Gefahren, nach einem zweimonatlichen Umherſtreifen mit dem unbeſoldet gebliebenen Heere, welches nur Frundsberg's Alles überwindender muthiger Sinn zuſammenhalten konnte, am 14. Dezember bei Fiorenzola, und am 28. bei Piacenza ein. Ohne Unterſtützung, ohne Sold und mit ſeinen Truppen durch Entbehrungen aller Art in die kläglichſte Lage verſetzt, mußte Frundsberg, trotz aller Vorſtellungen, bis Ende Januars unthätig bleiben. Endlich ging Bourbon nach langer, unnützer Zögerung über den Po, vereinigte ſich in den erſten Tagen des Februars mit Georg's Schaaren, welche zu beiden Seiten der Trebbia und Nura zerſtreut lagen, und beide Heerführer beſchloſſen nun, von hier aus mit der auf zweiunddreißigtauſend Mann geſtiegenen Kriegsmacht gerade auf Rom, als den Hauptoperationspunkt des Feindes, loszugehen. Die Eroberung von Piacenza ſollte durch reichliche Beute den immer höher auflaufenden Sold decken; doch die Staatsklugheit des Herzogs von Eſte wußte die Belagerung dieſer Stadt zu hintertreiben. In dem Lager vor Bologna brach jetzt die Unzufriedenheit der Spanier und dann der Deutſchen, Beide durch ausgeſendete Kundſchafter der Liga aufgereizt, in vollen Flammen aus. Vergebens mühte ſich Frundsberg (16. März), die Landsknechte zur Geduld zu ermahnen; ihr Toben überſchrie die Stimme des Mannes, den ſie ſonſt Vater genannt. Da überwältigte Zorn über die Umtriebe der Gegner, und Schmerz über den Ungehorſam ſeiner Schaaren, die rieſige Natur des Helden; während er noch in dem um ihn geſchloſſenen Ringe der Landsknechte begütigend zu ihnen ſprach, wurde er von einem Schlagfluſſe getroffen, dem eine gänzliche Lähmung folgte. Unvermögend, den Befehl wieder zu führen,

übergab er das Kommando an Konrad von Bemmelberg und ließ ſich auf dem Po nach Ferrara bringen, wohin des Herzogs Alfons freundliche Verheißung der Pflege ihn rief. Die böſen Nachrichten vom Zuſtande des Heeres, die Bedrängniß ſeines Sohnes Kaſpar in Mailand, der Tod des anderen in Rom, der Abfall ſeines fürſtlichen Pflegers vom Kaiſer, dazu Sorgen um ſeine durch die letzten Werbungen zerrütteten häuslichen Verhältniſſe, feſſelten ihn härter an das Krankenlager und erhöheten in ihm den Wunſch zur Rückkehr in die Heimat. Er ſchloß ſich daher den dorthin gehenden fünfzehnhundert Landsknechten, dem Reſte des ganzen Haufens, an, ließ ſich den 11. Mai 1528 nach Mantua ſchaffen, nahm Theil an der Belagerung von Lodi, und gelangte über Mailand und das Graubündtener Gebirge, als ein hoffnungslos Kranker, nach Mindelheim, wo er am 20. Auguſt 1528 auf heimiſchem Boden im Kreiſe der Seinigen ſtarb.

Frundsberg war ein biederer Held, wahr und warm; ſeine ritterliche Freudigkeit riß oft mit Einem Kernworte ſeine Landsknechte aus Verzagniß und Angſt in ſchlimmen Lagen heraus, und kräftigte ſie, ſich der Gefahr zu erwehren, ſo daß ſeine Beredtſamkeit mehrmals eben ſolche Siege erkämpfte, wie ſein gutes Schwert. Er theilte jede Mühſeligkeit und Beſchwerde mit ſeinen Schaaren und war daher ihr Abgott, ihr Vater. Kampfluſtig und begeiſtert für das Kriegshandwerk, betrachtete er gleichwohl den Krieg nur als Mittel, nie als Zweck; kein nutzloſes Verderben bezeichnete ſeine Züge; er war menſchlich gegen die Ueberwundenen, und weil er ſelbſt ein Muſter der Uneigennützigkeit, haßte er Raub und Beutegier auch an Anderen. Nebſt ſeinem kaiſerlichen Freunde und Vorbilde, dem Kaiſer Maximilian, war er der erſte Meiſter in allen Waffenarten, und hat, als Gründer und Geſetzgeber der deutſchen Infanterie, auf die Umgeſtaltung der Kriegskunſt entſchieden eingewirkt. Im Herzen fromm, war er doch duldſam in Glaubensſachen, und rief ſelbſt Luther'n ermuthigende Worte zu, als Dieſer in die Reichsverſammlung zu Worms trat. Sein Vermögen ſetzte er, wie ſein Blut, für das Vaterland und ſeines Kaiſers Sache ein, und „als er ſtarb, fand ſich's, daß er ſeine Güter an Kaufleute verpfändet hatte, Schulden halber, weil ihm nie eine Ergötzlichkeit (Entſchädigung) für ſeine treuen Dienſte in ſeinem Leben geſchehen.“ Von vielen Seiten mit Undank belohnt, faßte er darum keinen Groll, ſondern tröſtete ſich durch ein Liedchen, das er ſelbſt gedichtet: „Mein Fleiß und Müh' ich nie hab' geſpart ꝛc.“ Doch ward ihm zuletzt das Kriegshandwerk verleidet durch drei Urſachen: die Wildheit des Kriegsvolkes, das menſchliche Elend und den Undank.

Von Geſtalt war er überaus groß, breitſchulterig und umfangreich; ein Bild männlicher Urkraft und Geſundheitsfülle. Seine Leibesſtärke war ungeheuer. Er brauchte blos den Mittelfinger der rechten Hand auszuſtrecken, um damit den ſtärkſten Mann, der ſich ſteif vor ihn hinſtellte, vom Platze zu ſtoßen. Ein galoppirendes Pferd hielt er mitten im Laufe an, und die großen Büchſen und Mauerbrecher konnte er ganz allein mit ſeinen gewaltigen Lenden von einem Orte an den anderen führen. Noch lange nach ſeinem Tode ſangen, wie ſpäter vom Prinzen Eugen, die Soldaten in einem verbreiteten Armeeliede ſein Lob, und mitten im Geklirre der Waffen erſcholl der Geſang von

»Georg von Frundsberg von großer ſterk,
Ein thewrer Held ꝛc.«

Hieronymus
Graf Colloredo-Mansfeld.

Geboren 1775. Geſtorben 1822.

Das Geſchlecht Colloredo leitet ſeinen Urſprung bis in die erſten Decennien des elften Jahrhunderts zurück. Als Ahnherr desſelben gilt der edle Alemanne Liabord, welcher 1025 durch den Patriarchen Pozzo von Aquileja mittelſt Verleihung des Vizekomitates Mels bewogen wurde, ſich in Friaul niederzulaſſen, während ſein Bruder Heinrich der Ahnherr der Herren von Walſee in Schwaben ward. Wilhelm von Mels gründete durch Erbauung der Burg Colloredo zwiſchen dem Tagliamento und dem Gebiete von Belluno (nach 1302) den Namen des Geſchlechtes, das 1588 durch Kaiſer Rudolf II. in den Feiherrenſtand, 1624 durch Kaiſer Ferdinand II. in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde. Dem mehrfach verzweigten edlen Stamme entſproßte eine Reihe ausgezeichneter Männer, die in Kirche und Staat mit umſichtigem Geiſte und reinem Willen wirkten, auf den Schlachtfeldern ſich Lorbeern erſtritten, und in jeder großen Kataſtrophe an muthigem Patriotismus, dem Grundzuge des Geſchlechtes, mit den Beſten

um den Preis rangen. Auch Humanität und Wiſſenſchaft fanden an ihnen jederzeit Vertreter und Schützer, und dankbar erkennen die k. k. Akademie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und der Monte di Pietà zu Mantua den Grafen Karl Oktavius Colloredo, k. k. geh. Rath und Präſidenten der Finanzkammer und des Governo von Mantua (geſt. 1786), als ihren Gründer. Der Bruder desſelben, Anton Theodor, glänzt in Oeſterreichs kirchlicher Geſchichte als erſter Fürſt-Erzbiſchof des damals vom Hoch- zum Erzſtifte erhobenen Olmütz, erhielt vom Papſte Pius VII. die Kardinalswürde, und ſtarb 1811 mit dem Rufe eines der wärmſten Menſchenfreunde und Wohlthäter. Rudolf Joſeph, Reichsvizekanzler und Ritter des goldenen Vließes, unterzeichnete 1745 den Friedensvertrag zu Füſſen, und wurde wegen ſeiner Verdienſte um den Staat vom Kaiſer Franz I. 1763 mit ſeiner männlichen Deszendenz nach dem Rechte der Erſtgeburt in den Reichsfürſtenſtand erhoben, wozu bald darauf die böhmiſche Fürſtenwürde, ſpäter das Indigenat in Ungarn, und das Großkreuz des ungariſchen St. Stephansordens ſich geſellte. Sein Sohn, Joſeph Maria, erwarb ſich einen unvergänglichen Namen in der öſterreichiſchen Kriegsgeſchichte, zeichnete ſich ſchon bei Prag und Görlitz aus, ward Oberſt des Lacy'ſchen Regiments, 1763 Generalmajor und Oberlieutenant in der deutſchen Leibgarde, ſpäter Feldmarſchall-Lieutenant und Inhaber des 57. Infanterie-Regiments, 1777 Hofkriegsrath, und erhielt nachmals die Oberleitung der Militärgränze. 1778 zum Generaldirektor der Artillerie ernannt, bewirkte er in dieſer Waffe wieder treffliche Aenderungen und Verbeſſerungen, erhöhte deren Etat, errichtete das Bombardierkorps, folgte dem Kaiſer Joſeph II. in den Türkenkrieg, hatte den größten Antheil an Belgrads Eroberung, ward deshalb Feldmarſchall, erhielt vor dem Reichenbacher Kongreſſe das Kommando über ein Obſervationskorps gegen Preußen, geſtaltete 1790 die Artillerie wieder um, führte die Vega'ſchen Mörſer ein, verbeſſerte das Infanteriefeuer und die Bekleidung der Artillerie, ward, als der Erzherzog Karl 1805 zur Armee ging, Staats- und Konferenzminiſter, und führte die Miniſterialgeſchäfte des Hofkriegsrathes. Eben ſo wirkte er 1813 und 1814 thätigſt und mit hoher Umſicht für die Aufſtellung und Bewaffnung des Heeres, und erſt der Tod unterbrach (1818) ſeine unermüdliche Thätigkeit. Den Beinamen Mansfeld nahm der Fürſt Franz de Paula Gundacker (Reichs-Vizekanzler 1788 bis 1806, geſt. 1807) in Rückſicht der durch ſeine Gemalin Maria Iſabella Gräfin von Mansfeld ſeiner Familie zugefallenen Güter an. Von ſeinen drei Söhnen:

Rudolf (geſt. 1843), Hieronymus, welchem der nachfolgende biographiſche Abriß gewidmet iſt, und Ferdinand, lebt nur noch der Letztgenannte (geb. 1777), welcher in Göttingen ſeine wiſſenſchaftliche Bildung erhielt, noch ſehr jung böhmiſcher Subdelegirter, Reichstagsgeſandter in Regensburg, dann Geſandter in Neapel ward, 1809 begeiſtert von der Idee des Befreiungskampfes gegen Frankreich, eifrigen Antheil an der Errichtung der Landwehren nahm, als Bataillonskommandant und Major in die Reihen derſelben trat, bei Aspern und Wagram muthig kämpfte, mit dem Kommandeurkreuze des Leopoldsordens geziert wurde und noch gegenwärtig an der Spitze gemeinnütziger patriotiſcher Anſtalten ſteht.

Hieronymus Graf Colloredo-Mansfeld wurde den 30. März 1775 zu Wetzlar geboren. Sein überaus lebhafter Geiſt und ſein kraftvoller Körper drängten ihn frühzeitig zum Kriegerſtande hin, und ſo trat er 1792 als Oberlieutenant in das Gefolge des Feldzeugmeiſters Grafen Clairfayt, welcher dem in die Champagne eindringenden Herzoge von Braunſchweig ein Hilfskorps aus den Niederlanden zuführte.

Im folgenden Jahre ſtieg er zum Kapitän-Lieutenant, erhielt das Kommando einer Grenadier-Kompagnie des Regiments Joſeph Colloredo, wohnte der Belagerung und Einnahme von Condé, dem Angriffe auf das bekannte Lager Cäſars zwiſchen Bouchain und Cambray, der Berennung von Dünkirchen bei, und gab ſchon damals Beweiſe ſeines Eifers und ſeiner Tapferkeit. 1794 rückte er zum wirklichen Hauptmanne mit Beibehaltung der Grenadier-Kompagnie vor, wurde in den Gefechten auf den Höhen von Tourcoing unter den Ausgezeichneten genannt, und war unter der Beſatzung von Condé, als dieſelbe ſich kriegsgefangen bis zur Auswechslung ergeben mußte, aber nach dem Innern der kaiſerlichen Staaten abziehen durfte. Der glänzende Name des jungen Hauptmannes veranlaßte, daß der feindliche General gegen Kriegsbrauch ihn feſtnehmen ließ und ſeiner Regierung als politiſchen Gefangenen anzeigte. Graf Colloredo wurde, nebſt anderen, gleichfalls zurückgehaltenen Kriegsgefangenen aus vornehmen deutſchen Geſchlechtern, zu Geißeln für die von Dumouriez verhafteten Volkskommiſſäre erklärt, in Paris in harter Haft gehalten und ſogar mit dem Tode bedroht, bis er durch Liſt und Entſchloſſenheit entrann und glücklich in das Hauptquartier Clairfayt's am Rheine gelangte. Er kam hierauf als Kommandant zu einer Kompagnie bei dem Leibbataillon, und mit derſelben für den Feldzug 1796 zu der Avantgarde des Feldmarſchalls Wurmſer. Bei einem hitzigen Angriffe des Feindes auf die Bregenzer

Klauſe (8. Auguſt) wurde er ſchwer verwundet; man brachte ihn im hoffnungsloſeſten Zuſtande über Innsbruck nach Wien. Zwar war dieſe Wunde der Keim ſeines, obwohl ſechsundzwanzig Jahre ſpäter erfolgenden Todes; aber damals erraffte ſeine kraftvolle Natur ſich unerwartet ſo ſchnell, daß er ſchon nach vier Monaten den Dienſt in ſeinem Regimente mit der Beförderung zum dritten Major wieder verſehen konnte.

Nachdem er 1798 zum erſten Major bei dem ungariſchen Linien-Infanterieregimente Nr. 60 vorgerückt war, hob er durch Eifer und Thätigkeit den Muth der ihm anvertrauten Truppen, erklomm (27. Mai) mit ſeinem Bataillon die beinahe unzugängliche Höhe des Steiges über Winterthur, behauptete ſich dort mit beiſpielloſem Muthe ſo lange, bis ihm Unterſtützung zukam; ſtürzte ſich ſodann raſch auf den Feind herab, verjagte denſelben von der Straße, und erhielt dadurch die Brücke über die Töß unbeſchädigt, über welche die Reiterei zur Verfolgung nachſprengen konnte. Zur Belohnung dieſer kühnen Waffenthat erhielt er 1800 die Ernennung zum zweiten Oberſten bei Olivier Wallis Nr. 29, zu welchem Regimente er ſofort an die obere Donau eilte. Auf ſeiner Durchreiſe durch Laupheim traf er das Korps des Prinzen von Lothringen im Vorrücken gegen Klein-Schaffhauſen, bot freiwillig ſeine Verwendung an und führte ein Bataillon in den Wald bei Guttenzell mit ſolcher Entſchloſſenheit in die linke Flanke des Feindes vor, daß durch die Raſchheit ſeiner Bewegung und das Beiſpiel ſeines perſönlichen Muthes das Gefecht ſchnell entſchieden wurde. Neue Belohnung erfolgte, indem er jetzt in die Stelle eines Regimentskommandanten bei Erzherzog Ferdinand Infanterie Nr. 2 einrückte. Auch in dieſer Eigenſchaft bewährte er ſeinen Ruhm, erhielt 1805 die Beförderung zum Generalmajor und den Befehl über eine Brigade von fünf Grenadierbataillonen des Erzherzogs Karl im Venetianiſchen, und vereitelte, nachdem er bei Caldiero wegen Verwundung des Generals Nordmann das Kommando über den angegriffenen linken Flügel übernommen hatte, durch muthvolle Ausdauer den mit Wuth mehrmals wiederhohlten letzten Verſuch des überlegenen Feindes. Einſtimmig erkannte ihm dafür das Kapitel des Maria-Thereſien-Ordens das Ritterkreuz zu.

Bei dem Beginne des Feldzuges 1809 erhielt Hieronymus Colloredo die Eintheilung bei dem Heere in Italien als Brigadier von drei Bataillonen Straſoldo Nr. 27 und drei Bataillonen St. Julien, mit welchen Truppen er am 16. April bei Fontana-Fredda durch fünfſtündiges unerſchütterliches Aufhalten der mächtigen feindlichen Anſtrengung, den Be-

wegungen des eigenen Heeres Zeit und Möglichkeit verschaffte, die Schlacht zur günstigen Entscheidung zu bringen. Bei weiterem Vordringen hielt diese Brigade am 29. und 30. April am äußersten rechten Flügel der Armee bei Save und Monte Foscarin, jenseits des Wildstromes Alpon, abermals die volle Wuth des Feindes auf, und brach sie durch den kaltblütigsten Widerstand. Auf dem nachherigen Rückzuge ward Colloredo's unwandelbare Fassung neuerdings höchst wichtig für das Heil des Gesammtheeres, vorzüglich am 8. Mai bei dem Uebergange über die Piave, wo die überlegene französische Reiterei das Fußvolk rings zu umschwärmen begann, aber durch die Brigade Colloredo in Massen und durch die sich anschliessenden Grenadier-Bataillone blutig zurückgewiesen wurde; ebenso am 12. Mai, wo er, obschon in der Mitte des Tages verwundet, als Kommandant der verhältnißmäßig schwachen Nachhut, Venzone gegen den Andrang der feindlichen Gesammtmacht durch volle vierundzwanzig Stunden tapfer behauptete und dadurch dem österreichischen Heere den ruhigen Zug über die carnischen Alpen sicherte. Er erhielt dafür die Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant und das Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Auch bei Raab zeichnete er sich aus, und wurde am Schlusse des Feldzuges von seinem Monarchen zum Inhaber des ungarischen Linien-Infanterieregiments Sztaray Nr. 33 ernannt.

Im Feldzuge 1813 brach Colloredo, als Kommandant vom rechten Flügel Giulay's, in Sachsen ein. Bei Dresden zeigte sich seine Tapferkeit im glänzendsten Lichte. Ungeachtet des erbittertsten Widerstandes nahm er die befestigte, durch zahlreiche Mannschaft und ein heftiges Geschützfeuer vertheidigte Schanze an der Dippoldiswaldaer Straße, wobei ihm drei Pferde unter dem Leibe getödtet wurden, und führte am 28. August seine Division in musterhafter Ordnung auf einer von Regengüssen zerstörten Straße nach Böhmen auf den Kampfplatz von Kulm (30. August), wo er im entscheidenden Augenblicke den Befehl des rechten Flügels der verbündeten Truppen übernahm. Nachdem er von der Strisowitzer Höhe aus das feindliche Fußvolk mit dem Bajonnete zurückgetrieben hatte, warf er sich auf den Geschützpark bei Kulm, eroberte denselben, und fiel sodann mit Blitzesschnelle in die linke Flanke der feindlichen Hauptmacht, nahm das hartnäckig vertheidigte Dorf Arbesau und vollendete dadurch die Umzingelung und Entwaffnung des Feindes. Zum Lohne dieses Sieges wurde er zum Feldzeugmeister außer der Reihe seines Ranges ernannt, als welcher er das Kommando des ersten Armeekorps übernahm, und erhielt vom

Kaiſer Alexander den Alexander Newsky-Orden. Am 17. September hielt er mit jenem Armeekorps die früher erſtürmte Striſowitzer Höhe beſetzt. Als Napoleon ſelbſt durch die Nollendorfer Engung vorrückte, warf er ſich in deſſen linke Flanke, eroberte nach langem Kampfe Arbeſau, ſchritt raſch auf die Straße von Nollendorf, und gab ſo einen Hauptausſchlag zur Niederlage und Flucht der Feinde. Das ruſſiſche Georgskreuz dritter Klaſſe belohnte dieſe Heldenthat.

Vor Leipzig bildete Colloredo mit dem erſten Armeekorps, nebſt der Diviſion des F. M. L. Aloys Liechtenſtein und dem ganzen öſterreichiſchen Reſervekorps unter Merveldt, den linken Flügel der Hauptarmee, und dieſe Truppen beſtanden rühmlich den heißen Kampf bei den Dörfern Dölitz, Döſen, Löſing und Probſtheida. Nach Verwundung des Prinzen von Homburg und Merveldt's Gefangennehmung fiel hier auf Colloredo der Oberbefehl. Von einer Kugel auf die Bruſt getroffen, verbarg er, um die Seinigen nicht zu entmuthigen, mit ſeltener Faſſung ſeine Verwundung und ſetzte ſeine Thätigkeit fort. Ernſthafter wurde er, nach dem Rheinübergange, vor Troyes (5. Februar 1814) am Schenkel verwundet und zu ſeinem Schmerze dadurch verhindert, an den ferneren Ereigniſſen des Krieges unmittelbar Antheil zu nehmen. Nach dem Friedensſchluſſe von Paris wurde ihm der Befehl über alle nach Böhmen in vier Kolonnen zurückkehrenden k. k. Truppen, und dann in dieſer Provinz die Anſtellung eines Inſpektors vom geſammten Fußvolke übertragen, bis Napoleons Erſcheinen auch ihm das Schwert wieder in die Hand gab. Als Oberbefehlshaber eines ſelbſtſtändigen Armeekorps am Oberhein und in Burgund beſtand er ruhmvoll mehre hitzige Gefechte, fungirte nach dem Friedensſchluſſe ad latus des kommandirenden Generals in Böhmen, und dann in derſelben Eigenſchaft in Steyermark.

Doch ſeine Wunden hatten bereits den Keim eines unheilbaren Uebels in ihm gelegt, das ſeine kriegeriſche Begeiſterung mit Gewalt zurückgedrängt hatte, und welches nun in den Tagen des Friedens den Tribut des Todes forderte. In Wien, wohin Familienangelegenheiten ihn gerufen, erkrankte er und ſtarb, auch in den letzten Augenblicken ſeine Mannhaftigkeit nicht verläugnend, den 23. Juli 1822.

Nicht nur ſeine Angehörigen und Freunde, auch ſeine Krieger beweinten ihn, denn ſie verloren in ihm einen Führer, der Entbehrungen und Gefahren mit ihnen in ungetrübtem Frohſinne theilte, mit großmüthiger Aufopferung für ſie ſorgte, aber dann auf dem Felde der Ehre ſie mit um

ſo größerer Zuverſicht durch Worte und Beiſpiel zur Tapferkeit und Ausdauer aufforderte. Das Offizierkorps ſämmtlicher Truppen in Böhmen vereinigte ſich in dem Wunſche, dem verblichenen Helden auf der Stätte ſeines Ruhmes ein Denkmal zu ſetzen, und freudig ſchloß ſich das ganze öſterreichiſche Heer dieſem Wunſche an. Am 17. September 1827 wurde auf dem Schlachtfelde von Kulm unter großer Feierlichkeit ſein Monument aufgeſtellt, eine gußeiſerne Pyramide von impoſanter Höhe und Form, mit der den Todten am ſchönſten bezeichnenden Inſchrift: „Dem Feinde furchtbar, den Seinen theuer.“

Karl Fürſt von Schwarzenberg,

Herzog von Krumau.

Geboren 1771. Geſtorben 1820.

Die Befreiungsjahre 1813 und 1814 tragen den Namen dieſes Feldherrn an der Stirne, und zeichnen ſeinen Namen mit goldenen Buchſtaben nicht nur in die Annalen des Krieges, ſondern in die Geſchichte der geretteten Völker ein. Aus einem alten erlauchten Hauſe entſproſſen, das, einerlei Urſprunges mit jenem der Grafen von Seinsheim, bis in das fünfzehnte Jahrhundert auch dieſen Namen führte, und im Jahre 1670 durch von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeerbte und erneuerte Verdienſte zur Fürſtenwürde emporſtieg, erblickte Karl Philipp Fürſt von Schwarzenberg am 15. April 1771 zu Wien das Licht. Von Jugend auf für den Kriegerſtand beſtimmt, ſuchte er ſeinen Körper durch ritterliche Uebungen zu ſtärken und abzuhärten, erwarb ſich aber auch in der Mathematik, Geſchichte und anderen Wiſſenſchaften einen Schatz von Kenntniſſen, der ihn zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Als 1788 der Krieg gegen die Türken ausbrach, trat der ſiebzehnjährige Jüngling, auf Betrieb des Feldmarſchalls Lascy, als Lieutenant in das kaiſerliche Infanterieregiment Wolfenbüttel, und folgte dem Here nach Slavonien. Seine jugendliche Verwegenheit führte

ihn mehrmals tief in die Reihen der Feinde, von denen er einige mit eigener Hand tödtete oder gefangennahm. Bei dem Sturme auf Szabacz (1788) kämpfte Schwarzenberg in der nächſten Umgebung des Feldmarſchalls Lascy, und wurde für die hiebei bewieſene Tapferkeit vom Kaiſer zum Hauptmanne ernannt. Im Gefolge des Feldmarſchalls Loudon wohnte der Fürſt 1789 den Belagerungen von Berbir und Belgrad bei, mußte aber wegen Erkrankung das Heer verlaſſen, und trat 1790 als Rittmeiſter in das Regiment Kaiſer Chevaux-Legers, in welchem er noch in demſelben Jahre zum Major aufrückte und als Lieutenant in der Arcierengarde den Krönungsfeierlichkeiten des Kaiſers in Frankfurt beiwohnte. — Fürſt Schwarzenberg benutzte die kurze Zeit der eingetretenen Waffenruhe zu ſeiner militäriſch wiſſenſchaftlichen Ausbildung, deren Werth die gemachten Kriegserfahrungen ihn noch mehr ſchätzen gelernt hatten; nächſtdem war er aber ein kühner Reiter, geſchickter Fechter und guter Schütze, fand auch immer noch Zeit, ſich in den Kreiſen der Geſelligkeit, deren Zierde er war, zu ergötzen. Mit angeborener Heiterkeit verband jedoch der junge Fürſt einen Ernſt und eine Würde, die ſeine Befähigung zu höheren Stellen frühzeitig beurkundeten. — Beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich 1792 wurde Schwarzenberg auf ſein Geſuch zum Regimente Latour Chevaux-Legers verſetzt, welches in den Niederlanden ſtand, und ſich durch Tapferkeit einen hohen Ruf erworben hatte. Er nahm Theil an der Schlacht bei Jemappe und befand ſich beim Rückzuge an den Rhein meiſt bei der Arrièregarde. Den 13. Februar 1793 zum Oberſtlieutenant befördert, erhielt der Fürſt den Befehl über ein aus ſechs Schwadronen Uhlanen beſtehendes Freikorps, welches jedoch meiſt zum Vorpoſtendienſte verwendet wurde. In der Schlacht bei Neerwinden befand ſich dasſelbe auf dem rechten Flügel, welcher mit dem meiſten Erfolge kämpfte. Auch an den Gefechten in der Umgegend von Valenciennes nahm der Fürſt rühmlichen Antheil, und war auf einem Streifzuge gegen Sambre ſo glücklich, ein franzöſiſches Bataillon zu überfallen und 119 Mann davon gefangen fortzuführen. Mit gleichem Glücke bekämpfte er im Oktober bei Chateau-Cambreſis, wo er auf Vorpoſten ſtand, einige anrückende Infanterieabtheilungen; doch das glänzendſte Gefecht ſollte der Fürſt im nächſten Frühjahre in derſelben Gegend beſtehen. Im Februar 1794 zum Oberſten des Küraſſierregiments Zeſchwitz ernannt, kam Schwarzenberg dadurch unter die Befehle des Herzogs von York, welcher hinter der Selle ſtand, um die Belagerung von Landrecis zu decken. Am 26. April rückten die Fran-

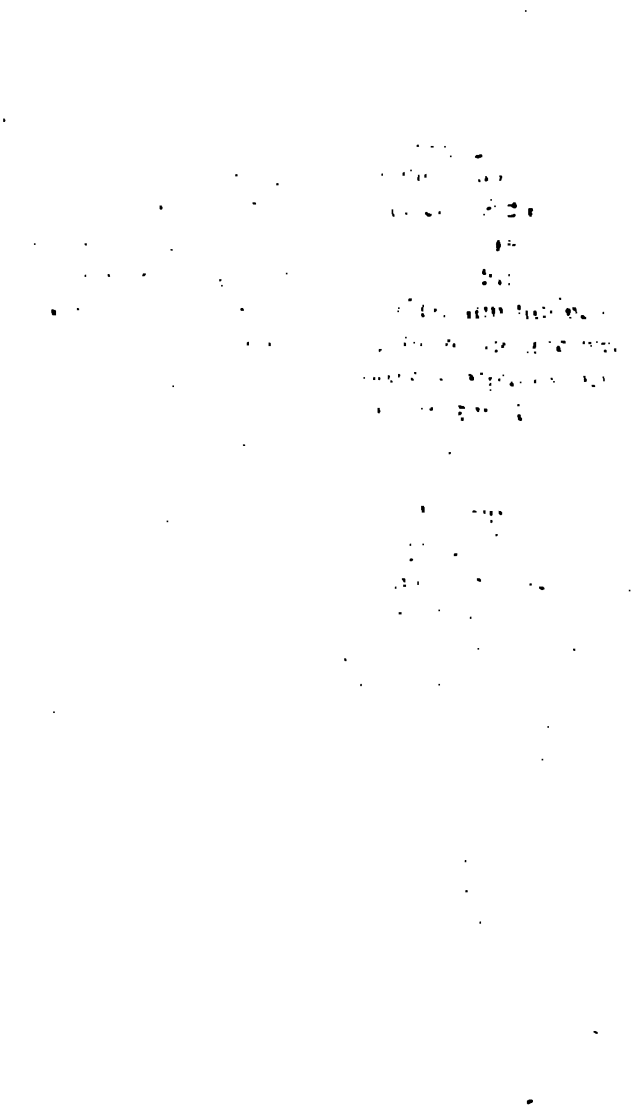
zoſen zum Entſatze an, ein Korps von 26,000 Mann marſchirte gerade gegen Chateau-Cambreſis und durchbrach, vom Nebel begünſtigt, einen Theil der öſterreichiſchen Vorpoſten. Die Gefahr war ſo dringend, daß York, welcher mit dem F. M. L. Otto vorgeritten war, ausrief: „Nur ein Reiterangriff kann uns retten!“ Otto ſendete hierauf dem Fürſten Schwarzenberg den Befehl zum Vorrücken, zwölf Schwadronen Engländer folgten den Küraſſieren, und nach einer heißen Stunde ward der Feind, mit Verluſt von zweiunddreißig Geſchützen und mehren tauſend Mann, allein von dieſer braven Kavallerie aus dem Felde geſchlagen. Der Kaiſer war damals bei dem Heere anweſend, und überreichte dem Fürſten Schwarzenberg das wohlverdiente Maria-Thereſienkreuz in eigener Perſon. — Im Feldzuge 1795 ſtand der Fürſt bei der Armee des Generals Wurmſer am Mittelrheine, nahm Theil an den Gefechten bei Handſchuhheim und an der Pfriem, und ging während des Waffenſtillſtandes nach Wien. Als Schwarzenberg im April 1796 zur Armee zurückkehrte, ſtand ſein Regiment zwiſchen der Lahn und Sieg, fand aber vom 1. Juni bis Mitte Auguſt nur Gelegenheit, ſich in Rückzugsgefechten zu üben, welche die Heerabtheilungen unter F. M. L. Wartensleben bis an Böhmens Gränze führten. Der Marſch des Erzherzogs Karl gegen Amberg und das Gefecht daſelbſt brachte in die ſtrategiſchen Verhältniſſe eine glückliche Wendung, und die Franzoſen gingen nun eben ſo ſchnell wieder hinter die Lahn zurück. Schwarzenberg befand ſich mit ſeinem Regimente auf dem linken Flügel der Armee, machte in der Schlacht bei Würzburg einen glücklichen Angriff, vereinigte ſich ſpäter mit der Beſatzung von Mainz, und nahm mit derſelben Theil an den Gefechten bei Limburg, wo er das Patent des Generalmajors erhielt, das ſchon am 10. Auguſt ausgefertigt worden war. — Als der Erzherzog ſich hierauf im Rheinthale aufwärts gegen Moreau wendete, wurde General Schwarzenberg dem F. M. L. Hotze zugetheilt, welcher Streifereien auf dem linken Rheinufer bis Kaiſerslautern unternahm. — Von dem Erzherzog nach Italien gerufen, wo dieſer den Oberbefehl übernahm, eilte der General über Tirol dahin, kehrte aber bald mit ihm an den Rhein zurück, wo er bis zum November 1797 bei Mannheim die Vorpoſten befehligte. — Im Januar 1799 vermälte ſich Schwarzenberg mit der Fürſtin Eſterhazy, mußte aber bald darauf zur Armee des Erzherzogs Karl nach Schwaben, wo er eine aus zehn Bataillonen und zwölf Schwadronen beſtehende Diviſion erhielt und gewöhnlich der Avantgarde zugetheilt wurde. Er trug in der Schlacht bei Oſtrach viel zur Eroberung

dieſer Stadt bei, hatte in der Schlacht bei Stockach einen heftigen Kampf mit der Diviſion Ferino zu beſtehen, wurde nach dem Siege mit Verfolgung des Feindes beauftragt, eroberte Donaueſchingen, und trieb die Franzoſen bis in die Engpäſſe des Schwarzwaldes zurück. Als ſich der Erzherzog hierauf gegen den Oberrhein wendete, um in die Schweiz zu dringen, erhielt Schwarzenberg den Befehl, mit einigen Kavallerieregimentern eine bei Baſel ſtehende franzöſiſche Diviſion im Schach zu halten, was er mit vieler Umſicht bewirkte, ſpäter aber dem Herzoge an die Aar, die Limmat, und im Herbſte an den Mittelrhein folgte, wo er ſich bei dem Angriffe auf Mannheim auszeichnete. Am Schluſſe des Feldzuges wurde Schwarzenberg, der zu verſchiedenen Malen mit Pferden ſehr heftig geſtürzt war, ſo krank, daß er die Armee verlaſſen mußte und erſt im Juli 1800 wieder dienſtfähig wurde. Der Erzherzog Johann, welcher jetzt an die Spitze des Heeres trat, ſetzte ſo großes Vertrauen in das Anführertalent des Fürſten, daß er deſſen Beförderung zum Feldmarſchall-Lieutenant bewirkte. Schwarzenberg befehligte in dem nun beginnenden Feldzuge das erſte Treffen des rechten Flügelkorps, focht in der Schlacht bei Hohenlinden gegen die Diviſion Grenier bei Wetting, drang mit Entſchloſſenheit gegen die waldigen Höhen vor, mußte aber wegen des Rückzuges der Hauptkolonne gegen Abend ebenfalls weichen. Von allen Seiten bedroht, wurde der Fürſt vom Sieger aufgefordert, die Waffen niederzulegen, er ſchlug ſich aber glücklich durch, ohne ein Geſchütz zu verlieren. Nachdem Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder übernommen hatte, übertrug er dem Fürſten die Deckung des Rückzuges hinter die Enns. Dieſer rettete mit der höchſten Anſtrengung den Artilleriepark, und wurde zur Belohnung zum Inhaber desſelben Uhlanenregiments ernannt, welches er 1793 befehligt hatte. Während des Friedens ging der Fürſt als außerordentlicher Geſandter nach Petersburg, um dem Kaiſer Alexander zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. Von dort zurückgekehrt, wurde er zu verſchiedenen Dienſtleiſtungen im Innern des Landes verwendet, im März 1805 aber zum Vizepräſidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Beim Ausbruche des neuen Krieges mit Frankreich befand ſich Schwarzenberg bei der Armee des Feldmarſchall-Lieutenants Mack, nahm an dem Gefechte bei Günzburg rühmlichen Antheil, hatte am 11. Oktober ein glänzendes Gefecht bei Jungingen, wurde demnach in die Kataſtrophe von Ulm verwickelt, war aber glücklich genug, mit dem größten Theile der Kavallerie ſich durchzuſchlagen, was jedoch zu einer Reihe von Gefechten führte,

bevor man Eger erreichen konnte. Hier wurde der Fürſt krank, denn dieſe unerſchrockene Reiterſchaar, von Murat raſtlos verfolgt, hatte in acht Tagen über fünfzig Meilen zurückgelegt und manches Gefecht zu beſtehen gehabt. Vom Kaiſer nach Wien berufen, folgte er dieſem zur Schlacht bei Auſterlitz, blieb während dieſer Schlacht im Gefolge der beiden Kaiſer und begleitete ſpäter ſeinen Kaiſer bei einer Zuſammenkunft mit Napoleon. — Ruhig verlebte er den Sommer 1806 auf ſeinem Gute in Böhmen, lehnte die ihm angetragene Präſidentenſtelle des Hofkriegsrathes ab, und nahm erſt 1808 wieder Antheil an den Geſchäften, indem er ſich der Bildung der Landwehre mit Eifer widmete. In demſelben Jahre wurde Schwarzenberg auf den Wunſch des Kaiſers Alexander zum Botſchafter in Petersburg beſtimmt, wo er jedoch wegen des wiederausgebrochenen Krieges zwiſchen Frankreich und Oeſterreich (1809) nur kurze Zeit verweilte, und zwei Tage vor der Schlacht bei Wagram im Hoflager ſeines Monarchen eintraf. Der Erzherzog Karl übertrug ihm die Führung eines großen Theiles der Reiterei, womit er das Vordringen des feindlichen rechten Flügels einige Zeit hinderte und den Aufmarſch der übrigen Truppen deckte. Auch am zweiten Schlachttage befehligte Schwarzenberg auf dieſem Flügel, und leiſtete auf dem Rückzuge nach Znaim den kräftigſten Widerſtand. Schon früher mit dem Kommandeurkreuze des Maria-Thereſienordens (für den ritterlichen Zug von Ulm) und mit dem goldenen Vließe geſchmückt, belohnte ihn der Kaiſer jetzt durch die Beförderung zum General der Kavallerie. — Die Vermälung Napoleons mit der Erzherzogin Maria Luiſe führte den Fürſten abermals auf die diplomatiſche Laufbahn; er wurde zum Botſchafter in Paris ernannt, und trat dort mit ſeltener Würde auf, nachdem er kurz zuvor das Großkreuz des Stephansordens, und von Napoleon den Großadler der Ehrenlegion erhalten hatte. — Als bald darauf der Krieg mit Rußland (1812) auszubrechen drohte, wurde Schwarzenberg's Stellung ſehr ſchwierig, denn Napoleon theilte ihm unverhohlen ſeine weitausſehenden Entwürfe mit und verlangte Oeſterreichs Beitritt, der ſich jedoch auf die Stellung von 30,000 Mann beſchränkte, über welche der Fürſt den Oberbefehl erhielt. Am 30. Mai 1812 traf er in Lemberg ein, marſchirte im Juni über Lublin an den unteren Bug, den er bei Drogiczin überſchritt, und dann über Prujanj nach Slonim, wo das ſächſiſche Korps zu ihm ſtieß. Auf Befehl Napoleons mußte Schwarzenberg mit den Oeſterreichern gegen Minsk vorrücken, womit er jedoch zögerte, da der ruſſiſche General Tormaſſow inzwiſchen Verſtärkung erhalten hatte

und die Sachſen bei Kobryn mit einem überlegenen Angriffe bedrohte. Gleichzeitig machte der Fürſt auf die in Volhynien ſich täglich mehrenden Streitkräfte der Ruſſen und die daraus entſpringenden Gefahren aufmerkſam. Als er die Meldung von dem Unfalle der Sachſen erhielt, kehrte er, ohne erſt Befehl abzuwarten, ſogleich wieder um, und vereinigte ſich mit ihnen bei Slonim. Ein neuer Befehl trug ihm auf, im Vereine mit den Sachſen die Ruſſen nach Volhynien zurückzuwerfen, was durch eine Reihe von Märſchen und Gefechten in achtzehn Tagen geſchah. Aber das Auftreten einer aus dem ſüdlichen Rußland herbeieilenden Armee unter Tſchitſchagow nöthigte Schwarzenberg, die Offenſivbewegung einzuſtellen und ſich auf die Vertheidigung des Styrfluſſes zu beſchränken. Hier behauptete er ſich bis zum 21. September, wo die Ueberzeugung, daß der Feind den Fluß anderswo zu überſchreiten im Begriffe ſtehe, einen allgemeinen Rückzug veranlaßte. Bei Lumbol vereinigt ſich Schwarzenberg wieder mit dem Korps des Generals Reynier, weicht jedem überlegenen Angriffe des Feindes geſchickt aus und hält dennoch die Ruſſen acht Tage vom weiteren Vordringen ab. Da er die Verbindung mit Warſchau bedroht ſieht, geht er über den Bug, ſchlägt ein ruſſiſches Korps bei Biala und reinigt das Großherzogthum vom Feinde. Die Theilung des Gegners benutzend, ergreift Schwarzenberg die Offenſive, kehrt jedoch auf Reynier's Bitten ſchnell um, greift bei Wolkowice die Ruſſen plötzlich im Rücken an und nöthigt ſie mit ſtarkem Verluſte zum Rückzuge. — Die Nachrichten von den Unfällen der großen franzöſiſchen Armee mahnten zur Vorſicht. Schwarzenberg ging deshalb nach Bialyſtok zurück, beſchränkte ſich auf die Rettung einiger Vorräthe und auf die Deckung Warſchau's, bis endlich der fortgeſetzte Rückzug der Franzoſen auch den ſeinigen nothwendig machte. Durch Unterhandlungen ſicherte er ſich die Straße nach Krakau, trat aber den Rückzug nicht eher an, bis die Sachſen und Polen einen hinreichenden Vorſprung hatten. Als er dieſe geſichert glaubte, reiſte er nach Wien ab. Der Aufenthalt daſelbſt war von kurzer Dauer, denn die eingetretenen Umſtände machten des Fürſten Anweſenheit in Paris dringend nothwendig. Napoleon, der ſchon früher deſſen Erhebung zum Feldmarſchall bewirkt hatte, empfing ihn mit Auszeichnung und mochte nicht ahnen, daß er ihn bald als Gegner ſehen würde. — Im Mai 1813 war der Fürſt ſchon wieder in Böhmen, wo erfolgloſe Friedensunterhandlungen gepflogen wurden. Nach Oeſterreichs Kriegserklärung wurde Schwarzenberg zum Oberfeldherrn aller Truppen der Verbündeten ernannt. In dieſer ewig denkwür-

digen Epoche geſchah Nichts ohne Schwarzenberg's Zuſtimmung und Mitwirkung. Seiner ſchwierigen Stellung als Führer mehrer Heere zugleich, wußte er nicht nur als Feldherr, ſondern auch als Diplomat zu genügen, und ſein Geiſt, ſeine Umſicht und ſein Werth als Menſch und der Zauber ſeines perſönlichen Umganges waren die Bande, durch welche dieſe heterogenen Heeresmaſſen zuſammengehalten und in jener mächtigen Einheit bewahrt wurden, von welcher ſo viele gewonnene Schlachten erzählen. Der welthiſtoriſche Sieg bei Leipzig öffnete dem Fürſten zugleich den Tempel des Ruhmes für alle Zeiten. Sein war auch die erſte Idee des kühnen Marſches auf Paris, der mit dem Sturze des franzöſiſchen Kaiſerthrones endete und das Werk der Befreiung beſiegelte. Auszeichnungen aller Art ſtrömten dem beſcheidenen Sieger zu; er wurde mit den meiſten Civil- und Militärorden Europa's geſchmückt, erhielt von ſeinem Monarchen Güter in Ungarn und die Erlaubniß, in ſein Wappen entweder jenes von Paris, oder Farben und Zeichen Oeſterreichs zu ſetzen; ſein Patriotismus entſchied ſich für die letzteren. Der Fürſt zog ſich jetzt von dem Kriegsſchauplatze zurück, um an den Berathungen der Miniſter Theil zu nehmen und Oeſterreichs Streitkräfte neu zu organiſiren. Sein Empfang in Wien war glänzend, doch ſuchte er die Ruhe der Einſamkeit, die ſeinem Herzen Bedürfniß war, mied ſogar ſechs Wochen lang das Theater und trug faſt nie die Zeichen ſeiner Würde. Die höchſte Auszeichnung widerfuhr dem Fürſten am erſten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, wo der anweſende Kaiſer Alexander nach beendigtem Gottesdienſte ihn umarmte, und ſeinen Dank für die geleiſteten Dienſte mündlich wiederholte, bei der Mittagstafel ſogar des Feldherrn Geſundheit ausbrachte. — Napoleon's plötzliche Rückkehr nach Frankreich riß den Fürſten abermals aus ſeinem Still-Leben. Durch ſeine thätige Fürſorge wurde es leicht, in kurzer Zeit 150,000 wohlgerüſtete Streiter an den Rhein marſchiren zu laſſen, er ſelbſt traf den 11. Mai (1815) in Heilbronn ein, entwarf mit Blücher und Wellington den neuen Operationsplan, nahm aber nicht an der Ausführung Theil, da der Sieg über Napoleon bereits errungen war, ehe die Oeſterreicher auf dem Hauptkriegsſchauplatze eintrafen. Die abermalige Oberbefehlshaberſchaft Schwarzenberg's war deshalb von geringerer Bedeutung, machte jedoch ſeine Anweſenheit in Paris eine Zeit lang nothwendig, bis er dem Herzog von Wellington die Sorge übertragen hatte, an der Spitze von 150,000 Mann über die Erfüllung der Friedensbedingungen zu wachen. — Am 12. Oktober war der Fürſt wieder auf ſeinem friedlichen Landſitze Worlik in Böhmen,



LXXIX

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Stahlstich v. Carl Mayer v. Kunst-Anstalt in Nürnberg

Galileo Galilei.

Geboren 1564. Geſtorben 1642.

Aus einer edlen Familie entſproſſen, kam dieſer unſterbliche Schöpfer der Experimentalphyſik und Reformator der mathematiſchen Wiſſenſchaften den 18. Februar 1564 in Piſa zur Welt. Frühzeitig regte das Talent in ihm ſeine Schwingen. Mechaniſche Arbeiten gelangen ihm; auch die griechiſchen und lateiniſchen Claſſiker ſtudirte er mit Eifer, obſchon ſein Vater — Vicenzo Galilei, ein verdienſtvoller Theoretiker in der Muſik, doch von beſchränkten Mitteln — ihm wenig Unterſtützung gewähren konnte, und machte zugleich bedeutende Fortſchritte in der Muſik und Zeichnenkunſt. Endlich beſtimmte ihn ſein Vater, um ihm eine ſichere Zukunft zu gründen, zum Studium der Medizin, und mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit, wie die übrigen Wiſſenſchaften, betrieb nun der Jüngling auch dieſe, neben der ariſtoteliſchen Philoſophie. Doch erregte die letztere ſeinem ſcharfblickenden Geiſte häufige Zweifel, die ihm ſchon damals bei den ſtarren Anhängern des Ariſtoteles den Ruf eines widerſpänſtigen Geiſtes zuzogen. Bald ward, an der Stelle todter Schriften, die Natur die Lehrerin ihres Lieblings, und zeigte ihm da, wo Andere nur den ſtumpfen Gang der Gewohnheit ſahen, tiefſinnige Geheimniſſe, ſchöpferiſche Wunder. Achtzehn Jahre alt, beobachtete er eines Tages in der Kathedralkirche zu Piſa die zufälligen Schwingungen einer herabhängenden Lampe; die Regelmäßigkeit derſelben ließ ihn ihre Anwendbarkeit für die Zeitbeſtimmung ahnen und leitete ihn, da ſein tiefblickender Geiſt in jedem ſcheinbaren Zufalle ſeine Regel fand, auf die Erfindung des Pendels; doch blieb damals, wegen ſeiner Unkenntniß der Mathematik, die Sache bloße Idee. Das Fehlende mußte ſchnell eingeholt werden; mit Begeiſterung warf er ſich ſofort auf das Studium der Mathematik, und dachte kaum mehr an die Brotwiſſenſchaft der Medizin. Jetzt öffnete ihm die Schöpfung die ganze Fülle ihrer Wunder. Die archimediſche Abhandlung von den im Waſſer ſchwimmenden Körpern führte ihn zur Erfindung der hydroſtatiſchen Wage. Sein Ruhm fing an, ſich zu verbreiten; 1589 zum Profeſſor der Mathematik zu Piſa ernannt, hielt er

mit unbeſchreiblichem Beifalle öffentliche Vorleſungen über Experimentalphyſik, namentlich über die Lehre von der Bewegung und vom Falle, indem er zuerſt den gleichmäßigen freien Fall aller Körper und die Geſetze der Beſchleunigung lehrte. Aber ſchon hier empfand er den Geiſt des Zelotismus; denn die Anhänger der alten Schule verfolgten ihn ſo heftig, daß er nach drei Jahren ſeine Stelle niederlegte. Bald darauf wurde er als Profeſſor der Mathematik an der Univerſität zu Padua angeſtellt, wo er unter dem Schutze der freien Republik ungehindert ſeine neuen Lehren mit immer ſteigendem Beifalle vortrug, Lehrbücher der einzelnen mathematiſchen Wiſſenſchaften für ſeine Zuhörer ſchrieb, und überall entdeckte und dachte. Hieher gehören die Erfindungen des Thermometers und des Proportionalzirkels, obwohl beide ihm abgeſprochen werden, und die Verfertigung mehrer Maſchinen für die Republik. 1604 machte er mehre neue Anſichten über die Kometen bekannt und entdeckte die Eigenſchaft des Magnets, durch Bewaffnung ſeine Kraft zu verſtärken. Kaum hatte er 1609 Kunde von der Entdeckung des Fernrohrs erhalten, als er die Verfertigung desſelben verſuchte; ſie gelang, und der Senat Venedigs ernannte ihn mit dreifachem Gehalte zum lebenslänglichen Profeſſor. Während ihn aber das Fernrohr auf die Erfindung des Mikroſkops leitete, beſchwingte ihn jenes zum Fluge durch die weiten Gränzen unſers Sonnenſyſtems; er durchwanderte mit ſeinem Inſtrumente die Sphären des Sternenhimmels, erkannte zuerſt auf dem Monde Berge und Thäler, lehrte die Höhe jener Berge berechnen, entdeckte die Phaſen der Venus und die Oscillation des Mondes, fand die vier Jupitersſtrabanten, löſete mehre Nebelflecke und Theile der Milchſtraße in einzelne Sterne auf, bemerkte die ellipſoidiſche Geſtalt des Saturn, und ſah zuerſt den Ring desſelben, ohne jedoch ihn wirklich für einen Ring zu halten. Auch ſtellte er jetzt zuerſt die richtige Behauptung auf, daß das Sichtbarbleiben der ganzen Mondſcheibe bei nur theilweiſer Beleuchtung derſelben, von der Refraktion des Lichtes von der Erde herrühre, entdeckte die Veränderlichkeit der Sonnenflecken, ſchloß daraus auf die Rotation der Sonne, und ſuchte zuerſt die Verfinſterungen der Jupitersſtrabanten zu Längenbeſtimmungen zu benutzen. Aber zum Unglücke für ihn verließ er 1610 die Dienſte der Republik, und folgte einem ehrenvollen Rufe nach Piſa, wo ſeine Feinde ihn mehr in ihrer Gewalt hatten. Er hatte durch ſeine Entdeckungen dem kopernikaniſchen Syſteme den Sieg verſchafft und in ſeinen Werken ſich offen für dasſelbe ausgeſprochen. Falſcher Eifererſinn, der, zu kurzſichtig, um den Geiſt der Religion mit jenem der Schöpfung

in Einklang zu bringen, Widerſpruch ahnete, wo doch innere Uebereinſtimmung war, wähnte die Autorität der Bibel, des Buches der Wahrheit, bedroht durch die Natur, das Buch der Wirklichkeit. Galilei's Lehren wurden mißverſtanden und verleumdet, zuletzt, trotz ſeiner trefflichen Vertheidigung, verdammt und ihm im Jahre 1618 das fernere Vortragen derſelben verboten. Von wiſſenſchaftlicher Begeiſterung getrieben, widerlegte er in einem gelehrten Streite mit dem römiſchen Mathematiker, dem Jeſuiten Orazio Graſſini, deſſen Anſichten, und entwickelte dann ſeine eigenen in einer größeren Schrift. Dies iſt ſein Hauptwerk: „Dialogi quattro sopra i due massimi sistemi del mondo, Tolemaico e Copernicano.“ Er reiſete 1630 perſönlich nach Rom, um das Imprimatur einzuholen, erlangte dasſelbe und ließ nach zwei Jahren das Werk in Florenz erſcheinen. Der Zorn ſeiner Feinde nach Leſung desſelben war gränzenlos, und ungeachtet einer ſcheinbaren Verwerfung des kopernikaniſchen Syſtems in der Vorrede, ungeachtet ſeiner Berufung auf das päpſtliche Imprimatur, ungeachtet ſeiner Beweiſe, daß er das Syſtem nur dargeſtellt und ſich weder für, noch gegen dasſelbe erklärt habe, ja ungeachtet der lebhafteſten Verwendungen des Großherzogs für ihn, ſiegten die Widerſacher, nachdem ſie durch ſchnöde Wortverdrehungen ſelbſt den Papſt Urban VIII., Galilei's früheren Gönner, gegen ihn einzunehmen gewußt hatten. Das Buch wurde der Inquiſition überliefert und Galilei vor dieſes Tribunal gefordert, wo er vom 10. Februar 1633 an in gelinder Haft gehalten und, ungeachtet ſeiner meiſterhaften Vertheidigung, den 22. Juni zur Abſchwörung ſeiner vermeintlichen Irrthümer genöthiget wurde. „Und doch bewegt ſie ſich,“ ſoll er murrend in ſich hinein geſprochen haben, als er gegen ſeine Ueberzeugung widerrufen mußte. Man verbot ſein Werk und verurtheilte ihn zu unbeſtimmtem Gefängniſſe. Doch wurde das ſtrenge Urtheil ſchonend und gemildert vollzogen; man begnügte ſich, ihm die Wohnung eines Inquiſitionsbeamten, und ſpäter den Palaſt des Erzbiſchofs von Siena als Aufenthaltsort anzuweiſen, erlaubte ihm jeden Umgang und ſelbſt den Briefwechſel mit ſeinen Freunden; der Papſt geſtattete ihm ſpäter ſogar, in der Nähe von Florenz, zu Arcieti, zu wohnen, und endlich, ſelbſt in die Stadt zu gehen. Seit ſeiner Verurtheilung beſchäftigte er ſich theils mit der Mathematik, und arbeitete die beiden Dialoge: „über die Bewegung“ und „über den Widerſtand der feſten Körper,“ aus, theils mit der Vollendung der Tafeln über die Jupiterstrabanten. Aber ſchon 1638 erblindete er gänzlich, und ſtarb endlich, nachdem er vier Jahre in Finſterniß gewandelt war, aber

immer mit regem Geiſte der Wiſſenſchaft nachgedacht und einer großen Anzahl aufmerkſamer Schüler fortwährend Vorträge gehalten hatte, den 9. Januar 1642 in den Armen ſeines Schülers Viviani. Er ruht in der Kirche S. Croce zu Florenz, wo auch ſein Denkmal ſteht. Galilei war klein von Geſtalt, doch kräftig und feſt; ſeine Züge waren anſprechend, ſein Weſen belebt und einnehmend. Poeſie, Muſik und Zeichnenkunſt hielt er werth; doch auf Bücher gab er wenig, und die Natur, in welcher er ſo klar und eifrig las, nannte er mit Recht das beſte Buch.

Fontenelle.

Geboren 1657. Geſtorben 1757.

Zwei Jahrhunderte erfüllte dieſer Gelehrte mit ſeinem Ruhme, und jetzt kennt man ihn faſt nur noch traditionsweiſe. Als Bernard le Bovier de Fontenelle am 11. Februar 1657 zu Rouen geboren ward, ahnete man nicht, daß er eines der ſpäteſten Lebensziele erreichen werde; denn er kam ſo ſchwach zur Welt, daß er nur geboren ſchien, um ſich begraben zu laſſen. Doch erholte er ſich, machte ſeine Studien in der Jeſuitenſchule ſeiner Vaterſtadt, gewann ſchon in ſeinem dreizehnten Jahre, als Schüler der Rhetorik, mit einem kleinen Werke in lateiniſchen Verſen einen Preis der Akademie, und widmete ſich der Jurisprudenz, ging aber, da er ſeinen erſten Prozeß verlor, nach Paris, um ſich ausſchließend mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Hier erwarb er ſich durch mehre artige Gedichte in dem „Mercure galant" Beifall, und war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er ſchon einen großen Theil der Opern „Pſyche" und „Bellerophon" beendigt hatte, die unter dem Namen ſeines Oheims, Thomas Corneille, erſchienen. Sein Tauerſpiel „Aſpar" fiel jedoch mit großem Eklat durch, und auch mit ſeinen anderen Arbeiten für die Bühne vermochte er ſich nicht Bahn zu brechen. Er warf ſich nun eine Zeitlang in das polemiſche Gebiet, trat, um eine Partei zu ergreifen und zugleich aus Rückſichten für ſeinen Oheim, den Gegnern des Alterthums bei, konnte aber auch hier, da ſein ſanfter Charakter ihn von einer entſchiedenen Stellung abhielt, und er das Leichte oft zu pedantiſch, das Schwere zu leicht nahm, keinen bedeutenderen Erfolg

erzielen. Seinen Ruhm begründete er durch die „Dialogues des morts," obſchon auch dieſe theilweiſe geziert und überſpitzfindig ſind und auf den Geſchmack jener Zeit hinſpekuliren, welcher gierige Jagd auf geiſtreiche Paradorien machte. Die größte Berühmtheit unter Fontenelle's Werken erlangten ſeine „Entretiens sur la pluralité des mondes," weil man darin zuerſt philoſophiſche Gegenſtände mit Anmuth vorgetragen fand, wiewohl auch dieſe Schrift ſeitdem durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaften ihre Bedeutung verloren hat, überhaupt der tieferen Philoſophie entbehrt und die inhaltſchwerſten Ideen nur verdünnt wiedergibt. Die beſſer geſchriebene „Histoire des oracles" iſt aus dem größeren Werke des gelehrten Van-Daale gezogen und faßlicher vorgetragen. Einen wohlbegründeten Ruhm erwarb ſich Fontenelle als Sekretär der Akademie der Wiſſenſchaften durch ſeine „Histoire du renouvellement de l'académie des sciences avec les éloges depuis 1699 — 1740," welche aber zu ihrer Zeit gerade am wenigſten beachtet wurde; weit mehr Beifall fand damals ſeine ziemlich oberflächliche und jetzt unanwendbare „Géométrie de l'infini." Von ſeinen übrigen Schriften ſind noch die kleinen philoſophiſchen Abhandlungen: „sur le bonheur," „sur l'origine des fables," „sur l'existence de Dieu," welche ſich aber mehr durch Leichtigkeit der Darſtellung, als durch Tiefe der Gedanken auszeichnen, und ſeine nicht verdienſtloſe „Histoire du théâtre français jusqu'à Pierre Corneille," zu nennen. Spät zerriß die Parze ſeinen Faden. Fontenelle erreichte das ſeltene Alter von beinahe hundert Jahren und blieb bis an ſein Ende im vollen Beſitze ſeiner geiſtigen und körperlichen Kräfte. Er ſtarb den 9. Januar 1757. Dieſer rege Geiſt durfte keinen Nebenbuhler fürchten; nur die Menſchheit in ihrem Geſammtwirken hat ihn ſeitdem überflügelt, und gegen die Wiſſensſchätze, die ſie durch vereinigte Bemühungen aufdeckte, ſcheint allerdings das arm, was er, der Einzelne, zu Tage gefördert. Er gehörte ganz ſeinem Zeitalter an, und erfüllte in ſeltenem Umfange ſeine Gegenwart, auf welche er ſo großen Einfluß ausgeübt hat, daß er das Zepter der Zukunft getroſt an ſpätere Geiſter abgeben konnte. Er war gebildet und lebensweiſe, rein in Sitten und Charakter, und liebenswürdig in ſeinem Umgange. Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, — ſagt Nivernois von ihm — waren ſchon alle Preiſe vertheilt, alle Palmen gebrochen; nur der Preis der Univerſalität war noch übrig. Fontenelle wagte, um ihn zu ringen, und gewann ihn.

Jacques Laffitte.

Geboren 1767. Geſtorben 1844.

Durch die Gunſt der Umſtände und deren geſchickte Benutzung auf den Gipfel des Reichthums und Anſehens geſtellt, dann durch politiſche Konſtellationen und republikaniſche Selbſtverläugnung von demſelben herabgeſtürzt, gewährt uns Jacques Laffitte ein theils erhebendes, theils niederſchlagendes Bild jenes herben Wechſels, denen der Menſch bald durch äußere Anläſſe, bald durch ſich ſelbſt unterliegt. Zu Bayonne geboren, der Sohn eines Zimmermannes, erlernte er die Kaufmannſchaft, und begründete ſein nachheriges Glück durch Fleiß und Umſicht in dem Bankiergeſchäfte des Senators Perregaux, deſſen Chef er 1809 ward. Nachdem er 1809 Unterdirektor, und 1814 Oberdirektor der Bank von Frankreich geworden war, welchen letzteren Poſten er bis 1819 zum großen Vortheile ſeines Vaterlandes bekleidete, da er auch nicht einmal den mit dieſer wichtigen Stelle verknüpften Gehalt annahm, erhielt er 1813 das Richteramt im Commerztribunale zu Paris, wozu er ſich als Präſident der Handelskammer ſeit 1809 genugſam hatte vorbereiten können. Er genoß ein unbedingtes Vertrauen. Der fliehende Ludwig XVIII. übergab ihm 1815 ſein Privatvermögen zur Aufbewahrung, und drei Monate darauf bezeigte der fliehende Napoleon ihm dasſelbe Vertrauen, und ernannte ihn, noch von St. Helena aus, zu ſeinem Teſtamentsvollſtrecker. Er unterſtützte 1815 Frankreich mit zwei Millionen baaren Geldes, wodurch die Kapitulation von Paris zu Stande kommen konnte, und überhaupt war er es, der den Staatskredit trotz der drückenden Kriegslaſten zu erhalten wußte. Kaiſer Alexander belohnte ihn dafür mit dem Ritterorden des heil. Wladimir. Im folgenden Jahre ward er Ritter der Ehrenlegion und Mitglied der Deputirtenkammer, ſaß hier auf der linken Seite und wurde, wegen ſeiner Feſtigkeit gegen die verfaſſungswidrigen Anträge von Seiten der Abſolutiſten und der Ultra's, Beiden verhaßt. Dennoch bewieſen ſeine von ihm, als Deputirten, gehaltenen Reden, ebenſo ſeine Umſicht im Fache des Staatshaushaltes und deſſen Verwaltung, wie ſeine Humanität und ſein

treues Festhalten am konstitutionellen Systeme, als im Jahre 1820 durch Militär und Gensdarmerie öffentliche Willkürlichkeiten verübt wurden. Hatte er 1819 die Direktion der Bank verloren, so wurde er auch 1824 nicht wieder zur Sitzung gewählt; ein Beweis, daß er wegen seines Stimmens für die Reduktion der Rente von fünf auf drei Perzente, an Popularität eingebüßt hatte. Als er aber durch seine „Réflexions sur la réduction de la rente et sur l'état du crédit" die Rechtlichkeit und Zweckmäßigkeit des von ihm begünstigten Planes gerechtfertigt hatte, wurde er 1827 wieder in die Kammer gewählt, und bewies durch Vermälung seiner Tochter mit dem Sohne des Marschalls Ney, daß er, trotz Republik, Restauration, Absolutismus und Ultraismus, auch mit den Anhängern der napoleonischen Partei Freundschaft zu halten verstand. Er war unter den 221 Deputirten, welche sich 1830 gegen die Ordonnanzen Karl's X. erklärten und die bekannte Adresse unterschrieben, und trat in jener Krisis klug, besonnen und kraftvoll an die Spitze der Ereignisse, verlor aber in dem Sturme jener Revolution sein großes Vermögen. Er befand sich bei jener Deputation, welche vom Marschall Marmont einen Waffenstillstand erlangen und dem Könige die Beschwerden vortragen sollte, und sprach, bei des Marschalls Weigerung, tieferschüttert das schreckliche Wort aus: „Also Bürgerkrieg?" Zu den ersten Ausgaben der Munizipalkommission gab er eine halbe Million her, drang, um „die Republik zu vermeiden," auf die Proklamation des Herzogs von Orleans, und erstickte die Revolution unter den Füßen des Julithrones. Zum Vizepräsidenten der Wahlkammer berufen, erhielt er, nach Périer's Rücktritt, durch entschiedene Stimmenmehrheit die Präsidentenstelle, ward, als Ludwig Philipp sein Ministerium ernannte, nebst Périer, Dupin und Bignon, Mitglied des Ministerrathes ohne Portefeuille, später Präsident desselben und, statt des Baron Louis, Finanzminister. Aber unfähig, sich gegen die Gewalt der Bewegung zu behaupten, verlor er seine Popularität, und der Kredit seines großen Handlungshauses wankte. Es mußte liquidiren. Am 12. März 1831 nahm er seine Entlassung, und trat seitdem, wenn auch mit Mäßigung, in die Reihen der Opposition, deren Niederlagen gegen die Regierung er theilte. Im Jahre 1833 war er genöthigt, sein großes Hotel, die Wiege der neuen Dynastie, zu verkaufen, weil die zu dessen Erhaltung eröffnete Subskription, an welcher auch Ludwig Philipp Theil nahm, nicht den erwarteten günstigen Erfolg hatte. Dennoch hatte er vor seinem Tode beinahe seinen früheren Reichthum wieder erlangt. Alter und Tiefsinn wegen so verhängnißvollen Glücks-

wechſels, zogen zuletzt ihn mehr und mehr von den öffentlichen Angelegenheiten ab, und nur ſelten wurde ſeine ernſte, mahnende Stimme in der Oppoſition wieder gehört. Meiſt ſprach ſich dann Lebensüberdruß und Erſchlaffung in ſeinen Worten aus, ſo z. B. 1836 bei Gelegenheit der Debatten in der Abgeordnetenkammer über die Ausgaben des Finanzminiſteriums, wo er, der Großmüthige und Freiſinnige, einſt Ueberreiche, und nun durch die Opfer, die er für die Julirevolution gebracht, beinahe Verarmte, ſeiner Rede die düſtere Einleitung gab: „daß er, von der Gegenwart angewidert, ſeine Augen gern ganz von derſelben abgewendet haben würde, wenn ſeine Pflicht dies erlaubte; daß er ſich nicht darin gefalle, das Uebel zu übertreiben, weil er wohl wiſſe, daß jede Uebertreibung es verſchlimmere, daß er aber auch nicht ſich ſelbſt zu übertäuben ſuche, um es nicht zu ſehen, weil er eben ſo gut wiſſe, daß jede Täuſchung dieſer Art es nur in höherem Grade vermehre.“ 1842 ſchien man ſich ſeiner wieder einmal zu entſinnen, indem man ihn zum Alterspräſidenten der Kammer wählte, und ſo lebte dieſes weggeworfene Werkzeug der Julirevolution ſeitdem in einer ganz beſchränkten Wirkſamkeit, die, auf eine Erinnerung zuſammengeſchmolzen, in der Gegenwart ſich wenig mehr über den bloßen Schein erheben wollte. Hochbejahrt und verdüſtert, ſtarb er am 27. Mai 1844 an einem Bruſtleiden. Sein Tod verſöhnte ſeine Gegner mit ihm, und rief in den Herzen der früheren Anhänger die alte Verehrung wieder wach. Paris folgte ſeinem Leichenzuge, und ſelbſt eine, ſeiner Oppoſition abgeneigte, politiſche Stimme gab ihm das Zeugniß in das Grab mit: ſeit dreißig Jahren ſey kein Name populärer geweſen, als jener Laffitte's, und nie habe es eine beſſer erworbene und edler erkaufte Popularität gegeben.

Pierre Antoine Berryer.

Geboren 1790.

Mirabeau als ehrlicher Mann! hat das ausgezeichnete Glück, von ſeinen Feinden noch mehr bewundert zu werden, als von ſeinen Freunden. Sein Herz läßt ſich von ſeinen Grundſätzen leiten, und ſeine Grundſätze von ſeinem Herzen. Eine ſchöne Natur von erhabener und verſtändiger

Harmonie; er wäre im Stande, mit der Macht ſeiner Rede eine Armee von hunderttauſend Mann aufzurufen, mit der er nicht wüßte, was anzufangen. — So erklang unlängſt eine Stimme aus Frankreich über Berryer, und wenn frühere Stimmen anders, ja beinahe entgegengeſetzt klangen, ohne daß die Politik des Mannes ſich weſentlich geändert hat, ſo beweiſet dies, daß er durch Konſequenz der Welt eine andere Meinung abzugewinnen, oder ſie ſeiner eigenen anzunähern verſtand. In Paris geboren, wendete er, gleich ſeinem Vater, der einſt in Gemeinſchaft mit Dupin den Marſchall Ney vor dem Pairshofe vertheidigte, ſich der Rechtswiſſenſchaft zu, und zeichnete ſich im Barreau bald durch ein ungewöhnliches Rednertalent aus. Weil er ſich jedoch an die Reſtauration anſchloß, verſcherzte er die Gunſt des Volkes, ja ſogar ſeine Anerkennung als Redner, ohne von der Hofpartei, die ſich an ſeiner bürgerlichen Abkunft ſtieß, dafür entſchädigt zu werden. Geringere Magiſtratsämter, die man ihm anbot, ſchlug er aus, weil ſie für ſeine Genußſucht zu wenig einträglich waren, und ſtand daher, ohne jedoch in ſeinen Grundſätzen zu wanken, bis zum Jahre 1829 vereinſamt, beinahe aufgegeben da. In dem genannten Jahre vom Departement der Oberloire zum Deputirten gewählt, kam er auf das eigentliche Feld ſeiner parlamentariſchen Thätigkeit. Als im Jahre 1830 die 221 Deputirten bei den Verhandlungen über die berühmte Adreſſe erklärten, daß Frankreich über das Syſtem der Regierung bekümmert ſey, und daß man, um Deſpotismus und Anarchie zu vermeiden, entweder das Miniſterium oder abermals die Kammer auflöſe; da beſtritt Berryer allein von der legitimiſtiſchen Partei das Recht der Kammer, einen Miniſterwechſel zu fordern, als Eingriff in die unantaſtbaren Vorrechte der Krone, und geſtattete nur, den Miniſtern Unterſtützung zu gewähren oder zu verweigern, nicht aber, ihre Wahl zu tadeln. Schon gedachte der Hof Karl's X. ihm ein Portefeuille zu geben, da zertrümmerte die Julirevolution den Thron der älteren bourboniſchen Linie. Berryer, in ſeinen Geſinnungen ſtets Legitimiſt, ſuchte, durch Ergebung in die Umſtände, für ſeine Partei zu retten, was zu retten war; er erkannte die Umwälzung als eine Thatſache an, und leiſtete Ludwig Philipp den Eid der Treue, doch mit dem Vorbehalte, daß er dadurch die Verbindlichkeit nicht übernehme, ſeinen alten Gefühlen, ſeiner alten Liebe und ſeinem alten Haſſe zu entſagen. Er trat nun in die Reihen der Oppoſition, blieb in Verbindung mit den Gliedern der verbannten Königsfamilie, aber dennoch ſeinem Eide getreu, fern von aller Konſpirationsſucht. Wie oft auch die Polizei bei ihm und anderen Legitimiſten

Nachforſchungen angeſtellt, ja wie oft man ihn wegen Theilnahme an revolutionären Verbindungen, zuletzt im Jahre 1840 in der Sache des Marquis Crouy-Chanel, vor Gericht geſtellt hat; niemals hat ſich ein Beweis gegen ihn ergeben. Nach der Julirevolution nahm er in der Deputirtenkammer zum erſten Male wieder für die geächteten Miniſter Karl's X. das Wort, wiewohl erfolglos. In der Kammer, von welcher der Sturz des legitimen Königthumes ausgegangen war, durften ſeine politiſchen Grundſätze keinen Beifall hoffen. Er wendete ſich an die Vaterlandsliebe der Kammer, und fand bisher namentlich da ſeinen Kampfplatz, wo er die Durchführung der Prinzipien des Julithrones vermißt. Mit unerbittlicher Strenge weiſet er die Verletzung der Charte nach und operirt oft mit entſchiedenem Glücke. In anderen Fällen aber muß er ſich oft damit abweiſen laſſen, daß er ein Legitimiſt ſei. Zur Zeit des Aufſtandes in der Vendée wurde er zu der Herzogin von Berry geſandt, um ihr von weiteren Schritten abzurathen. Edelmüthig zeigte er ſich im September 1840 durch die Uebernahme der Vertheidigung des Prinzen Ludwig Napoleon, der wegen des Attentats vom 6. Auguſt 1840, als er in Boulogne landete, vor dem Pairshofe gerichtet wurde; edelmüthig darum, weil die Tendenzen dieſes Prinzen den ſeinigen ſchnurſtracks entgegenliefen. Zwei Reden, die vom 25. März 1840 und vom 1. Dezember desſelben Jahres, ſind es, welche ihm in neueſter Zeit den Ruf des erſten Redners Frankreichs befeſtigt haben. In der erſteren verſprach er dem neugebildeten Miniſterium Thiers ſeine Unterſtützung, wenn es das parlamentariſche Prinzip anerkenne und das engliſche Bündniß vermeide. In der anderen Rede wandte er ſich bei den Verhandlungen über den Traktat vom 15. Juli 1840, über die ägyptiſche Frage und über Frankreichs Iſolirung, mit aller Kraft an den Nationalſtolz der Franzoſen, und erſchien hiebei allenthalben nur im Gewande eines Patrioten, nicht in ſeiner Parteifarbe. Beide Reden waren von unbeſchreiblichem Eindrucke. Nach dem Abtreten des Miniſteriums Thiers ſprach er gegen die Friedenspolitik des Miniſteriums Soult-Guizot. Seitdem glaubten Viele, daß er aus den Reihen der Legitimiſten zu den Republikanern übergetreten ſey, ſo wie neuerdings das bereits widerlegte Gerücht von ihm ging, er wolle, nachdem er mehre ſchmerzliche Verluſte durch den Tod erlitten, dem öffentlichen Leben völlig entſagen und in einen geiſtlichen Orden treten. Man ſieht, daß die Meinungen über ihn noch lange nicht abgeſchloſſen ſind; denn während eine Partei ihn blindlings vergöttert, behauptet die andere, er ſey ein Schauſpieler, der Nichts

von dem fühle, was er ſage, dem der überwältigende Genius eines Mirabeau, Burke, Canning, Fox, Brougham, Guizot fehle; keiner ſeiner Ausſprüche grabe ſich in das Gedächtniß ein, er entbehre der tieferen Studien, ſey mehr Weltmann, als Staatsmann, fliehe die Arbeit, ſtürze ſich in den Strudel der Verſchwendung, ſo daß ſein Landgut Angerville, ungeachtet ſeiner reichen Einnahmen aus der juriſtiſchen Praxis, 1836 zur Verſteigerung ausgeboten und nur durch eine Subſkription der Legitimiſten gerettet worden ſey; er ſey ein eben ſo großer Spieler als Redner. Indeſſen ſind alle Stimmen darüber einig, in ihm den ausgezeichnetſten Redner Frankreichs anzuerkennen. Cormenin, in ſeinen „Études sur les orateurs parlementaires" ſagt von ihm: „Seit Mirabeau iſt Niemand Berryer gleichgekommen, weder der General Foy, noch Lainé, noch Deſerre, noch Caſimir Périer, noch Benjamin Conſtant, noch Manuel. Er greift ſeinen Gegner nicht ohne Vorbereitung an; er umſpinnt ihn mit einem Netze von Circumvallationslinien, verdrängt ihn von Poſten zu Poſten, täuſcht ihn durch kluge Bewegungen, er nähert ſich ihm allmälig, folgt ihm, umringt ihn, drängt, erſtickt ihn in den furchtbaren Falten ſeiner Beweisführung. Seine ſchönen, ausdrucksvollen Züge ſind ein Spiegel, ein treuer Ausdruck der Bewegungen ſeiner Seele. Mit ſeinem erhobenen Haupte beherrſcht er die Verſammlung. Das, was unvergleichlich an ihm iſt, was ihn über alle Redner der Kammer erhebt, iſt der Klang ſeiner Stimme. Aber es iſt nicht blos das Aeußere, was ihm die Natur geſchenkt hat, um ihn zum tüchtigen Volksredner auszuſtatten, er iſt auch Meiſter der oratoriſchen Kunſt."

Mathias Corvinus,

König von Ungarn.

Geboren 1443. Geſtorben 1490.

Ueber die romantiſch-geheimnißvolle Ableitung des Geſchlechtes der Hunyaden oder Corviner, und den lorbeerbekränzten Ahnherrn desſelben, hat unſer Werk (Band I., Seite 312) ſchon berichtet. Zwei Söhne, dem Vater gleich an Kühnheit und Unternehmungsgeiſt, erblühten dem Tür-

kenbezwinger Johann Hunyady: Ladislaw und Mathias. Beide erhielten, wie die gefahrenſchwangere Zeit es gebot, eine ritterliche Erziehung, welcher Mathias nachmals durch eigenen Fleiß auch noch die Kenntniß der Wiſſenſchaften hinzufügte, indem ſein Wiſſensdurſt und ſein edler Sinn ſich mit der gewöhnlichen Bildung des Zeitalters nicht begnügte. Er zählte erſt acht Jahre, als die Politik ſchon über ſein Herz und ſein künftiges häusliches Glück entſcheiden wollte; denn kraft eines Familienvertrages verlobte ihn ſein Vater (1451) mit Eliſabeth, der Tochter des Grafen Ulrich von Cilly und Enkelin des ſerbiſchen Deſpoten Georg Brankovics. Der Tod der Braut löſete dieſe Verbindung. Drei Jahre ſpäter, als Johann Hunyady nach ſeinem Siege über die Türken unter Firusbeg triumphirend in Belgrad einzog, ſchlug er ſeinen Sohn Mathias feierlich zum Ritter von Ungarn, und weihete ihn für künftigen Ruhm.

Der Tod des Türkenüberwinders (1456) ſchien den Untergang ſeines ganzen Geſchlechtes nach ſich ziehen zu wollen. Der jugendliche König Ladislaw (Poſthumus) war ganz dem Einfluſſe des ſchlauen Grafen Ulrich von Cilly dahingegeben, der ſich zum Statthalter Ungarns aufwarf und ſeine Macht nun zunächſt dazu benutzen wollte, die Hunyaden, deren erbittertſter Feind er von jeher geweſen, zu verderben. Aber noch ehe er einen beſchloſſenen Mordanſchlag gegen ſeine Feinde ausführen konnte, kamen ihm dieſe zuvor. Zu Belgrad gerieth er in Streit mit Ladislaw Hunyady, hieb mit dem Säbel nach ihm, wurde aber in demſelben Augenblicke von den herbeieilenden Freunden des Erſteren niedergemacht. Der junge König, welcher ſich zu Belgrad in der Gewalt der Hunyaden wußte, ſchwieg zu der Ermordung ſeines Günſtlings; ja er ſchwur ſogar den Thätern feierlich ſeine Verzeihung und Vergeſſen alles Geſchehenen zu; aber als ſie, durch ſeine Betheuerungen ſicher gemacht, ihm arglos nach Ofen folgten, ließ er ſie plötzlich ergreifen und Ladislaw Hunyady noch am nämlichen Tage (16. März 1457) enthaupten. Die übrigen Verhafteten retteten ſich durch die Flucht; während die Anhänger der Hunyaden das Schickſal ihres Oberhauptes durch offene Schilderhebung gegen den König zu rächen ſuchten. Mathias entfloh nicht, und der König führte ihn als Staatsgefangenen mit ſich fort, zuerſt nach Wien, dann nach Prag, wo er ihn der Obhut des Statthalters von Böhmen, Georg's von Podiebrad, übergab.

Noch wüthete in Ungarn der Bürgerkrieg, den die Blutrache für den getödteten Sohn des großen Hunyady entzündet hatte, als König Ladislaw (23. November 1457) plötzlich dahinſtarb. Ein ſtürmiſcher Wahltag in Peſth

erfolgte. Als die Verſammlung ſich nicht einigen wollte, ließ der Kapitän von Belgrad und Oheim der Hunyaden, Michael Szilagyi, durch ſein Heer, das er vor die Stadt geführt hatte und mit welchem er die Wahlherren in Furcht und Schrecken erhielt, ſeinen Neffen Mathias zum Könige von Ungarn ausrufen. Das Volk, noch immer durch den Klang des Heldennamens Hunyady leicht begeiſtert, ſtimmte jubelnd in den Ruf ein, die Widerſtrebenden wurden von der allgemeinen Bewegung mit fortgeriſſen, und die Wahl durchgeſetzt. Szilagyi wurde dem fünfzehnjährigen Könige auf fünf Jahre als Reichsverweſer beigeſellt, und ordnete ſogleich eine Geſandtſchaft nach Prag ab.

Mathias ahnete nichts von ſeinem Glücke und erſchien, wie immer, zum Nachtmahle an der Tafel Podiebrad's, der ihm von jeher mehr ein liebevoller Gaſtfreund, als ein Hüter geweſen. Podiebrad wies ihm den Ehrenplatz an und verhieß ihm eine frohe Neuigkeit. Während des Mahles kam er auf ſeine Tochter Katharina zu ſprechen, und trug Mathias ihre Hand an. Dieſer ſagte bereitwillig zu, und wurde hierauf von Podiebrad als König von Ungarn begrüßt; aus dem Kerker ſtieg er auf den Thron.

Die Einſicht und Willenskraft des kaum dem Knabenalter entwachſenen Königs war, wie ſich bald zeigte, ſeinen Jahren vorausgeeilt. Drückend war ihm der Einfluß Szilagyi's. Als derſelbe daher, auf ſeine Verdienſte um des Neffen Erhebung pochend, Uebergriffe wagte, ließ Mathias ihn plötzlich verhaften, und gab ihm zwar binnen Kurzem ſeine Freiheit, aber nicht ſeinen Einfluß zurück. Kämpfe ahnend, trachtete Mathias, zunächſt das Heerweſen zu ordnen, und verfügte die Stellung je des zwanzigſten Jobagyen — als Huszár (von Husz, zwanzig, und ár, Sold) — zum Heere. Bald hatte er einen Gegner zu bekämpfen: den Kaiſer Friedrich III., welchem eine Partei in Ungarn das Königreich angetragen, und der jetzt die heilige Krone, die noch als Pfand in ſeinen Händen war, auf ſein eigenes Haupt ſetzen wollte. Vergebens ermahnte Papſt Paul II., der die chriſtlichen Fürſten zu einem Kreuzzuge wider die Türken zu vereinigen wünſchte, zum Frieden. Der Krieg brach aus; aber nach zwei Schlachten wechſelnden Erfolges vermittelte Podiebrad einen Waffenſtillſtand, welchem langwierige, fruchtloſe Friedensunterhandlungen folgten. Entſchiedener wurde die fünfjährige innere Fehde mit Johannes Giskra von Brandeis beſchloſſen, die mit des Letzteren Unterwerfung und mit bleibender Ausſöhnung endete.

Aber ſchrecklicher, als Alles, drohte die Gefahr von Oſten. Galambocz fiel in der Türken Hände, und zog den Fall Serbiens nach ſich, das der

Sultan jetzt als seine Provinz betrachtete. Szilagyi warf sich vergeblich den Türken entgegen, fiel in ihre Hände und wurde in Konstantinopel hingerichtet. Einige Jahre später mußte sich auch Bosnien unter das türkische Joch beugen. Da brach Mathias gegen die wilden Eroberer auf, überschritt, während seine Feldherren bei Futak und Temesvár den Ungläubigen siegreiche Gefechte lieferten, die Gränze, belagerte, der Kälte und der Hartnäckigkeit der türkischen Vertheidiger trotzend, die bosnische Hauptstadt Jaicza, bezwang sie, nahm den Befehlshaber Harambeg gefangen, und kehrte, als Befreier Bosniens und fünfzehntausend gefangener Christen, im Triumphe nach Ofen zurück (1563).

Endlich gab auch Kaiser Friedrich nach und stellte — für die Einlösungssumme von sechzigtausend Dukaten, wie auch gegen Zusicherung der Nachfolge in Ungarn, falls Mathias kinderlos verbliche — die ungarische Reichskrone zurück, mit welcher sich Mathias in Stuhlweißenburg feierlich krönen ließ. Ein neuer Türkenzug folgte der glänzenden Zeremonie. Der König rückte vor Zwornik, gab aber, auf die Nachricht, daß der Großwesir mit überlegener Macht zum Entsatze herbeieile, die Belagerung auf und trat, nicht ohne Verlust an Geschütz und Vorräthen, hastig den Rückzug an. Hierauf zog er gegen die böhmischen Freibeuter zu Felde, welche, unter Suchla's Anführung, in Ungarn grausam gewüstet und dann sich in das feste Schloß Kostolar geworfen hatten, bezwang ihre Feste, ließ die Mehrzahl derselben hinrichten, die übrigen in die Sklaverei führen.

Unterdessen donnerte der Bann des römischen Stuhles gegen den Böhmenkönig Georg von Podiebrad, den Verfechter der Compactaten. Papst Paul II., der Georg's Untergang beschlossen hatte, suchte mit Eifer einen demselben ebenbürtigen Feind, und seine Wahl traf, da Andere den Kampf entweder nicht aufnehmen konnten, oder nicht wollten, zuletzt den kühnen und mächtigen Mathias, der, seit der frühzeitige Tod seiner Gemahlin Katharina die Verwandtschaftsbande zwischen ihm und Georg zerrissen hatte, und durch dessen früheres Einverständniß mit dem, gegen Ungarn feindlich gesinnten Kaiser gereizt, jetzt an keine Rücksicht für den einstigen Gastfreund und Schwiegervater sich mehr gebunden glaubte, sondern nur das glänzende Ziel der Krone Böhmens im Auge behielt. Schnell ging er auf den Antrag des Papstes ein, gegen Georg das Schwert zu ziehen. Doch vorher mußte er erst in seinen eigenen Landen, wo an verschiedenen Orten bedenkliche Gährungen sich regten, sich Ruhe verschaffen. Ohne Waffengewalt, blos durch die Wirkung seiner persönlichen Gegenwart, stillte er

einen Aufſtand in Siebenbürgen, und eilte dann gegen die Moldau, deren Woiwode, Stephan, ſich gegen die ungariſche Oberherrlichkeit auflehnte, verbrannte Romanásvár, und zog ſiegreich in Banya ein, wo er nur mit Mühe ſich gegen einen eindringenden Haufen Walachen wehrte und durch einen Pfeil empfindlich am Rückgrathe verwundet wurde. Dann ſetzte er, auf dem Landtage zu Erlau, den Beſchluß zum Kriege gegen Böhmen durch, während er darüber den rühmlicheren und nothwendigen Kampf gegen die Türken aus den Augen verlor. Seine Bundesgenoſſen waren der Papſt, der Kaiſer und die katholiſche Partei in Böhmen; aber die Ungarn ſahen dieſen Kampf, der den Intereſſen ihres Reiches fremd war, mit Mißbilligung an und unterſtützten ihn lau, ja theilweiſe widerſtrebend. (Der nähere Verlauf dieſes Krieges findet ſich in der nachfolgenden biographiſchen Skizze Georg's von Podiebrad geſchildert.) Unter mannigfachen Gefechten in Mähren vordringend, ſogar nach Böhmen hinüberſtreifend, ließ Mathias ſich in Olmütz von den katholiſchen Böhmen zum Könige ausrufen, nahm in Schleſien, das ſich am eifrigſten für ihn erhob, die feierliche Huldigung dahin, und machte Georg's Erſtgeborenen, Viktorin, zu ſeinem Gefangenen.

König Georg ſtarb inmitten des Kampfes; aber er hatte vor ſeinem Tode, mit Einwilligung der ihm ergebenen böhmiſchen Herren, den Prinzen Wladislaw von Polen zum Erben der böhmiſchen Krone eingeſetzt, und Dieſer ließ ſich ſofort in Prag als König krönen, während Mathias zu Iglau abermals als König von Böhmen ausgerufen, und über Wladislaw's Anhänger der päpſtliche Bann verhängt wurde. Zugleich bot jedoch eine mißvergnügte Partei in Ungarn, an ihrer Spitze der Graner Erzbiſchof Johann Vitéz, Wladislaw's jüngerem Bruder, dem Prinzen Kazimierz, die ungariſche Krone an. Kazimierz drang mit einem polniſchen Heere in Ungarn ein, und ſetzte ſich in Neitra feſt, deſſen Thore ihm Johann Vitéz öffnete. Mathias ſtürmte gewaltig gegen den Feind heran, nöthigte den Gegenkönig zur Flucht, warf die Polen aus dem Lande, und demüthigte die Aufrührer. Dann rückte er mit einem Heere nach Schleſien, lagerte vor Breslau, und ſetzte von dort aus dem Polenheere ſo heftig zu, daß Wladislaw und deſſen Vater willig die Hand zu einem dritthalbjährigen Waffenſtillſtande boten.

Im Jahre 1476 ſchritt Mathias, nachdem er durch lange Jahre Witwer geblieben, zu einer zweiten Ehe, nämlich mit der ſchönen und geiſtreichen Beatrix von Neapel, und ließ ſie in Stuhlweißenburg mit großem

FRANZ I
1494
1547
MAXIMILIAN JOSEPH
1756
1825
LEONARDO DA VINCI
1452
1519
CALLOT
1594
1635
MOHAMMED
1571
1595
MOHAMMED II
1430
1481

wollen ſchien. Am längſten und muthigſten hielt ſich Neuſtadt, deſſen Ausdauer zuletzt nur der Hunger brechen konnte.

In ſeinem Siegesrauſche quälte Mathias nur der Gedanke, daß er ſeine Schöpfung keinem Leibeserben hinterlaſſen ſollte; denn ſeine beiden Ehen waren kinderlos geblieben. Seine ganze Liebe zollte er ſeinem natürlichen Sohne, Johann Corvin, den er raſtlos mit erworbenen Ländereien in Schleſien bereicherte, ihn mit Bianca von Mailand vermälte, und ernſthaft damit umging, ihm die Nachfolge auf dem ungariſchen Throne zu ſichern. Aber die Mehrzahl der Magnaten war dagegen, und ſelbſt die Königin, ſelbſtſüchtige Entwürfe nährend, half jenen Lieblingswunſch ihres Gemals hintertreiben.

Unter dieſen Sorgen überraſchte den König der Tod. Schon ſeit lange hatte er gekränkelt. Am Palmſonntage 1490 rührte ihn der Schlag; er erlangte die Sprache nicht wieder, obwohl er ſein volles Bewußtſein hatte, und ſtarb am zweiten Morgen (6. April, an demſelben Tage, an welchem vor ſiebzig Jahren ſein Gegner Podiebrad geboren worden) unter heftigen Schmerzen, in der Hofburg des eroberten Wiens, in dem Gemache König Ladislaw's. Sein Leichnam wurde auf der Donau nach Ofen geführt, und zu Stuhlweißenburg im Dome der heiligen Jungfrau beigeſetzt.

Geſtalt und Antlitz dieſes außerordentlichen Mannes waren würdevoll und Ehrfurcht gebietend; er war mittelgroß; ſein Haar kraus und lichtbraun; die Stirne kurz, aber zierlich gewölbt, die großen dunklen Augen blickten feurig und offen vor ſich hin, obwohl ſie zuweilen an Entzündung litten; die Naſe war lang und wohlgeformt, der Mund ausdrucksvoll, die Geſichtsfarbe geſund und kräftig, Kinn und Kehle hervortretend. Wem er gerade in's Auge blickte, der erfreute ſich ſeiner Gunſt; wen er von der Seite anſah, dem traute oder den liebte er nicht. Im Felde theilte er alle Beſchwerden ſeiner Soldaten, that es ihnen in allen Künſten und Handgriffen des Krieges zuvor, und war daher ihr Abgott. Er liebte es, durch ſeine geiſtige Ueberlegenheit, die ihn auf dem oft angefochtenen Throne erhielt, Dünkel und Hochmuth zu überraſchen und zu beſchämen, war ſtreng und gebieteriſch, verzieh dem Trotze nie, doch der Reue leicht, ehrte die Billigkeit und erhielt jeden ſeiner Unterthanen nach Möglichkeit bei ſeinem Rechte; daher in Ungarn noch lange die Klage um ihn erſcholl: „König Mathias iſt todt, und mit ihm die Gerechtigkeit geſtorben.“ Seine Feinde fanden ihn immer ſchlagfertig, und ſeine Eroberungsluſt entbehrte nie der Mittel, um ſchnell und entſcheidend einzuſchreiten. Weil der Heerbann im

Anſehen geſunken war, und das Reich nicht mehr ſchützte, gründete er, meiſt aus ausländiſchen Söldnern, zuerſt ein ſtehendes Heer: die ſogenannte ſchwarze Legion, die unter ſeiner Führung ſich den ſchreckenden Ruf der Unüberwindlichkeit erwarb. Gleich ſeinem großen Zeitgenoſſen, Maximilian von Oeſterreich, theilte ſich des Mathias Weſen in Liebe zum Kriege und in Begeiſterung für Wiſſenſchaften und Künſte. Er arbeitete raſtlos an ſeiner Bildung; aber er betrieb mit gleichem Eifer auch die ſeines Volkes. Um ihn verſammelte ſich ein Kreis gelehrter und geiſtreicher Männer zum fruchtbringenden Gedankenaustauſche; im Geiſte der Zeit huldigte er der Aſtrologie. Er ſtiftete eine Akademie zu Preßburg; eben ſo mit ungeheuren Koſten die berühmte Corviniſche Bibliothek zu Ofen, und ſeine Bauten zeichneten ſich durch Pracht und Geſchmack aus. Ueber dreiunddreißig Jahre hatte er die Krone getragen, und in dieſer Zeit den Charakter und die Bedürfniſſe ſeines Volkes auf das Scharfſinnigſte erforſcht; keiner ſeiner Vorgänger hatte ſo genau, wie er, gewußt, auf welche Art die Ungarn regiert ſeyn wollten und regiert werden müßten.

So verſtand dieſer große König den Mangel des Rechtes, der an ſeinem Thronbeſitze haftete, durch eine Fülle glänzender Eigenſchaften vergeſſen zu machen. Aber das Verhängniß trug die Strafe nach, und raubte ſeinen Werken die Dauer und die Weihe der Zeit. Sein Geſchlecht erloſch ſchon in ſeinem natürlichen Sohne Johann, dem er vergebens ſeine Krone zu vererben getrachtet hatte; unter ſeinen ſchwächlichen Nachfolgern, den Jagellonen Wladislaw und Ludwig, verfielen ſeine Schöpfungen ſchnell, verwelkten ſchneller noch die Früchte ſeiner Siege, und ſechsunddreißig Jahre nach ſeinem Hinſcheiden begrub die Niederlage von Mohács die letzten Spuren ſeines Wirkens unter dem Schutte der Zerſtörung.

Georg von Podiebrad,

König von Böhmen.

Geboren 1420. Geſtorben 1471.

Der Anfang dieſes denkwürdigen, durch Glück und Unglück ſchwer belaſteten Lebens (6. April 1420) fällt in jene Zeit, wo die Brandfackel des Hußitismus am ſchrecklichſten loderte. Das Geſchlecht der Kunſtadt, welchem Georg angehörte, urſprünglich ein deutſches, aus Heſſen von den Reichsgrafen von Bernegg und Nidda abſtammend, welche ſchon unter Kaiſer Friedrich II. nach Böhmen gekommen ſeyn ſollen, war ein mächtiges und altberühmtes, das auf der Stammburg Podiebrad hauſete und von ihr den Namen behielt. Georgs Vater war Viktorin von Kunſtadt und auf Podiebrad, der, als Hußitenführer gekannt und gefürchtet, am Neujahrstage 1427 ſtarb; ſeine Mutter: Anna von Wartemberg, Erbin von Glaz, einem Ländchen, das ſich noch unter ihrem berühmten Sohne zur Grafſchaft erhob.

Schon in früher Jugend ſtand Georg, wenn nicht an der Spitze, doch inmitten der Magnaten Böhmens, als Vorſprecher bei den Landtagen, als Vollmachtsträger bei auswärtigen Sendungen, und übte bereits im Jahre 1437, vor der zwieſpältigen Königswahl Herzog Albrechts von Habsburg, auf dem im Prager großen Kollegium Statt gefundenen großen Landtage, ein vorwiegendes Stimmrecht aus. In den Grundſätzen des Kelchnerthums erzogen, war und blieb Georg lebenslang Haupt und Schirm der Kompaktatiſten. Als König Albrecht gegen das Heer der Utraquiſten, an deren Spitze Heinrich Ptaczek, Aleſch von Sternberg, Georg von Podiebrad, Peter Zwiereticzky, Pribik Klenowſky und Peter Zmrſlik von Swoyſchin und Orlik ſich befanden, zu Felde zog, und im Auguſt 1438 Tabor blockirte, bewirkte der achtzehnjährige Georg durch einen kühnen Ausfall den Entſatz jenes Platzes, und nöthigte durch dieſe ſeine erſte merkwürdige Waffenthat das königliche Heer zum Abzuge.

Während des Königs Ladislaw Poſthumus Minderjährigkeit verwaltete Georg von Podiebrad (ſeit 1440) das Amt eines Hauptmannes des

Bunzlauer Kreiſes, bis ihn 1445 die Gunſt der Kaiſerin Barbara, der Witwe Sigmund's, zum Gubernator (Správce) des Königreiches Böhmen erhob. In dieſer Eigenſchaft ward es ſein Hauptaugenmerk, der Sache der Utraquiſten das Uebergewicht über jene der Katholiken zu verſchaffen, und er beging 1448 ſogar den Gewaltſtreich, in der Nacht auf den 7. September Prag zu überfallen, wo ſein katholiſcher Nebenbuhler, Mainhard von Neuhaus, über Georgs mächtige Gegenpartei gebot und aus dem Wege geräumt werden ſollte. Der Anſchlag gelang. Mainhard wurde, unter dem Vorwande, daß er die Kelchner bedrückt hätte, auf Podiebrad gefangengeſetzt, dann die vom Könige Albrecht angeſtellten Rathsherren, Pfarrer und Lehrer im Karolin ihrer Aemter beraubt. Dem Günſtlinge Johann Rokyczan, einem Haupthebel der utraquiſtiſchen Hierarchie, gab Georg die Pfarre am Thein wieder, und ernannte den Zdenko von Sternberg zum Burggrafen der Stadt Prag. Alle öffentlichen Aemter wurden mit Utraquiſten beſetzt, und ſo übte Georg von Podiebrad beinahe eine königliche Gewalt in Prag aus, wobei er jedoch die geſetzliche Ordnung zu erhalten wußte. Er fühlte ſich jetzt ſchon berufen, aus den Händen der zu Prag verſammelten Stände die Würde eines alleinigen Statthalters von Böhmen zu empfangen; den Beitritt der Städte Tabor, Budweis, Piſek, Saaz, Laun und Pilſen erzwang er mit den Waffen in der Hand. Ladislaw, nach ſeiner böhmiſchen Königskrönung, beſtätigte Georgen die Statthalterwürde, und bediente ſich größtentheils ſeines Rathes.

Nach König Ladislaw's frühem und unerwartetem Tode (1457) verkündigte Georg ſogleich die unveränderte Fortdauer ſeiner Statthalterſchaft, indem er ſich hierbei auf den Willen des ſterbenden Königs berief. Des Letzteren nächſte männliche Anverwandte waren Kaiſer Friedrich III., deſſen Bruder Albrecht und ihr Vetter Sigmund in Tirol. Für den Kaiſer ſprach unbeſtreitbar das Geſetz der alten Erbeinigung zwiſchen Böhmen und Oeſterreich von 1364, wenn der Regentenſtamm eines dieſer beiden Länder ausſterben würde, und der Familienvertrag der alten Habsburger, welcher den Aelteſten des Hauſes zum Regenten und Erben der Anverwandten beſtimmte, ohne eine Theilung der Länder zu geſtatten. Aber die Erzherzoge Albrecht und Sigmund ſetzten ihren perſönlichen Vortheil dem Wohle ihres Regentenhauſes leider nicht nach, und abermals ſtanden drei Kronbewerber einander gegenüber: Friedrich, Albrecht und Sigmund von Oeſterreich. So verlor die Erbeinigung, ſo verlor der geſetzmäßige Anſpruch des Kaiſers alles Gewicht, und während jene Fürſten ſelbſt einander zu verdrängen

ſuchten, wurden die Uneinigen von den Utraquiſten ihres gemeinſamen Rechtes beraubt.

Der Herold der ſtolzen Abſichten Georgs ſollte der ſchlaue Rokyczan ſeyn. Auf die utraquiſtiſche Partei war größtentheils zu rechnen; die katholiſchen Stände und das Volk gewann man durch den Nationalſtolz. Rokyczan und andere utraquiſtiſche Prediger behaupteten unaufhörlich, daß die Böhmen einen Eingeborenen zum Könige haben müßten; man pries Georgs große Eigenſchaften, ſeine Weisheit, ſeinen bewährten Kriegsmuth, vornehmlich aber die von Allen erkannte Trefflichkeit ſeiner Reichsverweſung und ſo wurde, wie vorauszuſehen, bei der, am 2. März 1458 auf dem Altſtädter-Rathhauſe zu Prag vorgenommenen, ſogenannten Königswahl, Georg von Podiebrad einſtimmig zu Böhmens Könige erwählt. Weder der Kaiſer, noch Herzog Wilhelm von Sachſen als Gemal der einen Schweſter Ladislaws, vermochten ihre Anſprüche mit Waffengewalt durchzuſetzen; aber der mit Ladislaws anderer Schweſter, Eliſabeth, vermälte Polenkönig Kazimierz wurde von Schleſien und Lauſitz wirklich als König anerkannt. Um den Abfall der böhmiſchen Kronländer zu verhüten, brach Georg ſchleunig mit einem Heere in Mähren ein und nahm zuerſt dieſes Land, dann das Glaziſche in die Pflicht. Schleſien, von Truppen überſchwemmt, beugte ſich, mit Ausſchluß der Städte Breslau und Namslau, ſchon im Auguſt 1458 ſeinem Zepter. Die Lauſitz wurde zu Anfang des folgenden Jahres durch diplomatiſche Vermittelung unterworfen.

Der Erhebung Georgs auf den böhmiſchen Königsthron ging eine ziemlich gleichzeitige ungariſche Königswahl voran. Dieſelbe fiel auf Mathias Hunyady Corvin, welcher ſich damals noch als Staatsgefangener des verſtorbenen Ladislaw zu Prag in Georgs Verwahrung befand, und von Dieſem nicht nur auf das Ehrenvollſte behandelt, ſondern auch mit deſſen Tochter Katharina verlobt wurde. Aus Dankbarkeit ſendete Mathias dem Könige Georg zwei Biſchöfe Ungarns, jenen von Raab und den von Waizen, zu, um ihn zu ſalben und zu krönen; ein Dienſt, ohne welchen dieſe wichtige Ceremonie vielleicht hätte unterbleiben müſſen, weil das Prager Erzbisthum unbeſetzt und der Olmützer Biſchof, Protas, vom Papſte noch nicht beſtätiget war, ein benachbarter Biſchof aus Deutſchland aber kaum bewogen worden wäre, einen Kelchner zu konſekriren. Selbſt die beiden ungariſchen Biſchöfe mußte Georg dadurch beruhigen, daß er Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche und Gehorſam gegen ihr ſichtbares Oberhaupt gelobte. Dieſer am 6. Mai 1458 katholiſch geſchworene Eid war

die Bedingung zur Krönung ſelbſt, welche König Georg am folgenden Sonntage in der Prager Metropolitankirche feierlichſt beging.

Kaiſer Friedrich ſchien ſeine Anſprüche auf Böhmen gänzlich aus den Augen zu verlieren. Er bediente ſich der wirkſamen Hilfe Georgs wider den, auf das Aeußerſte ihn drängenden Erzherzog Albrecht, den die bewaffnete Dazwiſchenkunft der Böhmen zum Frieden nöthigte, und wollte in Georg zugleich das Werkzeug zu Entthronung des ihm verhaßten Mathias von Ungarn finden. Wirklich verpflichtete ſich Georg, dem Kaiſer in allen ſeinen Angelegenheiten, vorzüglich in Ungarn, Beiſtand zu leiſten, wogegen ihn Friedrich, als römiſcher Kaiſer, am 1. Auguſt 1459 zu Brünn in des Reiches Namen feierlich mit dem Königreiche Böhmen belehnte und ſolchergeſtalt ſeiner Wahl die Weihe der Geſetzlichkeit aufzudrücken ſchien.

Georg ſtrebte nun weiter. Als 1461 die deutſchen Reichsfürſten zu einem Türkenzuge rüſteten, und ihm die Heerführerſtelle angeboten wurde, ſtellte er die Bedingung, daß man ihn zum römiſchen Könige erwählen ſolle. Sein Utraquismus, vielleicht auch der geringe Glanz ſeiner Abkunft, erregte Anſtoß, und auch auf einem zweiten Fürſtentage zu Nürnberg fehlten ihm noch immer einige gewichtige Stimmen; ſo daß er in ſeinem Unmuthe die Drohung laut werden ließ: er dürfte wohl Macht haben, die abgehenden Stimmen zu erzwingen. Obgleich den Kaiſer jenes Beſtreben Georgs eiferſüchtig machte, ſo hatte er ihn dazumal doch noch nicht aus ſeiner Gunſt verſtoßen, ſondern belohnte den Beiſtand, welchen er dem bedrängten Herrſcher zu Wien erzeigt hatte, durch bedeutende Gnadenverleihungen an Böhmen. Aber bald traten Umſtände ein, welche ſeine Geſinnungen änderten.

Als nämlich 1467 der Aufſtand der öſterreichiſchen Landherren und Städte gegen den Kaiſer ſich erneuerte, hielt König Georg, von Jenen um Hilfe angerufen, die Gelegenheit für günſtig, ſeine Geldforderungen, welche ſich von ſeinen Rüſtungen für die Sache des Kaiſers herſchrieben, bei Letzterem geltend zu machen. Der geldkarge Kaiſer ſetzte dieſen Forderungen verſchiedene Beſchuldigungen entgegen: z. B. daß Georg den öſterreichiſchen Mißvergnügten Hilfstruppen zugeſendet, daß er ſein Verſprechen, zum katholiſchen Glauben zurückzukehren, noch immer nicht erfüllt habe u. dgl., und ſprach ſogar herbe Drohungen gegen Böhmen aus. Da begannen die Feindſeligkeiten. Georgs Sohn, Prinz Viktorin, fiel mit böhmiſchen Truppen in Oeſterreich ein, drang bis an die Donau, und wollte über den Strom, als der Papſt den Kaiſer von dieſer Gefahr befreite.

Papſt Pius II. arbeitete an der Bezwingung der Hußiten, indem er voll unerbittlichen Ernſtes die Kompaktatiſten mit der römiſchen Kirche zu vereinigen ſtrebte und jedem Laien den Kelch verbot. In Breslau wurde ſchon zu Ende des Jahres 1462 des Papſtes unabänderlicher Beſchluß verkündigt: das Wohl der Kirche und die Unwürdigkeit der Böhmen fordere es, den Gebrauch des Kelches bei ſcharfer Ahndung zu unterſagen. König Georg ſah das herannahende Gewitter und gab ſich alle Mühe, dasſelbe abzuwenden. Aber obwohl er um Schonung für ſich und ſein Land bat, traf ihn doch der Kirchenbann, und der Papſt berief ihn vor ſeinen Richterſtuhl binnen hundert achtzig Tagen. Auf Verwendung des Kaiſers vertagte der Papſt die Wirkung des Bannes. Insgeheim aber wurde an der Zerſtörung des Verhältniſſes zwiſchen Mathias und Georg gearbeitet. Vielleicht hätte Letzterer den heiligen Vater noch durch einen Kreuzzug gegen die Türken verſöhnen können; als den Papſt Pius II. (16. Auguſt 1464), mitten unter den Anſtalten zu Vertreibung der Türken aus Europa, der Tod ereilte. Georgs Unſtern fügte es, daß zur nämlichen Zeit ſeine Tochter Katharina, des Mathias Gemalin, kinderlos ſtarb und dadurch das Band der Freundſchaft gelöſet wurde, welches bisher die Könige Ungarns und Böhmens umſchlungen hatte. Nun neigte ſich Alles zu Georgs Untergang. Der neue Papſt Paul II. ſprach den Bann über Böhmen aus, erklärte die Bewohner dieſes Landes der Unterthanentreue entbunden, und ſtellte in Abrede, daß der päpſtliche Stuhl jemals die Kompaktaten beſtätiget habe. Innerer Krieg war die Folge; Katholiken und Utraquiſten ſtanden ſich gegenüber, die Waffen in der Hand. Dieſen Bewegungen Nachdruck zu geben, ließ der Papſt gegen Ende des Jahres 1466 wider Georg das Kreuz predigen. Doch gelang es Georg, ſich ſowohl zweier eindringenden Kreuzheere, wie auch mehrer gegen ihn auftretenden Landesedlen, zu erwehren. Er wagte nun ein neues Verſöhnungsmittel, und erbot ſich den zu Nürnberg zu Berathung über die Türkengefahr verſammelten deutſchen Fürſten, jeden ſiebenten waffenfähigen Böhmen gegen die Türken ins Feld zu ſtellen. Die Reichsfürſten waren geneigt, den Vorſchlag anzunehmen; aber der päpſtliche Nuntius erklärte: das Kreuz ſey gegen Georg ſelbſt, als einen Ketzer, zu verkünden, und des Kaiſers Abgeſandte ſtimmten ihm bei. Weil jedoch die Angriffe der Kreuzheere erfolglos geweſen waren, ſah der Papſt ſich nach anderen Kämpfern um. Er trug zuerſt dem Polenkönige Kazimierz die böhmiſche Krone an; doch Dieſer ſchlug ſie aus. Der Kaiſer, unfähig, den noch immer mächtigen Georg vom Throne zu ſtürzen, that, von Rom

aus bewogen, lieber für ſich und ſeinen Sohn Maximilian auf jene Krone Verzicht, und der Papſt wandte ſich nun an den tapferen und mächtigen Ungarnkönig Mathias.

Georg, wohl wiſſend, daß, nebſt dem Papſte, auch der Kaiſer auf den Kreuzzug gegen Böhmen angetragen, ſendete ſeinen Sohn Viktorin mit Heeresmacht gegen Oeſterreich. Dieſer unternahm einen verheerenden Einfall und brachte bald einen großen Theil Oeſterreichs in ſeine Gewalt. In dieſer Noth wendete ſich der Kaiſer an ſeinen Verbündeten, den König Mathias, dem er, eben ſo wie der Papſt, als Lohn des Krieges die böhmiſche Krone anbot.

Der Krieg zwiſchen Georg und Mathias entbrannte im Mai 1468. Dem Letzteren war der Zwieſpalt der katholiſchen und utraquiſtiſchen Böhmen günſtig; denn Georg wurde dadurch verhindert, alle Kräfte ſeines Landes gegen ihn aufzubieten. Deshalb wollte Georg ſeinen Gegner ermüden, und zog, eine allgemeine Schlacht vermeidend und die Vertheidigung Mährens ſeinen beiden Söhnen, Viktorin und Heinrich, überlaſſend, ſich mit dem Hauptheere nach Böhmen zurück. Indeß gewann Mathias nach und nach die kleinen Schlöſſer. Znaym vertheidigte Viktorin ſelbſt, und hielt ſich, als die Stadt gefallen war, noch in einem außer derſelben gelegenen Kloſter, bis ſein Bruder Heinrich nahte und Viktorin in einem verzweiflungsvollen Ausfalle ſich mit ihm vereinigen konnte. Der König von Ungarn breitete ſich immer weiter aus; Brünn und Olmütz ergaben ſich ihm, und ſelbſt nach Böhmen drang er ein. In dem dichten Walde wurde er von Georg eingeſchloſſen, der ihn jedoch, als Mathias in ſeiner Verlegenheit zum Scheine die Hand zum Frieden bot, ungekränkt entkommen ließ. Nach einer fruchtloſen Zuſammenkunft beider Könige zu Sternberg in Mähren (4. April 1469), und einem vorübergehenden Waffenſtillſtande, nahm Mathias die von den katholiſchen böhmiſchen und mähriſchen Herren ihm dargebotene Krone an. Um Georgs Unglück zu vollenden, war ſein heldenmüthiger Sohn Viktorin in ungariſche Gefangenſchaft gerathen; mehre böhmiſche Edle, durch den Bannſpruch geſchreckt, fielen von ihm ab; Mähren, Schleſien und die Lauſitz hatten ſich für Mathias erklärt.

Ohne Ausſicht, die Krone auf einen ſeiner Söhne vererben zu können, wollte Georg ſie wenigſtens ſeinem Dränger Mathias nicht laſſen, und ſchlug daher in Prag den verſammelten, ihm getreuen Ständen den Prinzen Wladislaw, Sohn des Polenkönigs Kazimierz, einen Enkel König Albrechts, alſo von mütterlicher Seite aus böhmiſchem Königsgeblüte ent-

ſproſſen, zu ſeinem Nachfolger vor. Gern gingen die Böhmen darauf ein; Kazimierz und Wladislaw willigten in die ihnen geſtellten Bedingungen.

Dieſes unerwartete Ereigniß und das raſche Vorrücken des böhmiſchen Heeres unter Georgs perſönlicher Anführung machten Mathias zum Frieden geneigt. Schon waren die Bedingniſſe feſtgeſetzt, als Mathias zurücktrat und der Krieg fortgeſetzt wurde. Georg ſollte indeß die hergeſtellte Ruhe in ſeinem Königreiche nicht mehr ſehen; denn er ſtarb ſchon am 22. März 1471 an der Waſſerſucht.

Georg Podiebrad war mäßig groß; in ſpäteren Jahren unbehilflich durch Dickleibigkeit, von ſlaviſcher Geſichts- und Körperbildung; ſein buſchiger Schnurbart und ſeine langgekrümmte Naſe gaben ſeinem Antlitze ein charakteriſtiſches Gepräge. Im Umgange war er einnehmend und leutſelig. Daß er, abgeſehen von ſeinen hußitiſchen Grundſätzen, ein treuer Pfleger des Guten und Rechten geweſen, geſteht ihm ſelbſt ſein Gegner, Aeneas Sylvius, zu. Auch neuere Geſchichtſchreiber geben ihm das Zeugniß, daß er, gleich dem fränkiſchen Pipin, den widerrechtlich beſtiegenen Thron durch große Eigenſchaften und glänzende Thaten geſchmückt habe; daß den Fehler eines zu weit getriebenen Ehrgeizes, der ihn als Statthalter verleitet, die rechtmäßigen Erben vom böhmiſchen Throne zu verdrängen, der ihn als König vielleicht nach der deutſchen Kaiſerkrone ſtreben hieß, ſo manche Vorzüge aufwiegen, die ihn zu einem der größten Männer ſeiner Nation machen, und daß — während er, den auswärtigen Anfällen und den inneren Meutereien zum Trotze, ſich auf dem Throne zu behaupten wußte — ſeine Tapferkeit ſeine Feinde ſchreckte und ſeine Großmuth ſie beſchämte. Reich an Vorzügen des Geiſtes, an Einſicht und Erfahrungen, würde er, neben dem Throne ſtehend, eine Stütze desſelben geblieben ſeyn, während er auf demſelben ihn nur noch mehr erſchüttern half. Schwerer, als je einen Regenten, ſollte ihn die Laſt der Krone drücken, und mit Recht hat man für ihn dieſelbe Grabſchrift vorgeſchlagen, welche Papſt Adrian VI. ſich ſetzen ließ: daß es das größte Unglück ſey, Menſchen zu regieren.

J. J. Winckelmann.

Geboren 1717. Gestorben 1768.

Johann Joachim Winckelmann, den Deutschland als einen seiner größten Kunstkenner und Archäologen verehrt, der Blutzeuge seines Wissensdurstes, kam den 9. Dezember 1717 zu Stendal in der Altmark Brandenburg zur Welt, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf der Schule seiner Vaterstadt und auf dem kölnischen Gymnasium zu Berlin, und ging dann nach Halle (1738), um sich der Theologie zu widmen. Da aber diese seiner Geistesrichtung nicht zusagte, blieben die klassische Literatur der Alten und die schönen Wissenschaften seine einzigen Studien, bis er nach langem Abmühen als Hauslehrer die Stelle eines Konrektors an der Schule zu Seehausen in der Altmark erhielt (1743), die aber so ärmlich war, daß er sich freute, als er von dem Grafen von Bünau zum Sekretär an seiner Bibliothek mit achtzig Thalern Gehalt ernannt wurde (1748). In der Gallerie zu Dresden lernte Winckelmann seine Bestimmung erst klar kennen und verfolgen. Er studirte nun mit unermüdlichem Eifer die Werke und die Geschichte der Kunst und ging sogar, da ihm Hoffnung zu einer Anstellung in Rom gemacht worden war, um seinen Zweck sicherer und schneller zu erreichen, zur katholischen Kirche über. Sein erster Versuch: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke," erregte großes Aufsehen und bewirkte ihm endlich einen geringen Jahrgehalt von Seiten des Kurfürsten von Sachsen, wodurch er sich auf einmal an dem Ziele seiner Wünsche sah. Er reis'te noch in demselben Jahre über Tirol, Venedig, Bologna, Ancona und Loretto nach Rom, wo er sich bald die Freundschaft des berühmten Malers Raphael Mengs und anderer bedeutenden Künstler erwarb. Freie Wohnung erhielt er bei dem Kardinale Archinto, der sich schon als päpstlicher Nuntius zu Dresden als sein Gönner gezeigt hatte. Während eines Ausfluges nach Neapel (1758) besuchte er Portici, Herkulanum, Pompeji und Pästum, und kam mit einer reichen Ausbeute von Bemerkungen und Kenntnissen, die er in den „Sendschreiben von den herkulanischen Alterthümern" mittheilte, zurück. Nach dem Tode Archinto's trat er in die Dienste des Kar-

dinals Albani, nachdem er jedoch erſt zu Florenz (1759) den Katalog der geſchnittenen Steine des Barons von Stoſch entworfen hatte. Unterdeſſen arbeitete er unausgeſetzt an einer Geſchichte der Kunſt, die er aber öfter, da ſie ihm immer zu dürftig ſchien, wieder umarbeitete. Seine „Anmerkungen über die Baukunſt der Alten" können als ein Theil ſeiner Vorarbeiten gelten; ſo wie auch ſeine „Abhandlung von der Fähigkeit des Schönen in der Kunſt" in dieſer Beziehung zu beurtheilen iſt. Mehre Reiſen auf dem klaſſiſchen Boden Neapels erweiterten immer mehr ſeine Anſichten, welche er endlich in ſeiner „Geſchichte der Kunſt des Alterthums," die in das Franzöſiſche und Italieniſche überſetzt wurde, der Welt vorlegte. Mehre Anerbietungen aus Deutſchland wies er zurück, da er durch ein päpſtliches Breve die Anwartſchaft auf ein Skrittorat an der vatikaniſchen Bibliothek erhielt. Sein „Verſuch einer Allegorie, beſonders für die Kunſt," den er um dieſe Zeit beendigte, ward nicht befriedigend gefunden. Winckelmann war feſt entſchloſſen, in Italien zu bleiben, wollte aber vorher noch einmal ſein Vaterland beſuchen. Vergnügt trat er 1768 die Reiſe an, kaum hatte er aber den deutſchen Boden betreten, als ihn eine ſtets zunehmende Schwermuth befiel. Er wurde in allen bedeutenden Städten mit Auszeichnung empfangen, konnte aber nicht weiter als bis nach Wien kommen, wo ihn eine unbezwingliche Sehnſucht nach Italien zur Zurückreiſe bewog. Bei Trieſt geſellte ſich ein Italiener, Namens Francesco Arcangelo, zu ihm, der ſich durch eine geheuchelte Liebe zur Kunſt bei ihm ſo ſehr einzuſchmeicheln wußte, daß er ihm ſeine Schätze und Koſtbarkeiten zeigte. Zu Trieſt erwartete Winckelmann in einem Wirthshauſe ruhig die Abfahrt eines Schiffes nach Ankona, als ſein Reiſegefährte zu ihm trat, um Abſchied zu nehmen, vorher aber bat, ihm die Kunſtſchätze noch einmal zu zeigen. Kaum hatte ſich der nicht Böſes ahnende Mann vor ſeinen Koffer gekniet, um dem Wunſche des Bittenden zu genügen, als dieſer ihm eine Schlinge um den Hals warf, und ihm, als das Erwürgen nicht gelang, fünf tödtliche Stiche in den Unterleib gab. Winckelmann ſtarb einige Stunden darauf am 8. Juni 1768. Sein Mörder, welcher die Flucht hatte ergreifen müſſen, ohne die Schätze mitnehmen zu können, wurde eingeholt und zu Trieſt hingerichtet.

In der Domkirche zum heil. Juſtus in Trieſt wurde dem Ermordeten durch Roſetti ein ſchönes Denkmal errichtet, ſein Andenken durch eine ſeinen Namen tragende Stiftung geehrt, und ſein Grabmal iſt mit antiken Steinen umſtellt, damit der große Alterthumskenner gleichſam im

Schooße der Vorwelt ruhe, in welcher ſein forſchender Geiſt am liebſten verweilte.

„Wenn Winckelmann keinen Buchſtaben gedruckter Werke hinterlaſſen hätte, — ſchrieb der große Herder im edlen Zorne über das Mißgeſchick des hochverdienten Mannes — ſo zeigt ſein Leben, ſo zeigen ſeine Briefe und ſeine Schickſale, daß er ein außerordentlicher Mann war, der ſich zu Etwas geboren fühlte. In Armuth und Kummer hatte er ſeine Jugend verloren, über die Dreißiger hinaus ſaß er im Schulſtaube eines Städtchens, wo er die Knaben konjugiren lehrte, und doch verkümmerte er nicht, verlor er nicht den Plan eines beſſeren Lebens. Seine Liebe für die Geſchichte, für Griechenland und edlere Menſchengedanken, ſein Haß gegen deutſche Metaphyſik, barbariſche Schultheologie und die gewöhnlichen ſieben Magiſterkünſte; ſein Durſt nach Freiheit, Freundſchaft und Geſinnungen der Alten, die er mit Armuth, Einfalt und titelloſer Beſcheidenheit gern erkaufte, das Alles zeichnet ihn nach unſeren Sitten ſo ſehr aus, daß ich ihm gerne nur dieſer Geſinnungen wegen eine Bildſäule unter den Weiſen des Alterthums ſetzte.“

Daniel Defoe.

Geboren 1663. Geſtorben 1731.

Wie oft ein Gedanke — ſelbſt Dem unerwartet, von welchem er ausging — zündet und trifft, ſo hat Defoe's „Robinſon Cruſoe“ die Welt erobert, ohne es zu ahnen, und alles Verdienſtvolle, was der Dichter desſelben ſonſt noch ſchuf, hat gleichſam nur der Rückſicht für dieſes eine Werk ſeine Anerkennung zu danken. Daniel war der Sohn des James Foe, eines Bürgers und Fleiſchers, und zu London im Kirchſpiele Cripplegate geboren. Wann und aus welchem Anlaſſe er ſeinem väterlichen Namen die Sylbe De vorgeſetzt, iſt nicht mit Beſtimmtheit anzugeben. Er war ein Diſſenter und wahrſcheinlich gehörte auch ſein Vater dieſer Gemeinde an. Bereits in ſeinem einundzwanzigſten Jahre trat er mit ſeinem „Treatise against the Turks“ als Schriftſteller auf, obſchon er ſich eigentlich für den Handel beſtimmt hatte. Bald in die politiſchen Parteien ſeiner Zeit und in den Auf-

ſtand des Herzogs von Monmouth verwickelt, entging er doch glücklich der Gefahr und betrieb darauf in London ſchriftſtelleriſche Arbeiten und Handelsgeſchäfte. Aber unglücklich erſt als Roßhändler, dann als Ziegelfabrikant, mußte er einen Vergleich mit ſeinen Gläubigern treffen; doch leiſtete er denſelben ſpäter volle Zahlung. Seine Satyre »The true born Englishman« (1701), worin er bewies, wie thöricht es ſey, wenn ein Volk, das ſelbſt eine Miſchung verſchiedener Stämme ſey, König Wilhelm als einen Fremden verwerfen wolle, fand großen Beifall. Als er aber 1702, wo die biſchöfliche Kirche feindliche Geſinnungen gegen die Diſſenters ankündigte, in der Schrift „The shortest way with the dissenters" gegen jene auftrat, ward er vom Parlament als Aufwiegler zu Prangerausſtellung, Geldſtrafe und Gefängniß verurtheilt. Er ertrug die Schmach mit Gleichmuth und ſchrieb eine Hymne auf den Pranger. Sein Werk »De jure divino« (1706) war eine Satyre gegen die Lehre vom göttlichen Herrſcherrecht. Unter der Königin Anna bei den Unterhandlungen über die Union zwiſchen Schottland und England gebraucht, deren Geſchichte er ſpäter ſchrieb, ward er nach der Thronbeſteigung des Hauſes Hannover, deſſen Anſprüche er verfochten hatte, der politiſchen Schriftſtellerei müde und trat, nachdem er 1714 eine moraliſche Schrift: „The family instructor," die er ſpäter, 1722, in der „Religious courtship" fortſetzte, herausgegeben hatte, 1719 mit ſeinem bekannteſten Werke: „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York," hervor, ein Werk, das faſt in alle europäiſchen Sprachen überſetzt iſt. Ermuntert, ließ er mehre ähnliche Abenteurergeſchichten folgen, z. B. „Capitain Singleton," „Roxolana," die aber längſt vergeſſen ſind. Außer vielen anderen Schriften, namentlich über Handel, iſt noch ſeines witzigen Buches „Political history of the devil" (1726) zu gedenken. Er ſtarb den 26. April 1731 zu London an den Folgen eines Schlagfluſſes.

Defoe und Swift, obgleich in Erziehung, Meinungen und Charakter weit von einander unterſchieden, haben doch zu gleicher Zeit auffallend ähnliche Seiten. Beide ſind merkwürdig durch die ungezierte Einfachheit ihrer Erzählungsweiſe; beide miſchen ſo viele kleine Umſtände ein und ſtellen die Namen ihrer Perſonen, die Vorgänge und Orte mit ſo vieler Genauigkeit feſt, daß der überraſchte Leſer unwillkürlich bewogen wird, ſie als wirklich anzunehmen. Es erſcheint unmöglich, daß Dasjenige, was ſo kunſtlos vorgetragen wird, eine Erdichtung ſeyn ſollte, beſonders da die Erzähler die Schilderung ihrer Reiſen mit allerlei Beziehungen auf lebende

oder ſolche Perſonen beginnen, die ſie als lebend angeben und deren Aufenthalt ſie mit ſo täuſchender Genauigkeit beſchreiben, daß man endlich glaubt, eine Erzählung müſſe aufrichtig ſeyn, die, wenn ſie unwahr wäre, der Unwahrheit ſo leicht zu überführen ſeyn würde. Zudem ſind die Nebenſachen ſo überaus umſtändlich auseinandergeſetzt, daß man wähnt, ſie hätten gar nicht erzählt werden können, wenn ſie nicht wahr wären. Den „Robinſon Cruſoe" des Defoe anlangend, ſo ergötzt uns derſelbe durch das eigenthümliche Schauſpiel, wie eine Schwierigkeit nach der andern überwunden wird, und wie der menſchliche Geiſt und Scharfſinn in den allerwidrigſten Lagen nicht nur Aushilfe findet, ſondern ſelbſt Behagen ſchafft. Nie nöthigte ein menſchliches Weſen uns größere Theilnahme an ſeinem Schickſale ab, als dieſer ſchiffbrüchige Seemann; wir gehen auf alle ſeine Bedrängniſſe ein, und jeder roſtige Nagel, den er findet, erfüllt uns mit Freude. So lernen wir dabei das Glück unſerer bequemen Lage ſchätzen, und fühlen uns zur Thätigkeit angeregt; vor Allem aber gewinnen wir wieder Vertrauen und fromme Zuverſicht auf die göttliche Barmherzigkeit und Güte. Zugleich fand der Verfaſſer, indem er ſeinen Helden auf ein unbewohntes Eiland im weſtlichen Ocean verſetzte, Gelegenheit, Scenen herbeizuführen, welche mit dem Verdienſte der Wahrheit alle Schreckniſſe und Abenteuerlichkeiten der unglaublichſten Erdichtung verbinden. Die Fußtritte im Sande von jenen Indianern, welche an der einſamen Küſte landen, um ihre Gefangenen zu verzehren, flößen uns Schrecken und Bangen ein, und nachdem wir der Furcht, Cruſoe dem Hunger erliegen zu ſehen, überhoben ſind, geben wir uns neuen Beſorgniſſen für ſeine Sicherheit hin. Die Errettung Freitags und der ganze Charakter dieſes jungen Indianers ſind wunderſchön geſchildert; kurz, unter allen Werken, die jemals gedichtet und erdichtet wurden, iſt „Robinſon Cruſoe" eines der intereſſanteſten und anziehendſten.

Benjamin Conſtant.

Geboren 1767. Geſtorben 1830.

Henri Benjamin Conſtant de Rebecque, unter den Staatsmännern und Publiziſten der Neuzeit mit Auszeichnung genannt, wurde den 25. Oktober 1767 zu Lauſanne geboren. Seine Familie hatte nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes ſich aus Frankreich hinweg — und nach Genf gewendet; aber ſein Vater, früher General eines ſchweizeriſchen Regiments in holländiſchen Dienſten, ein Freund und Verehrer Voltaire's und ſelbſt als Romandichter nicht unvortheilhaft bekannt, ſiedelte 1791 nach Frankreich zurück. Nachdem der Sohn ſeine Studien auf den Univerſitäten Edinburgh und Erlangen vollendet und ſich eine Zeit lang zu Braunſchweig als Kammerherr der regierenden Herzogin aufgehalten hatte, ging er, von den revolutionären Ideen begeiſtert, nach Paris (1795) und erſchien ſchon 1796 vor dem Rathe der Fünfhundert, um als Abkömmling proteſtantiſcher, durch die Widerrufung des gedachten Ediktes vertriebener Vorfahren, das Bürgerrecht geltend zu machen. Zugleich trat er mit Glück als politiſcher Schriftſteller auf, und ſeine Werke: „De la force du gouvernement actuel de la France et de la necessité de s'y rallier" und: „Des effets de la terreur," worin er die neue Konſtitution vertheidigte und ſich dem Despotismus und der Anarchie gleich abgeneigt zeigte, erregten allgemeines Aufſehen. Als Mitglied des konſtitutionellen Zirkels und vorzüglich als Tribun zeichnete er ſich durch eifrige Vertheidigung der Freiheit und Rechte der Bürger aus, brachte aber ſowohl dadurch als auch durch ſeine Schrift: „Des suites de la contrerévolution de 1660 en Angleterre" den erſten Konſul ſo ſehr gegen ſich auf, daß er 1802 aus dem Tribunate verdrängt wurde und die Weiſung erhielt, Paris zu verlaſſen. Er ging mit der Frau von Staël, welche wegen ihrer gefährlichen Intriguen aus Frankreich verwieſen worden war, nach Coppet, wo er den Wiſſenſchaften lebte und einen ausgebreiteten Briefwechſel mit den berühmteſten Gelehrten und Staatsmännern unterhielt, wodurch er im Geheimen fortwährend und bedeutend wirkte. Der nicht ſehr gelungene Roman: „Adolphe," worin

der Verfaſſer einen Theil der Geheimniſſe ſeines Herzens niedergelegt haben ſoll, entſtand um dieſe Zeit. Der Aufenthalt in Coppet ſagte ihm nicht lange zu und er ging nach Weimar, wo er den Winter 1804 mit Goethe, Schiller (deſſen »Wallenſtein« er 1809 für die franzöſiſche Bühne bearbeitete), Wieland, Johannes von Müller und anderen ausgezeichneten Männern Deutſchlands verlebte. Sein Werk über die Religion („De la religion considerée dans sa source, ses formes et ses developpemens"), welches er erſt kurz vor ſeinem Tode vollendete, beſchäftigte ihn faſt ausſchließlich. Er lebte darauf ruhig in Göttingen und in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Heeren, Heyne, Creutzer und Görres bis zu dem Zurückzuge der Franzoſen aus Deutſchland. Die Schrift: „De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation européenne," gab wieder das erſte Zeichen ſeines politiſchen Lebens. Er ging nun nach Paris zurück und trug durch ſeine ſchnell aufeinander folgenden Broſchüren: „Réflexions sur les constitutions, la distribution des pouvoirs et les garanties dans une monarchie constitutionelle;" „De la liberté des brochures, des pamphlets et des journeaux sous le rapport de l'interêt du gouvernement;" „Observations sur le discours prononcé par le ministre de l'intérieur en faveur du projet de loi sur la liberté de la presse" und: „De la responsabilité des ministres," die ſich alle durch Gediegenheit und Klarheit auszeichnen, nicht wenig zur Verbreitung der konſtitutionellen Ideen in Frankreich bei. Er ſchien der eifrigſte Anhänger der Bourbons geworden zu ſeyn, und dennoch ließ er ſich von Napoleon, welcher unterdeſſen Elba verlaſſen hatte, zum Staatsrathe ernennen und bereden, an der Zuſatzakte, welche den allgemeinen Unwillen in ſo hohem Grade erregte, mitzuarbeiten — ein Schritt, der ihm in der öffentlichen Meinung nicht wenig geſchadet hat. Nach der zweiten Reſtauration ging er nach England, wo er ſeine „Mémoires sur les cent jours" ſchrieb. Er erhielt 1816 die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren und machte ſogleich ſeine Anweſenheit durch die, Chateaubriand's Anſichten bekämpfende Flugſchrift „über die politiſche Doktrin" bemerkbar. Zweimal ward er (1819 und 1824 nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten) zum Mitgliede der Deputirtenkammer erwählt, wo er ſtets der hartnäckigſte Gegner des Miſteriums war, wie ſeine beſonders gegen den Adel gerichtete Schrift: „des motifs, qui ont dicté le nouveau projet de loi sur les élections" zur Genüge beweiſet. Am meiſten beſchäftigte ihn aber die Frage über die Preßfreiheit; ſeine in dieſer Beziehung gehaltenen zahlreichen Reden ſind

vielleicht das Gediegenſte, was über dieſen Gegenſtand je geſprochen und geſchrieben worden iſt. Es iſt zu verwundern, wie Conſtant bei allen dieſen politiſchen Kämpfen Zeit finden konnte, mehre gehaltreiche Werke, wie „Principes de politique," „Principes du droit public" und andere mehr auszuarbeiten und eine Menge Aufſätze für verſchiedene politiſche und wiſſenſchaftliche Journale zu liefern. Nach der Julirevolution ſtimmte er für die Erhebung Ludwig Philipp's; ſobald er jedoch die Freiheit von Neuem bedroht zu ſehen glaubte, erhob er ſich wieder als ihr eifrigſter Vertheidiger und würde jetzt ſicher den letzten Platz auf der äußerſten Linken einnehmen, wenn nicht der Tod ſein thatenreiches Leben am 8. Dezember 1830 geendet hätte. Ganz Paris folgte ſeinem Sarge. Conſtant's Charakter iſt jedenfalls ein ehrenvoller und ehrenfeſter zu nennen; das Spiel und die Weiber, denen er leidenſchaftlich ergeben war, verleiteten ihn zwar zu manchen Verirrungen, die er aber immer um ſo eifriger wieder gut zu machen ſuchte. Als Redner ſchien er auf den erſten Augenblick von geringer Bedeutung, nach und nach erhob ſich aber ſeine Stimme und wurde lebhafter und wohltönender; man wurde nicht müde, ſeinen Geiſt und Witz, ſeine Gelehrſamkeit und beſonders die bittere Ironie und kalte Höflichkeit, wodurch er ſeine zornſprühenden Gegner zur Verzweiflung zu bringen wußte, zu bewundern. Seine ſehr zahlreichen Schriften zeichnen ſich faſt alle durch Klarheit, praktiſche Tendenz, Gründlichkeit und durch einen leichten, fließenden Styl aus; nur ſelten fällt er in leere Deklamation, den gewöhnlichen Fehler franzöſiſcher Schriftſteller.

P. P. Royer-Collard.

Geboren 1763. Geſtorben 1836.

Der Name dieſes berühmten Mannes iſt in den politiſchen und philoſophiſchen Angſtrufen der Zeit oftmals laut geworden, und noch jetzt gilt er der Partei der Doktrinärs, trotz ihrer neueren Zerklüftung, als mehr oder minder offenes Loſungswort. Pierre Paul Royer-Collard kam in Sompuis bei Vitry-le-François zur Welt, widmete ſich der Jurispru-

denz und war beim Ausbruche der Revolution Parlamentsadvokat. Aus Ueberzeugung den Grundsätzen einer echt-konstitutionellen Monarchie huldigend, nahm er an den Bewegungen der revolutionären Partei lebhaften Antheil und ward zum Mitgliede des Pariser Gemeinderathes gewählt, welche Stelle er aber noch in demselben Jahre, weil er den Gang, welchen die Revolution nahm, nicht billigen konnte, wieder niederlegte. Nachdem er die Schreckensherrschaft glücklich überdauert hatte, trat er 1797 durch die Wahl des Departements der Marne als Deputirter in den Rath der Fünfhundert, wurde aber schon nach einigen Monaten, weil er sich mit Kraft gegen den von den Priestern geforderten Eid und für die Zurückbringung der Deportirten aussprach, wieder ausgestoßen. Er diente nun einige Zeit dem Interesse des vertriebenen Königs, bis dieser sich gezwungen sah, nach England zu flüchten, wodurch sich der zum Zwecke seiner Zurückberufung in Frankreich organisirte Rath, zu welchem Royer-Collard gehörte, auflöste. Er lebte darauf, der Politik fremd, einzig und allein den Wissenschaften und ward 1811 Professor der neueren Philosophie an der Pariser Universität und Dekan der philosophischen Fakultät. Seine philosophischen Ansichten waren, wie aus seinem „Discours" hervorgeht, die der auf Erfahrung gestützten schottischen Schule, und fanden durch seinen trefflichen Vortrag viele Freunde und Anhänger. Unter seinen Schülern saß auch der in der neueren Zeit berühmt gewordene Philosoph Cousin. Nach der Zurückkunft der Bourbons ward er zum Generaldirektor des Bücherwesens, zum Staatsrathe und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Während der hundert Tage legte er alle Stellen außer seiner Professur nieder, nahm sie aber nach der zweiten Restauration wieder an und erhielt dazu noch das Präsidium der königlichen Kommission des öffentlichen Unterrichtes, in welcher Stelle er sehr erfolgreich und wohlthuend wirkte; besonders blühte unter seinen Aussspizien die Normalschule auf, welche aber zum Schaden der allgemeinen Bildung ein zu schnelles Ende nahm. Als Deputirter des Departements der Marne (1815) stimmte er mit der Minorität, erklärte sich kräftig gegen die Wiedereinführung alter Privilegien, für die Aufrechthaltung volksthümlicher Institutionen und für die strenge Befolgung der Charte. In der Kammer von 1817 zeigte er neben gleich freisinnigen Ansichten gleiche Mäßigung, obschon er sich dadurch immer mehr die Feindschaft der ministeriellen Partei zuzog. Um diese Zeit schlossen sich die sogenannten Doktrinärs, welche ihr politisches System eines konstitutionellen Königthums auf Vernunft und geschichtliche Ueberzeugung grün-

deten und mit unabweisbarer Beharrlichkeit geltend zu machen ſuchten, näher an einander an, und Royer-Collard galt als ihr Haupt. Um ſeine Anſichten unabhängiger durchführen zu können, trat er 1819 von der Leitung des öffentlichen Unterrichtes zurück und zeigte ſich deſto thätiger in der Kammer. Er ſprach mit großem Beifalle gegen die Ausnahmsgeſetze, gegen den Kredit für den ſpaniſchen Krieg (1823), gegen das Sakrilegiengeſetz, gegen die Aufhebung des Wahlgeſetzes von 1817 und gegen andere Maßregeln und Projekte der Ultra's. In den Kammern von 1828, 1829 und 1830 war er Präſident und blieb nach der Julirevolution, die er kräftig unterſtützte, ſtets Deputirter. Seit 1827 war er auch Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Die letzte Anſtrengung des altersſchwachen Greiſes war gegen die der Charte nicht entſprechenden Geſetze, welche man nach dem Attentate Fieschi's durchzuführen verſuchte, gerichtet. Sind die Doktrinärs auch in ihrem Anſehen bei dem franzöſiſchen Volke geſunken, ſo machte doch Royer-Collard eine ehrenvolle Ausnahme. Seine Rechtlichkeit wurde von keiner Partei in Zweifel gezogen, alle achteten und ſchätzten ihn und Jeder hörte gern ſeine energiſche und lichtvolle Rede.

Nikolaus Niketas.

Geboren um 1790.

Nicht einem jeden Wirken iſt es vergönnt, durch eine Folgenreihe verketteter Beſtrebungen ſich zu einem beſtimmten Ziele hinzuringen. Zufall und Ungunſt der Umſtände brechen oft den feurigſten Willen mitten im kühnen Anſatze ab, und laſſen aus manchem Leben nur den Glanz einzelner Thaten hervorblitzen, ohne die Verknüpfung derſelben zu einem Ganzen zu geſtatten. So leuchtet aus den verworrenen Gruppen des griechiſchen Befreiungskampfes hier und dort einige Male, groß und furchtbar heroiſch, die Geſtalt des Türkenfreſſers (Turkophagos) Nikolaus Niketas oder Nikitas hervor, und verſchwindet dann in dem Schwalle jener Erſcheinungen, ohne daß unſer Auge ſeitdem ihm wieder begegnet. Als griechiſcher Kapitano ſchloß er ſich mit Eifer der Sache ſeines Vaterlandes an, und ſeine wilde Tapferkeit ward den Seinigen zur blinden Zuverſicht, den Fein-

den zum Schrecken. Durch genaue Kenntniß des Terrains unterſtützt, welches er als Bandenführer trefflich zu benutzen verſtand, erfocht er oft mit den dürftigſten Hilfsmitteln ſtaunenswerthe Vortheile. So hielt er mit nicht mehr als neunzig Griechen bei Doliana fünf Stunden lang den Kiaja-Bei auf, welcher mit dreitauſend Mann hundert Wagen mit Lebensmitteln geleitete, bis einige hundert Bauern die Niederlage der Türken vollendeten. Später zog ſich Niketas, der eben Napoli di Romania mit Kapitulation zu nehmen gehofft hatte, in Gemeinſchaft mit Mauro Michali und Ypſilanti, das ebene Land verwüſtend, auf die Höhen bei Argos; Ypſilanti hielt in der verfallenen Burg von Argos den Fortſchritt des Feindes auf; die griechiſche Flotte vereitelte den Entſatz von Nauplia durch die große türkiſche Flotte; Odyſſeus bemächtigte ſich der Päſſe des Geranion; Kolokotroni aber, der von Patras, das er umzingelt hielt, herbeigeeilt war und alle Mannſchaft zu der Fahne des Kreuzes gerufen hatte, übernahm den Oberbefehl und beſetzte noch in den letzten Tagen des Juli 1822 die Päſſe zwiſchen Patras, Argos und Korinth; wodurch er den Türken die Verbindung mit Theſſalien und dem Heere Churſchid's abſchnitt. Darauf begann auf allen Seiten der kleine Krieg. Am 8. Auguſt erbot ſich der türkiſche Oberfeldherr Dram Ali Paſcha, deſſen Truppen nur Pferdefleiſch zur Nahrung hatten, Morea zu räumen; aber Kolokotroni verwarf den Antrag. Nun wollte ſich der Paſcha mit dem Säbel in der Fauſt nach dem Iſthmus von Korinth durchſchlagen; aber Niketas ſchlug in dem Paſſe von Tretes durch kühnen nächtlichen Ueberfall die getrennten Züge der Türken am 9. und 10. Auguſt, ſo daß kaum zweitauſend Mann ohne Gepäck und Geſchütz den Iſthmus erreichten, wo ſie Ypſilanti vollends zerſtreute. Einige tauſend Türken, welche bisher noch den Iſthmus und Akrokorinth beſetzt gehalten hatten, nun aber die Landenge räumen mußten, wurden, als ſie ſich nach Patras durchſchlagen wollten, ebenfalls von dem wachſamen Niketas überfallen und in den Engpäſſen aufgerieben. Noch zweimal wurde des Türkenfreſſers Name im Verlaufe jenes Krieges genannt; einmal 1823, wo er einen Theil des Heeres unter Kolokotroni gegen die Türken in Livadien und Theſſalien befehligte, und 1824, wo er den Oberbefehl an der theſſaliſchen Gränze führte; — ſeitdem verhallte dieſer einſt ſo gefürchtete Name, wie es ſcheint, für immer.

Günther Graf von Schwarzburg,

deutſcher König.

Geboren 1304. Geſtorben 1349.

Unter den älteſten erlauchten Geſchlechtern Deutſchlands nennt die Geſchichte mit Ruhm das noch jetzt in zwei Linien blühende, regierende Fürſtenhaus Schwarzburg, das mehr als einmal in die Geſchicke des Reiches entſcheidend eingegriffen. Die Wurzeln des edlen Stammes ſchlingen ſich bis an das Ende des zehnten Jahrhunderts zurück, wo wir bereits beglaubigten Spuren desſelben begegnen, ſo daß alſo keineswegs, wie bisweilen geſchrieben worden, die Abſtammung erſt gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts Zuſammenhang und Zuverläſſigkeit erhält, wenn auch die Herleitung von Wittekind oder von dem Römer Arioviſt billig in das Gebiet der Fabel verwieſen wird. Als den älteſten Ahnherrn kennen wir Sizzo I., einen thüringiſchen Grafen (Comes inclytus Thuringorum), der ſein Andenken auch durch den Bau einer Kirche zu Naumburg (1027) erhielt. Berühmt aber ward ſein Sohn, der „divus Hermita" Graf Günther I., der als Kirchenheiliger Achtung gebietend an der Urſprungsquelle des hohen Geſchlechtes ſteht. Die wenig bekannten Nachrichten über ihn ſind zu bezeichnend für das Aufblühen und die Genealogie ſeines Hauſes, als daß wir ſie hier übergehen möchten. Eine unſtäte Jugend bewog den Grafen Günther I., der Welt frühzeitig zu entſagen, obgleich er — was einen günſtigen Schluß auf ſeine Macht und ſein Anſehen ziehen läßt — mit Ungarns erſtem chriſtlichen Könige, Stephan I., und durch dieſen, welcher bekanntlich Kaiſer Heinrich's II. Schweſter Giſela zur Gemalin hatte, mit dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe verwandt war. Er vergab ſein Eigen ſeinem Sohne Sizzo II., einen Theil aber ſtiftete er in das Kloſter Gellingen, welchem der heil. Wigbert als Abt vorſtand. Sodann begab ſich Günther nach Rom, legte die Gelübde ab, ward 1006 Benediktiner zu Altaich in Niederbaiern, und zwei Jahre darauf Eremit bei Richnach, wo er ſpäter ein Kloſter gründen half. (So weit Wolfheri Vita S. Godehardi Episc. Hildesh. in Act. S. S. ad 4. Majum.) Im Jahre 1011 wählte

Günther, auf Anrathen des heil. Godehard, eine Gegend des Böhmerwaldes, Breznik, zur Eremitage (dieſer Ort des böhmiſchen Prachiner Kreiſes heißt jetzt Gutwaſſer, auch St. Günther), wo der heilige Mann durch fünfunddreißig Jahre lebte; 1012 wurde er bei einer Jagd von dem böhmiſchen Herzoge Udalrich gefunden, zum Taufpathen des Thronfolgers, Bretislaw, erbeten, auch allmälig zu Staatsberathungen gezogen. Achtundzwanzig Jahre nachher (1040) griff Günther in die Kriege ein, welche Bretislaw I. mit Kaiſer Heinrich III. führte, indem er z. B. die Auslöſung der baieriſchen Gefangenen vermittelte (interveniente Gunthario Eremita incolumes reducti etc. Herm. Contract. ad a. 1040), und ſich hierdurch den Kaiſer ſelbſt verpflichtete, der ihm hierüber in eigener Urkunde (vom 17. Januar 1040) ſeinen Dank ausſprach (idem Guntherus pro meritorum probitate amicabiliter usus est nostra familiaritate. Wig. Hund. S. S. Salisb. II. 39). Günther ſtarb am 9. Oktober 1045 in ſeiner Klauſe, nachdem er die Stunde ſeines Todes vorhergeſagt. Begraben wurde er in dem Brewnower Benediktinerſtifte bei Prag, und ihm daſelbſt nach ſeiner, im dreizehnten Jahrhunderte erfolgten Kanoniſation vor dem St. Stephansaltare ein Grabmal geſetzt, das den Heiligen in ganzer Figur im Eremitenkleide darſtellt, mit der Umſchrift: et LVX aeterna luceat il LIS. St. Günther's Tag iſt der 28. November. (Als Quelle über ihn diente uns die gelehrte Monographie des Brewnower Abtes: Bonaventurae Piter Thesaurus absconditus in agro seu Monasterio Brewnowiensi prope Pragam; S. Guntherus confessor et Heremita. E. cod. Ms. Brunae, 1762; in 4.)

Des Heiligen Sohn, Graf Sizzo II., ſetzte den Stamm fort, und ſein Enkel, der nach 1157 verſtorbene Sizzo III., erſcheint als Graf Schwarzburg und Käfernburg. Von des Letzteren Enkeln ward Heinrich II. (geſt. 1193) der Stammvater der Grafen und Fürſten von Schwarzburg. In der Reihe ſeiner Nachkommen begegnen wir zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts dem Grafen Heinrich XII. (geſt. 1313), deſſen Sohn, Günther Graf zu Schwarzburg, Herr zu Arnſtadt und Blankenberg (geb. 1304, nach Anderen 1302, auf dem Blankenberger Schloſſe), hier in Kürze geſchildert werden ſoll. (Sein Porträt wurde einem alten Holzſchnitte des berühmten Michael Wohlgemuth, der in Schedel's 1493 zu Nürnberg erſchienenem „Buch der Chroniken ꝛc.“ ſich befindet, entnommen.)

Nicht der kurze Traum der Kaiſerkrone, dem der ritterliche Graf ſich hingab; nicht der tragiſch-romantiſche Nimbus, mit welchem ſein Verhängniß ihn umflocht; wohl aber der kraftvolle und biedere, echt deutſche

Sinn, der aus ſeinem Handeln ſpricht, und welcher ſelbſt ſeinen Gegnern Achtung abnöthigte, öffnet ihm das Pantheon der Geſchichte. Dem edlen Kriegshandwerke mit ganzer Seele zugethan, über eine kleine, aber durch den Muth ihres Führers ſtarke Schaar gebietend, machte Graf Günther ſich als Bundesgenoſſe ſowohl dem Kaiſer Ludwig dem Baiern, der ihn zunächſt zur Politik des Hauſes Baiern hinzog, als auch dem Erzbiſchof Heinrich von Mainz während der Plackereien auf dem Eichsfelde, wichtig. Seine Würde als Landrichter (Judex generalis) in Thüringen mehrte ſeinen Einfluß, und von Wichtigkeit war daher ſeine Theilnahme in dem dreijährigen thüringiſchen Grafenkriege wider den Landgrafen Friedrich den Ernſthaften, der in einem hitzigen Treffen bei Erfurt beinahe erſchlagen worden wäre, bei der Belagerung von Arnſtadt aber den Grafen Günther ſammt deſſen Sohne während eines Ausfalles gefangen nahm, und ſie in Erfurt verwahren ließ. Doch erlangten Beide bald wieder ihre Freiheit, und die Fehde brach noch einmal aus, bis endlich (1345) ein dauernder Friede erfolgte.

Dies Alles waren nur Vorſpiele eines größeren Verhängniſſes, für welches Graf Günther auserſehen war. Die Anläſſe dazu lagen in der immer feindſeligeren Spannung zwiſchen dem römiſchen Könige Karl IV. und dem baieriſchen Hauſe, welches Jener durch Begünſtigung des falſchen Waldemar endlich ganz aus dem Beſitze Brandenburgs zu verdrängen Anſtalt traf. Um dieſer Gefahr vorzubeugen und zugleich ſich an Karl zu rächen, beſchloß die baieriſche Partei, einen Gegenkönig auf den deutſchen Thron zu ſetzen. Sie warf ihre Blicke auf mehre mächtige Reichsfürſten; aber keiner wollte die gefährliche Ehre annehmen. Da erkannten die Mißvergnügten, daß Graf Günther von Schwarzburg am ſicherſten der Mann ſeyn würde, der, auf ihre Macht geſtützt, den nöthigen Muth und Unternehmungsgeiſt beſäße, um Karl'n die Krone zu entreißen und zu behaupten. Günther war zu beſonnen, um vorſchnell auf den Antrag einzugehen. Nicht ohne Grund beſorgte er, daß die Kurfürſten, welche ihn zu dieſem Schritte drängten, ihn würden fallen laſſen, ſobald ſie ihre Abſicht durch ihn erreicht hätten. Endlich gab er zwar ihren wiederholten Betheuerungen nach, aber ſein biederer Sinn verläugnete ſich auch hierbei nicht, denn er erklärte feierlich, daß er die deutſche Krone nur unter der Bedingung annehmen werde, wenn ihn die Mehrzahl der Kurfürſten, ohne alle Beſtechung, blos aus Furcht Gottes und zum Nutzen des Reiches, erwählen würde; dabei ſolle noch vorher in Frankfurt durch die Kurfürſten, mit Zuziehung anderer

Fürſten und Edlen, der Ausſpruch gethan werden, daß das Reich wirklich erledigt ſey, und daß demjenigen Theile der Wahlfürſten, die ihm ihre Stimme geben wollten, die Kur mit Recht gebühre. Nach dieſen Vorgängen verſammelte ſich (30. Januar 1349) die baieriſche Partei auf den Wahlfeldern vor Frankfurt; der Mainzer Erzbiſchof, Heinrich von Virneburg, führte den Vorſitz und verkündete bereits am folgenden Tage in ſeinem, in der Rheinpfalzgrafen, in Ludwig's von Brandenburg und Erich's von Sachſen-Lauenburg Namen, den Städten in der Wetterau: daß der edle Mann, Günther, Graf zu Schwarzburg und Herr zu Arnſtadt, zum römiſchen Könige erkoren worden ſey. In dem Wahldiplome machten ſich jene Fürſten verbindlich: dem Könige Günther wider Karl, „der ſich König in Böhmen nennet," und wider Alle, die ihn an ſeinen Gütern hindern und irren wollten, den Papſt nicht ausgenommen, beizuſtehen, auch ohne ſeinen Willen weder mit Karl, noch mit dem Papſte und deren Helfern Frieden zu ſchließen. Die Stadt Frankfurt weigerte ſich Anfangs, das neuerwählte Reichsoberhaupt einzulaſſen, und verlangte: König Günther ſolle herkömmlicher Weiſe ſechs Wochen und drei Tage auf den Feldern vor der Stadt ſeinen Gegner erwarten, um mit ihm den Streit über das Reich durch die Waffen zu entſcheiden. Weil jedoch Karl nicht erſchien, ſo wurde er am ſiebenten Tage nach der Wahl von den Städten Friedberg, Gelnhauſen und Frankfurt anerkannt. Der neue König hielt ſeinen Einzug in die letztgenannte Stadt, wurde hier, nach alter Sitte, auf den Hochaltar der Bartholomäuskirche erhoben und dem verſammelten Volke als Reichsoberhaupt vorgeſtellt.

König Günther's Streitkräfte waren, ſeinem mächtigen Feinde gegenüber, gering, und zu ſeinem Schmerze mußte er gewahren, daß ſelbſt ſeine nahen Verwandten, Graf Heinrich von Hohnſtein und die Grafen Günther (XV.) und Heinrich von Schwarzburg, ihn aufgaben und ſich auf die Seite des Gegners ſchlugen. Dennoch beſchloß er, als ein König um ſeine Krone zu kämpfen, ernannte, um zunächſt für ſeine Familie und ſeine Unterthanen zu ſorgen, ſeine Schwäger, die Grafen von Hohnſtein, zu Verweſern ſeiner ſchwarzburgiſchen Lande und für den Fall ſeines Todes zu Vormündern ſeiner Kinder, und rüſtete ſich zum Kriege. Sein ritterlicher Muth glaubte ſo wenig an eine Gefahr, daß er zu Kaſſel, wohin König Karl die Reichsvaſallen und Städte wider ihn aufgeboten hatte, ein Turnier anſagen ließ, um darzuthun, wie die Kriegsanſtalten ſeiner Feinde ihn nicht kümmerten.

Indeß ſuchte König Karl, deſſen friedlicher und kluger Sinn nicht gern nach dem ungewiſſen Looſe des Krieges griff, zumal da ſeine tiefberechnete Politik auch mit friedlichen Mitteln ihr Ziel zu erreichen gewöhnt war, dem kampfbegierigen Gegner auf andere Weiſe beizukommen, als dieſer, der nur eine Entſcheidung durch die Waffen vor Augen hatte, ahnete. Unerwartet vermälte Karl, dazumal Witwer, ſich mit der Tochter des Rheinpfalzgrafen Rudolf und ſöhnte ſich dadurch nicht nur mit dieſem ſeinen bisherigen Gegner, ſondern, mit Ausnahme des Markgrafen Ludwig, auch mit den übrigen baieriſchen Fürſten aus, ſo daß Günther ſich plötzlich von ſeinen Verbündeten aufgegeben und ſeinem Schickſale überlaſſen ſah. Doch auch in dieſer ſchwierigen Lage blieb ſich Günther's Muth gleich, und, obwohl ſelbſt von ſeinen früheren Anhängern beſtürmt, freiwillig ſeiner Würde zu entſagen, wies er alle lockenden Anerbietungen von ſich, feſt entſchloſſen, nur das Schwert zwiſchen ihm und ſeinem Gegner entſcheiden zu laſſen.

Da begab es ſich, daß Günther ſchwer erkrankte. Ein Frankfurter Arzt, Namens Freidank, reichte ihm eine Arznei, welche Günther mit einigem Mißtrauen empfing, denn er verlangte von dem Arzte, daß Dieſer den Trank vorkoſten ſollte. Freidank that es, und ſtarb nach drei Tagen; ob der Trank vergiftet, oder, nach damaliger barbariſcher Therapie, nur aus zu ſcharfen Subſtanzen gemiſcht geweſen, iſt, eben ſo wie der Urheber der vermeintlichen Vergiftung, unermittelt geblieben. Bei dem Könige Günther trat die tödtende Wirkung langſamer ein; doch ſchwoll er bald nach dem Genuſſe des Trankes am ganzen Körper, und fühlte ſich gelähmt und ermattet. Aber die Kraft ſeines Geiſtes behauptete ſich auch bei des Leibes Siechthum. Unerſchrocken rückte der kranke Held ſeinen Feinden entgegen, um ihnen den Rheinübergang ſtreitig zu machen. Doch ſein kleines Häuflein vermochte der überlegenen Schaar des Grafen Eberhard von Würtemberg nicht die Spitze zu bieten, und Günther mußte, noch immer zu äußerſtem Widerſtande entſchloſſen, ſich in das, dem Heinrich von Virneburg gehörige Städtchen Eltville (Elfeld) im Rheingau werfen. Hier von den wider ihren Erzbiſchof empörten Mainzern belagert, erwartete er Beiſtand von Ludwig von Brandenburg. Statt mit Truppen, erſchien dieſer ganz allein und rieth dem Manne, den er als ſeinen König anerkannt und ihm Schutz wider jeden Feind zugeſchworen hatte, zum Nachgeben und zur Unterwerfung. Da, als er auch den letzten Freund wortbrüchig ſah, brach dem kühnen Günther, deſſen Muth Nichts zu beugen vermocht hatte, das Herz. Er fühlte ſich krank zum Sterben, und alle Plane auf irdiſche

Hoheit von ſich werfend, gedachte er nur noch ſeiner Familie, deren Zukunft er ſicherſtellen wollte. Er nahm die ehrenvollen Bedingungen König Karl's an, unterzeichnete (26. Mai 1349) den Friedensvertrag mit demſelben, entſagte, gegen eine Entſchädigung von zwanzigtauſend Mark Silbers, die Tilgung eines Frankfurter Anlehens von zwölfhundert Mark und den lebenslangen Genuß gewiſſer Einkünfte aus Thüringen und dem rheiniſchen Zollgefälle, der deutſchen Krone, und empfing die Lehen über ſeine Erblande in der Grafſchaft Schwarzburg und was er ſonſt durch ſeine ritterlichen Dienſte erworben, oder pfandweiſe innehatte.

Ausgeſöhnt mit ſeinen Feinden und beruhigt über das Schickſal der Seinigen, lebte Günther nur noch wenige Wochen und erlag ſeinem unheilbaren Uebel am 19. Juni 1349. Von ſeiner Gemalin, Eliſabeth von Hohnſtein, welche nach dem Tode ihres erlauchten Gemals ihren Sitz zu Saalfeld aufſchlug, hinterließ er einen Sohn, den Grafen Heinrich XXII. von Schwarzburg, und vier Töchter: Eliſabeth, Agnes, Mechtild und Sophia, von denen die Erſtgenannte zu Ilm den Schleier nahm, die übrigen an drei Grafen von Henneberg, Mansfeld und Orlamünde ſich vermälten. König Karl ehrte das Andenken des ruhmvollen Gegners, indem er ihn perſönlich zur Gruft geleitete. Zwanzig Reichsgrafen trugen die Leiche des Helden mit königlichem Trauergepränge in die St. Bartholomäuskirche zu Frankfurt, wo ihn noch vor wenigen Monaten der Jubel des Volkes als Reichsoberhaupt begrüßt hatte, und ein prachtvolles Monument erhob ſich über ſeiner Aſche.

Johann Banér.

Geboren 1596. Geſtorben 1641.

Dieſer berühmte ſchwediſche Feldherr des dreißigjährigen Krieges, der, im Vereine mit Torſtenſon, der Schule Guſtav Adolf's entſproß und ihr die Feuerprobe des Sieges erkämpfte, ſtammte aus einem der älteſten und angeſehenſten Geſchlechter ſeines Vaterlandes, und kam den 23. Juni 1596 auf dem Rittergute Djursholm bei Stockholm zur Welt. Düſtere und blutige Eindrücke knüpften ſich an ſeine Kindheit und mögen in ihm den Keim jener

Härte und Starrheit gelegt haben, die ſeinen Charakter bezeichnete. Seinen Vater, den Reichsrath Guſtav Banér, ließ König Karl IX., wegen ſeiner Anhänglichkeit an Sigismund von Polen, im Jahre 1600 zu Linköping enthaupten, und bald darauf ſtürzte der verwaiſete Knabe auf dem Gute Hörningsholm, wo ſeine trauernde Mutter ſich aufhielt, aus dem dritten Stockwerke herab, doch ohne Schaden zu nehmen. Als er dann an den Hof des Königs kam und Dieſer ihn in ſeine Dienſte nehmen wollte, ſagte der trotzige Knabe dem Monarchen in's Geſicht: er möge nicht dem Henker ſeines Vaters dienen, und wirklich nahm er erſt nach Karl's IX. Hintritte Kriegsdienſte. — König Guſtav Adolf ſuchte gleich nach ſeiner Thronbeſteigung durch mancherlei wohlthuende Handlungen die blutigen Erinnerungen an ſeinen Vater zu verwiſchen, und ernannte den ſeit 1614 als gemeinen Reiter dienenden Jüngling zum Offiziere und Kammerjunker. Fortwährend in der nächſten Umgebung des Königs, wurden Banér's glänzende Eigenſchaften bald von Dieſem bemerkt. 1620 zum Hauptmann, 1621 zum Oberſten ernannt, eröffnete ſich ihm im polniſchen Kriege eine Laufbahn, die ſein Name mit Glanz erfüllt hat. Doch zeichnete Banér ſich Anfangs mehr durch Entſchloſſenheit und Hartnäckigkeit, als durch höheres Anführertalent aus; denn ſeine wiſſenſchaftliche Bildung war höchſt mangelhaft. Er benützte aber jede Gelegenheit, die Lücken ſeines Geiſtes auszufüllen, und ward dabei von ſeltenem Talente unterſtützt. Während der Belagerung von Riga kämpfte Banér's Regiment auf den gefährlichſten Punkten mit Auszeichnung; er ſelbſt ward noch vor Ende derſelben (1623) zum Generalmajor, Anfangs 1630 zum Generallieutenant und Reichsrathe ernannt. Als ſolcher wohnte er den Berathungen wegen des Krieges mit dem Kaiſer bei, und folgte dem Könige nach Pommern. Vor Wolgaſt war Banér nicht glücklich, und während des ganzen Feldzuges 1630 erhielt er auch kein ſelbſtſtändiges Kommando wieder. Auch 1631 blieb Banér ſtets beim Hauptheere. In der Schlacht bei Breitenfeld befehligte er die Reiterei des rechten Flügels, wies einen Flankenangriff Pappenheim's mit Geſchicklichkeit ab und verfolgte deſſen Reiterei ſpäter ſo nachdrücklich, daß alle Verſuche zu fernerem Widerſtande fruchtlos blieben. Von dieſem Tage an erhielt Banér den ehrenvollen Beinamen: „der ſchwediſche Löwe.“ — Mit der Verfolgung und Beobachtung des geſchlagenen Tilly beauftragt, während der König an den Main marſchirte, entwickelte Banér ein neues Talent, das der Selbſtbeherrſchung, als Pappenheim ihn zum Gefechte nöthigen wollte; Banér wich ohne Kampf den 14. Januar 1632 bis hin-

ter die Saale zurück und bewirkte dadurch, im Verein mit einigen anderen Heerabtheilungen, Pappenheim's Vertreibung aus Niederſachſen deſto ſicherer. Vom Könige nach Baiern berufen, nahm Banér Theil an den Gefechten bei Donauwörth, am Lech und vor Ingolſtadt, ward bei Nürnberg durch den Arm geſchoſſen, und befehligte ſpäter die in Baiern bleibenden Truppen, als der König nach Sachſen marſchirte. — Der Tod Guſtav Adolf's machte auf Banér's Gemüth einen ſo heftigen Eindruck, daß er krank ward und um ſeine Entlaſſung bat, die aber verweigert wurde; doch konnte er wegen Kränklichkeit erſt im Oktober (1632) zum Heere abgehen. Im folgenden Jahre führte der zum Feldmarſchall ernannte Banér den Oberbefehl über alle in Schleſien ſtehenden Truppen, bekämpfte Wallenſtein mit Glück, rettete bis zum Mai 1634 mehre feſte Plätze an der Oder, gerieth aber wegen der Beſetzung von Glogau mit dem Kurfürſten von Sachſen in Streit, der nicht ohne entſcheidende Folgen blieb, und nur ein Vorſpiel von der Wendung der ſächſiſchen Politik war. — Wallenſtein's Tod ebnete Banér's Siegesbahn; ſein Einfall in Böhmen hatte wenig Schwierigkeiten; er unterwarf ſich die nördliche Hälfte des Königreichs, mußte aber in Folge der Schlacht bei Nördlingen im September den Rückzug nach Thüringen antreten. In der erſten Hälfte des Jahres 1635 beurkundete Banér einen feinen politiſchen Takt und verzögerte dadurch den förmlichen Bruch mit Sachſen bis zum September. Dieſes Ereigniß änderte die ganze Lage der Dinge. Auf die Erhaltung Mecklenburgs bedacht, gab Banér freiwillig auf, was er nicht decken konnte, ließ aber keine Gelegenheit vorbei, ſeinem neuen Gegner Abbruch zu thun. Eine Reihe gelungener Ueberfälle im Großen hatte zur Folge, daß der Kurfürſt von Sachſen und die Kaiſerlichen bis hinter die Havel zurückweichen mußten, hier aber ihre Vereinigung bewirkten und im nächſten Jahre Mecklenburg erobern wollten. Ein minder kühner Feldherr, wie Banér, würde bei der Ueberlegenheit ſeiner Gegner nur an Befeſtigungen oder an Rückzug gedacht haben. Banér ſah aber ſchärfer. Ein plötzlicher Einfall in die ſächſiſchen Lande ſchien ihm die beſte Vertheidigung Mecklenburg's zu ſeyn, und er hatte ſich wieder hinter die Havel gedrängt, und drei Monate ſpäter (März 1639) ſpielten die Schweden in Thüringen, Sachſen und Schleſien abermals den Meiſter. Königsmark ſtreifte ſogar mit ſechstauſend Reitern bis Schweinfurt. Freiberg widerſtand mehren Angriffen Banér's. Dagegen ſchlug er ein ſächſiſches Korps bei Chemnitz, eroberte den 13. Mai Pirna und fiel hierauf in Böhmen ein. Hier hauſ'ten die Schweden ärger noch, als in

Sachſen, und behaupteten ſich darin bis zum Mai 1640. Piccolomini verfolgte Banér bis in die Gegend von Erfurt, wo Beide ſich eine Zeit lang beobachteten und nach unbedeutenden Gefechten endlich Winterquartiere bezogen. Friedensunterhandlungen waren die Urſache dieſer ſeltenen Pauſe. Banér verheiratete ſich während derſelben mit einer Prinzeſſin von Baden-Durlach, ſeiner zweiten Gemalin. Die Friedensunterhandlungen verſprachen keinen günſtigen Ausgang, deshalb beſchloß Banér, die in Regensburg verſammelten Fürſten zu überfallen und der langweiligen Konferenz dadurch ein ſchnelles Ende zu machen. Die Idee war großartig, die Ausführung nicht minder, der Erfolg aber nicht befriedigend; das zu ſpäte Eintreffen des Generals Guebrient und Thauwetter waren die Urſache, daß die Fürſten nur verjagt, nicht gefangen wurden. — Die dadurch entſtandene Lage der Dinge machte ſchnellen Rückzug durch Böhmen nöthig. Tiefer Schnee und Piccolomini's Verfolgung erſchwerten ihn ungemein. Des Generals Slange heldenmüthige Vertheidigung von Wald-Neuburg rettete das Heer vor wahrſcheinlicher Niederlage. Banér war überdies tödtlich krank und mußte ſich oft tragen laſſen. Der Rückzug ging ohne Aufenthalt bis Niederſachſen. Den 10. März 1641 unterlag Banér's Körper den Schmerzen und Anſtrengungen, wohl auch den Folgen ſeiner Ausſchweifungen. Er ſtarb in Halberſtadt. — Banér war ein Feldherr von außerordentlicher Energie und Kühnheit und ſeinem königlichen Freunde im Aeußern ſo ähnlich, daß Beide oft verwechſelt wurden. Als Menſch war er nicht frei von Fehlern, und Torſtenſons Milde und Großmuth ihm fremd; aber als Feldherr ragt er über ſeine Zeitgenoſſen gewaltig empor und kann als ein Muſterbild aufgeſtellt werden. Er ſprach gern von ſeinen Feldzügen, aber mit Beſcheidenheit; er geſtand freimüthig, daß er dem Glücke und der Ungeſchicklichkeit ſeiner Gegner viel zu verdanken habe; dagegen prüfte er auch genau die Wahrſcheinlichkeit des Erfolges bei jeder Unternehmung. Die unter Banér's unmittelbaren Befehlen ſtehenden Truppen haben ſechshundert Fahnen erobert.

Magnus Graf Steenbok.

Geboren 1664. Geſtorben 1717.

Unter jenen Feldherrntalenten, deren ſich Karl's XII. ruheloſer Eroberſinn mit großem Erfolge bediente, war jenes Steenbok's eines der bedeutendſten, und nur beklagen muß man, daß der Abend dieſes ruhmvollen Lebens ſeinem Tage ſo unähnlich, desſelben ſo wenig würdig war. Magnus Steenbok, geboren zu Stockholm den 12. Mai 1664, war der Sohn des Reichraths und Oberhofmarſchalls Johann Gabriel Steenbok. — Von einer Familie abſtammend, welche ſeit dem fünfzehnten Jahrhunderte theils im Felde, theils im Rathe den Königen von Schweden die weſentlichſten Dienſte geleiſtet hatte, bereitete er ſich auf der Hochſchule zu Upſala, und dann ſeit 1683 auf Reiſen zu der von ihm gewählten militäriſchen Laufbahn vor. In Schweden war damals in kriegeriſcher Hinſicht wenig Ausſicht, deshalb trat er erſt in holländiſche Dienſte und kämpfte von 1688 an in dem Kriege der verbündeten europäiſchen Mächte gegen Frankreich, unter dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Waldeck am Rhein. Hier zeichnete er ſich ſo vortheilhaft aus, daß mehre deutſche Fürſten ihm antrugen, in ihre Dienſte zu treten, Anerbietungen, die er ausſchlug, da er 1697 als Oberſter eines deutſchen Regiments in den Dienſten ſeines Vaterlandes aufgenommen wurde. Hier fand er unter Karl XII. hinlängliche Gelegenheit, ſich bemerkbar zu machen. Er nahm an den meiſten von jenem großen Feldherrn geführten Kriegen Antheil, war bereits 1700 in der Schlacht bei Narwa Generalmajor und erhielt nach derſelben den Antrag, Ingermanland vom Feinde zu ſäubern. Während des Einfalles der Schweden in Polen blieb er bei der Hauptarmee und ward nach der Schlacht von Cliſſow (19. Juni 1702) vorausgeſchickt, eine Brücke über die Weichſel zu ſchlagen und dann zum Gouverneur der vom Könige Karl am 30. Juni beſetzten Stadt Krakau ernannt. Daß er als ſolcher die Gräber in den katholiſchen Kirchen nach verborgenen Schätzen durchwühlen ließ, entfremdete ſeinem Könige mehr Polenherzen, als ſeine Siege ihm bis dahin zugeführt hatten. 1703 erhielt er den Auftrag, durch das noch nicht bezwungene

feindliche Land und hauptſächlich durch die freie Stadt Danzig einen aus Schweden zur See angekommenen Transport von Geſchützen und Rekruten der Hauptarmee zuzuführen, ein Unternehmen, das ihm vollkommen gelang und das dem Könige die Eroberung von Thorn möglich machte. 1706 folgte er Karl XII. nach Sachſen und ward dann zum Statthalter von Schonen ernannt. Dieſe durch frühere ſchlechte Verwaltung vernachläſſigte Provinz ſuchte er durch zweckmäßige Einrichtungen und durch ſtrenge Beaufſichtigung der Beamten in einen beſſeren Stand zu bringen, was ſeiner Beharrlichkeit auch gewiß gelungen wäre, hätten nicht ſpätere kriegeriſche Ereigniſſe ihn aus dieſem Wirkungskreiſe entfernt. Während des Einfalls Karl's in Rußland blieb General Steenbok in ſeiner Provinz und ward 1709, als König Friedrich IV. von Dänemark, Karl's Abweſenheit benutzend, Schweden den Krieg erklärte, und mit 18,000 Mann in Schonen landete, von der Regentſchaft zum Anführer der den Dänen entgegenzuſtellenden nur geringen Streitkräfte ernannt. Nur 8000 Mann alte Truppen und 12,000 Milizen, welche weder gehörig geübt noch uniformirt waren, konnten zuſammengebracht werden, aber der Haß gegen die Dänen und die Kriegsluſt der Schweden erſetzten bei Letzteren den Mangel an Manövrirfähigkeit. General Steenbok war ſo glücklich, die Dänen in der Schlacht bei Helſingborg am 11. März 1710 gänzlich zu ſchlagen und dieſelben zur Wiedereinſchiffung nach Dänemark zu nöthigen. Im Jahre 1712, während die Sachſen, Ruſſen und Dänen Stralſund belagerten, führte der zum Feldmarſchall ernannte Steenbok eine neue ſchwediſche Armee nach Pommern, um den Belagerten durch eine Diverſion, entweder nach Sachſen oder nach Holſtein, Luft zu machen. Er durchbrach daher mit ſechzehntauſend Mann die Einſchließungslinie von Stralſund, erzwang am 5. November den Paß von Dammgarten, bemächtigte ſich, nachdem ein vierzehntägiger Waffenſtillſtand zu keinen Friedensverhandlungen geführt hatte, Roſtock's und ſchlug am 20. Dezember die Dänen und Sachſen bei Gadebuſch. Nach dieſem Siege wendete er ſich nach Holſtein, wo er als Wiedervergeltung für die Beſchießung von Stade durch die Dänen und unter dem Vorwande, die dortigen Vorräthe zu zerſtören, am 9. Januar 1713 die unbefeſtigte und unbeſetzte Stadt Altona in Aſche legen ließ. Dieſe nutzloſe und einem früheren Zeitalter angemeſſene Grauſamkeit wird ihm ſtets zum Vorwurfe gemacht werden, und ward ſpäterhin, wie ſich ſein Glück wendete, für ihn ſelbſt ſehr nachtheilig. Sechsundvierzig tauſend Mann der verbündeten Truppen vereinigten ſich am 25. Jan. bei Gottorp, ohne daß Steenbok es

hindern konnte, und er war genöthigt, ſich bei Gardingen hinter der Eider zu verſchanzen, von wo er den Plan hatte, ſich nach Pommern durchzuſchlagen. Den 12. Februar griffen aber die Ruſſen dieſe Verſchanzungen an und zwangen die Schweden, ſich unter die Kanonen der kleinen Feſtung Töningen zurückzuziehen. Hier ſchloſſen ihn die Verbündeten von allen Seiten ein; bald zwangen ihn Mangel an Munition und Lebensmitteln, wegen Uebergabe dieſes Platzes zu unterhandeln, wobei er ſich freien Abzug nach Pommern bedingen wollte. Dies ward jedoch abgeſchlagen und nach abermaligen zu Oldensnorth gepflogenen Verhandlungen mußte ſich Steenbok am 16. Mai mit nahe an zwölftauſend Mann ergeben. Er ſelbſt ward nach Kopenhagen gebracht und im Fort Friedrichshafen als Strafe für die Verbrennung Altona's, und um die Wiederholung eines Fluchtverſuches zu vereiteln, in ſehr harter Gefangenſchaft gehalten, in welcher er am 23. Februar 1717 ſtarb. Um ſich die Einſamkeit ſeines Kerkers einigermaßen erträglich zu machen, hatte er Filigranarbeiten in Elfenbein verfertiget, welche noch jetzt in Kopenhagen, Upſala und Lund aufbewahrt werden, und, zum Troſte ſeiner Familie wie zu ſeiner Rechtfertigung bei der Nachwelt, eine ergreifende Geſchichte ſeiner Leiden geſchrieben, die nach ſeinem Tode aufgefunden und bekannt gemacht wurde. Er beſaß als Feldherr, wie als Staatsmann, große Talente, und Karl XII. bewies ihm, wie aus den an ihn gerichteten Briefen hervorgeht, ſtets ſeine Hochachtung, obgleich er nicht immer mit den kriegeriſchen Vergrößerungsplanen ſeines Königs übereinſtimmte. Sein Vaterland liebte er innig, war freimüthig in ſeinen Aeußerungen, und wurde ſelbſt von ſeinen politiſchen Gegnern — ſo vom Könige Auguſt von Polen — hochgeſchätzt.

Joſeph Prieſtley.

Geboren 1733. Geſtorben 1804.

Dieſer nicht nur als Phyſiker und Chemiker ausgezeichnete, ſondern auch als Philoſoph und Richter mehrer unitariſchen Gemeinden bekannte Mann kam den 13. März 1733 zu Fieldhead unweit Leeds in der Grafſchaft York zur Welt. Sein Vater und ſein Oheim, welch Letzterer nach dem frühen Tode

ſeiner Mutter ebenfalls Einfluß auf ſeine Erziehung nahm, waren kalviniſtiſche Diſſenters, und legten dem Knaben ſtrenge Beobachtung der äußeren Formen ihres Bekenntniſſes auf. Derſelbe machte ſeine Studien auf der Akademie Daventry unter dem Dokter Aſhworth, wurde im zweiundzwanzigſten Jahre aſſiſtirender Geiſtlicher der Independentengemeinde von Needham Market in der Grafſchaft Suffolk und dann Pfarrer einer Gemeinde zu Nampwich in Cheſhire. Im Jahre 1761 hielt er zu Warrington eine ſchönwiſſenſchaftliche Akademie, die er aber 1768 aufgab, um der Einladung der Diſſendenten von Leeds zu folgen. Er hatte damals mehre theoretiſche Werke herausgegeben, welche viel Aufſehen machten und ſich auch außerdem im Fache der Philologie, Geſchichte, Politik und Phyſik verſucht. In ſeiner **History of Electricity** (zuerſt 1767) hatte er bereits gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforſchen bemüht ſey. Durch den ihm zu Theil gewordenen Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt **The History and present State of Discoveries relating to Vision, Light and Colours** folgen (überſetzt von Klügel, Geſchichte der Entdeckungen in der Optik, Leipzig 1775, 2 Vol. 4.), welches jedoch die erwartete Aufnahme nicht fand und ihn deshalb beſtimmte, ſich künftig auf eigene Unterſuchungen zu beſchränken. Im Jahre 1770 begab er ſich zum Grafen Shelburne, nachmaligen Marquis Lansdown, mit dem er als Freund und Anhänger derſelben Partei verbunden war, als Bibliothekar. Mit ihm machte er 1774 eine Reiſe nach dem feſten Lande, und lebte während des Winters mit ihm in London. Dieſe Lage gewährte ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen Vortheile, die er als Geiſtlicher einer Diſſidentengemeinde würde haben entbehren müſſen. In dieſe Periode fallen verſchiedene Arbeiten, die ihm den Ruf eines Philoſophen vom erſten Range erworben haben. Im Jahre 1773 machte er in den **Philosophical Transactions** eine Abhandlung über verſchiedene Luftarten bekannt, wodurch er den Preis von Copley's Medaille gewann. Sie erſchien im folgenden Jahre in einer vermehrten Ausgabe, dem Lord Shelburne zugeeignet und noch von drei Bänden begleitet. Dieſes an neuen und wichtigen Gegenſtänden reiche Werk machte Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüſſigkeiten, welche die Grundlage der neuen Chemie iſt, und Prieſtley's Name wurde durch dasſelbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Schon 1772 hatten ihn ſeine Unterſuchungen zur Kenntniß der ſalpeter- und ſalzſauren Luftarten, zum Gebrauche der erſteren als eines Prüfungsmittels der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verſchiedenen Verfahrungsarten geführt, wodurch die Luft vermindert oder verſchlechtert

wird. Im Jahre 1774 machte er ſeine Grundentdeckung (die gerade zu derſelben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen oder, wie er ſie nannte, dephlogiſtiſirten Luft. Im Jahre 1776 theilte er der königlichen Geſellſchaft intereſſante Bemerkungen über die Art mit, wie das Blut ſeine Farbe von der Luft erhält. Im Jahre 1778 entdeckte er die Eigenſchaft im Sonnenlichte ſtehender Gewächſe, unreine Luft zu verbeſſern. Durch ſeine ſpäteren Verſuche kam die Entdeckung mehrer anderen luftförmiger Körper und neuer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduktion metalliſcher Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung der Luft aus Waſſer zu den von ihm in dieſem Gebiete der Chemie entdeckten Thatſachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatiſche Chemie keinem einzelnen Forſcher ſo viel verdankt, als Prieſtley, durch deſſen Entdeckungen ſie eine neue Geſtalt bekam. Doch iſt bemerkenswerth, daß er bis an ſein Ende das antiphlogiſtiſche Syſtem beſtritt. Um die mit jeder anhaltenden Beſchäftigung verbundene Erſchlaffung zu vermeiden, pflegte Prieſtley mit ſeinen Arbeiten zu wechſeln; daher er ſo viele und verſchiedene Gegenſtände, unbeſchadet der Gründlichkeit, behandelt hat. Im Jahre 1775 erſchien ſeine **Examination of the Doctrine of Common-sense** gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf führte er die Hartley'ſche Theorie vom menſchlichen Geiſte beim Publikum auf eine faßlichere Weiſe ein, als von Hartley ſelbſt geſchehen war, und drückte in einer vorausgeſchickten Abhandlung ſeine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Prinzips im Menſchen aus. Obwohl er ſich dadurch dem Verdachte eines Gotteslängners und Ungläubigen ausſetzte, ſo ließ er ſich doch nicht abhalten, den Gegenſtand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypotheſe über und gab 1777 ſeine **Disquisitions on Matter and Spirit** heraus, worin er ſein Syſtem ohne Rückhalt entwickelte. Dieſem folgte eine Vertheidigung des Socianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit. Der Haß, den dieſe Werke ihm zuzogen, mochte auch bei ſeinem edlen Beſchützer eine gewiſſe Kälte erzeugt haben, wodurch Prieſtley bewogen wurde, die ſeit ſieben Jahren zwiſchen ihnen beſtandene Verbindung aufzuheben. Dies geſchah auf eine vollkommen freundſchaftliche Weiſe; denn Prieſtley behielt eine jährliche Leibrente von 150 Pfund. Er wählte zunächſt Birmingham zu ſeinem Aufenthaltsorte, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemiſchen und mechaniſchen Kenntniſſen lebten. Einige großmüthige Freunde veranſtalteten eine jährliche Subſkription, um dadurch

die Unkoſten bei ſeinen Unterſuchungen zu decken, und Prieſtley trug kein Bedenken, dieſe für ihn ehrenvolle Unterſtützung anzunehmen, wiewohl er wahrſcheinlich auch von der Regierung eine Penſion erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachſuchen wollen. Er war nicht lange in dieſer Lage, als bei einer Diſſidentengemeinde eine Predigerſtelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne ſeine philoſophiſchen und literariſchen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er ſich mit vielem Eifer den Pflichten ſeines Amtes. Die Theologie beſchäftigte ihn wieder ſehr lebhaft, wie unter andern ſeine **History of the Corruptions of Christianity** und ſeine **History of early Opinions concerning Jesus Christ**, welche zu Birmingham erſchienen, beweiſen. Sie wurden eine reiche Quelle von Streitigkeiten, die jedoch ohne die gewöhnliche Erbitterung geführt wurden. Bei den Bemühungen der Diſſenters, ſich größere bürgerliche Freiheit zu verſchaffen, konnte Prieſtley nicht müßig bleiben. In der Ueberzeugung, daß alle kirchlichen Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen ſeyen, ſtand er nicht an, ſie als antichriſtlich darzuſtellen und ihren Fall vorher zu ſagen. So galt er nicht nur für einen Ketzer, ſondern auch für den entſchiedenſten Feind der herrſchenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geiſtliche von Birmingham den Forderungen der Diſſenters lebhaft widerſprochen hatten, gab Prieſtley eine Reihe von **Familiar Letters to the inhabitants of Birmingham** heraus, die beſonders durch ihre ironiſche Laune der Gegenpartei mißfallen mußten. In dieſem gereizten Zuſtande wurde die Animoſität noch vermehrt durch die verſchiedenen Anſichten von der franzöſiſchen Revolution; ſie ſtieg mit dem Fortgange derſelben immer höher, und brach endlich am 14. Juli 1791 aus, als die Franzoſenfreunde den Jahrestag der Zerſtörung der Baſtille feierten. Prieſtley hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu ſeyn; aber in dem Volkstumulte, welcher erfolgte, war er vorzüglich das Ziel der Parteiwuth. Sein Haus nebſt Bibliothek, Manuſkripten und Apparaten wurden eine Beute der Flammen; er ſelbſt rettete nur mit Mühe ſein Leben. So erklärlich auch dieſer Auftritt an und für ſich iſt, ſo ausgemacht iſt es doch, daß er von denen begünſtigt worden, zu deren Pflichten die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gehört. Die geſetzliche Entſchädigung, welche Prieſtley erhielt, war weit unter ſeinem Verluſte, der für ihn zum Theile unerſetzlich ſeyn mußte. Er war nicht lange darauf dem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier ſeine gewohnten Beſchäftigungen ruhig wieder angefangen; da aber die Angriffe auf ihn und ſeine Familie ſich ſtets erneuer-

ten, ſo beſchloß er endlich, ein Land zu verlaſſen, das ihm und ſeinen Grundſätzen ſo feindſelig war. Er ſchiffte ſich 1794 nach Amerika ein, und nahm Anfangs in der Stadt Northumberland in Pennſylvanien, dann zu Philadelphia ſeinen Wohnſitz. Unter Adam's Präſidentſchaft wurde er auch hier mit Argwohn betrachtet; Jefferſon hingegen bewies ihm Wohlwollen und Freundſchaft. Eine ihm angetragene Profeſſorſtelle in Philadelphia lehnte er ab, um ſich ganz ſeinen ſelbſtgewählten Arbeiten widmen zu können. Eine ſchwere Krankheit, in die er zu Philadelphia verfiel, ließ eine körperliche Schwäche zurück, welche immer mehr zunahm, und ihm im Januar 1804 die Ueberzeugung gab, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit doppeltem Eifer war er jetzt beſchäftigt, das zu vollenden, was ihm noch am Herzen lag. An zwei wichtigen Werken arbeitete er ſeit lange: an einer Kirchengeſchichte und an Anmerkungen zu allen Büchern der heiligen Schrift, für deren Druck ſeine Freunde eine Subſkription in England eröffnet hatten. Auf dieſe Werke wandte er allen ſeinen Fleiß bis zu ſeinem Tode, welcher am 6. Februar 1804 erfolgte. — Prieſtley war ein Mann von der vollkommenſten Einfachheit des Charakters; ſeine Geſinnung lag immer offen da; ſeine Zwecke verfolgte er immer auf dem geradeſten Wege. An Redlichkeit und Uneigennützigkeit wurde er von Niemand übertroffen. Im Umgange war er einnehmend und wohlthuend. Trotz ſeiner vielen Streitigkeiten hegte er nie Widerwillen gegen ſeine Gegner, verfolgte mit Ernſt die Sache, ohne Rückſicht auf Perſönlichkeit, und theilte, frei von Eiferſucht und Eitelkeit, ſchon die erſten Spuren einer Entdeckung mit, um Andere dadurch zu veranlaſſen, ſie gemeinſchaftlich mit ihm zu verfolgen. Seinen Geiſt charakteriſirten Schnelligkeit, Thätigkeit, Scharfſinn, Genauigkeit und Erfindungsgabe; ſeine Kenntniſſe waren umfaſſend und mannigfach; in ſeiner Mutterſprache drückte er ſich leicht und deutlich aus.

Sir William Jones.

Geboren 1746. Geſtorben 1794.

William Jones, der größte Orientaliſt des verfloſſenen Jahrhunderts, ein redlicher Richter und eifriger Wohlthäter ſeiner Landsleute in den indiſchen Beſitzungen Großbritanniens, verdient in vielfacher Beziehung einen Ehrenplatz in unſerem Werke, wenn auch ſein äußeres Leben, am liebſten in ſtillere Kreiſe flüchtend und über Büchern und Denkmälern brütend, weniger geſchichtliche Anhaltspunkte bietet. Er wurde in London den 28. September 1746 geboren und verlor ſchon im dritten Jahre ſeinen Vater, der als gründlicher Mathematiker von ſeinen Zeitgenoſſen geachtet, und ein Freund Newton's war. Mit erſprießlichem Eifer nahm ſich nun die Mutter der Erziehung des frühverwaiſeten Knaben an. Dieſer beſuchte die Schule zu Harrow und ſeit 1764 die Univerſität Oxford, wo er ſich vorzüglich auf das Studium der neueren abendländiſchen Sprachen, ſo wie des Arabiſchen und Perſiſchen legte. 1765 ward er Erzieher des jungen Grafen Spencer und 1768, wegen einer für den König von Dänemark gefertigten Ueberſetzung des Lebens Nadir Schah's aus dem Arabiſchen, Mitglied der königlich däniſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Seit 1770, wo er, des Erzieheramtes müde, dieſes aufgab, legte er ſich nun auf die Jurisprudenz und ward 1774 Magiſter, nachdem er ſchon 1773 zum Mitgliede der Londoner Akademie ernannt worden war. Nach einem dreimaligen Aufenthalte in Paris zum Behufe des morgenländiſchen Sprachſtudiums ward er endlich 1783 Oberrichter von Bengalen, ſtudirte nun eifrig die Sanſkritſprache und Literatur, legte viele Früchte dieſes Studiums in den „Asiatic miscellanies" nieder, und gründete 1784 die aſiatiſche Geſellſchaft zu Calcutta, deren Präſident er lebenslang blieb. Er ſtarb zu Calcutta, den 27. April 1794. Seine Verdienſte ſind unſterblich; denn da ſich mit ſeiner vielſeitigen Gelehrſamkeit, Sprachkenntniß — er hatte nicht nur acht Sprachen: die engliſche, lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche, griechiſche, arabiſche, perſiſche und Sanskrit ſich gründlich eigen gemacht, ſondern beſaß auch mehr als oberflächliche Kenntniſſe in noch zwanzig anderen, theils euro-

päiſchen, theils aſiatiſchen Sprachen — und klaſſiſchen Bildung auch Geſchmack, Geiſt und poetiſches Talent verband, ſo ward er überall nur zur Erforſchung und Bekanntmachung des Schönſten und Gediegenſten geleitet und erweiterte mit großer Umſicht den Geſichtskreis aſiatiſcher Forſchungen durch weſentliche Entdeckungen in der Literatur, Mythologie, Geſchichte, Aſtronomie, Botanik und Muſik der aſiatiſchen Völker. So machte er zuerſt die ſieben Moallakât, die Verordnungen des Menu und viele Proben arabiſcher, türkiſcher, perſiſcher und indiſcher Dichtungen bekannt, entdeckte die erſten Spuren dramatiſcher Kunſt bei den alten Indern, und gab Kalidaſa's Meiſterwerk: „Sakontala", mit engliſcher Ueberſetzung heraus. Seine ſämmtlichen Werke, von denen wir noch „Grammar of the persian language" und „Poeseos asiaticae commentarii" nennen, ſind in London geſammelt worden. Untadelhaft in ſeinen häuslichen Beziehungen, ſtandhaft und aufgeklärt in ſeinen politiſchen Anſichten, rechtlich und brav in ſeinem Amte, haben wenige Menſchen ſich eines ſo allgemeinen Vertrauens erfreut, wie er. Die oſtindiſche Kompagnie hat ihm ein Denkmal in der Paulskirche zu London, und ſeine Witwe ein anderes, von Flaxman, in Oxford ſetzen laſſen.

Franz I.,

Kaiſer von Oeſterreich.

Geboren 1768. Geſtorben 1835.

Raum für die Hauptzüge aus dem Leben des Unvergeßlichen werden dieſe Blätter Raum bieten, und unſere Aufgabe wird daher ſich darauf beſchränken müſſen, dem verbindenden Faden zu folgen, der in ungeſtörter Uebereinſtimmung dieſes fürſtliche Wirken durchzieht.

Als die große Maria Thereſia, mit freudebeflügeltem Schritte in die Kaiſerloge des Burgtheaters tretend, dem verſammelten Publikum die Geburt ihres Enkels verkündete, und ihrem eigenen Entzücken der Jubel des Volkes antwortete, damals ahnete Niemand die Stürme, die gegen die Lebensſphäre des Neugeborenen heranzogen und welche nur an ſeiner Standhaftigkeit dereinſt ihre Kraft brechen ſollten. Seine erſte Erziehung

erhielt der junge Erzherzog in Florenz unter den Augen seines trefflichen Vaters, des Großherzogs von Toskana, nachmals römisch-deutschen Kaisers Leopold II. Später kam er nach Wien, wo sein großer Oheim, Kaiser Joseph II., die Bildung dieses seines Lieblings vollenden half. Franz blickte tief in das Herz dieses großen unglücklichen Fürsten, entdeckte und verstand alle Liebe und alle Trauer, welche dieses unvergleichliche Herz umschloß, und zog aus dem Schicksale Joseph's die doppelte Lehre: zu wirken und — zu vermeiden. Nicht nur die Schule seiner künftigen Regierung eröffnete sich ihm hier; auch dem Kriege blickte er frühzeitig in das Auge, und nach Kaiser Joseph's Erkranken übernahm er, von Loudon berathen, den Heerbefehl gegen die Türken. Nach dem Tode seines kaiserlichen Oheims verwaltete er, bis zur Ankunft seines Vaters, die Regierungsgeschäfte, und wohnte dann als Erbprinz der folgenreichen Monarchen-Zusammenkunft in Pillnitz bei, wo die nächste Aufgabe der Zeit: die Bekämpfung der revolutionären Grundsätze, die in Frankreich herrschend geworden waren, mit verhängnißvoller Deutlichkeit vor seine Blicke trat.

Immer wirrer verschlang sich der Knäuel der Ereignisse des Westens; da starb (1792) Kaiser Leopold, und sein Tod rief im Momente der höchsten politischen Gährung Franz II. auf den Thron seiner Väter, zu welchem sich auch für ihn die römisch-deutsche Krone gesellte. Sofort war es seine theuerste Pflicht, das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Herrscher und Unterthanen, welches die kühnen Neuerungen Kaisers Joseph in seiner Festigkeit bedroht hatten, wieder in seiner vollsten Stärke anzuknüpfen. Er selbst wollte im Vertrauen vorangehen, und eilte, einen Beweis davon zu geben, indem er wenige Tage nach seiner Thronbesteigung alle anonymen Denunciationen verbot. Als Wien huldigte, bestand der junge Kaiser darauf, daß das sonst übliche Brot- und Fleischauswerfen und Weinrinnen unterlassen, und das dadurch ersparte Geld den Armen zugetheilt wurde. Eben so wurde, als er von den Krönungen von Frankfurt und Prag nach Wien zurückkehrte, das sonst für Triumphpforten ausgegebene Geld diesmal zur Erweiterung und Verschönerung des Stephansplatzes verwendet.

Frankreichs Erhebung hatte aufgehört, nur der eigenen Nationalität zu gelten; sie verwandelte sich in einen Angriff auf alles historische Recht, auf die Verfassung der übrigen Saaten, denen die Republik, unter dem Vorwande, ihnen die Freiheit zu geben, ihre Unabhängigkeit und das kostbare Gut der Gesetze zu entreißen trachtete. Zu den Pflichten, deren sich Kaiser Franz als Beherrscher eines weitläufigen und vielgegliederten Staaten-

vereins bewußt war, gesellten sich für ihn auch jene als Oberhaupt des deutschen Reiches, und drängten ihn in die Vorderreihe eines Kampfes, den er seinen Völkern gern erspart hätte, welchen aber Frankreich durch seine Kriegserklärung ihn aufzunehmen zwang. Die Vorbereitungen zu dem aufgedrungenen Kampfe machten Opfer nöthig, welche der Kaiser seinen Unterthanen nach Kräften mildern wollte. Er war entschlossen, den Krieg zum großen Theile aus seinem Privatvermögen zu führen, und freudig schritt er zu den bedeutendsten Opfern; selbst das große goldene Tafelservice sendete er in die Münze. Mit Begeisterung erfuhr das Volk diese edle Aufopferung des Herrschers; sie brachte eine Nacheiferung und, durch diese, Resultate hervor, welche durch keine Finanzmaßregel zu bewirken gewesen wären. Alle Stände wetteiferten, durch freiwillige Beiträge sich der schonenden Großmuth des Kaisers werth zu zeigen. Landesväterliche Sorgsamkeit und Bürgerhochsinn rangen hier mit einander um die Palme des Preises, und Kaiser Franz hatte durch diesen großmüthigen Schritt den Grund des schönen harmonischen Verhältnisses zwischen sich und seinen Völkern gelegt, welches alle Mißtöne der Zeit überdauerte und ertragen half.

Des Kaisers Standhaftigkeit blieb sich unter allen Wechselfällen des Kampfes gleich, und, unerschütterlich seinen hohen Beruf im Auge, setzte er, als Preußen, Spanien und Hessen sich von der allgemeinen Verbindung gegen Frankreich lossagten, gemeinsam mit der Reichsarmee den Krieg allein fort. Nach dem Eindringen der Franzosen in Steyermark wurde (17. Oktober 1797) der erste Friede mit Frankreich zu Campoformio geschlossen, durch welchen Oesterreich Belgien hingab und Salzburg erwarb. Nach wie vor revolutionirte die französische Republik durch Gewalt oder durch Umtriebe, und mit völliger Willkür schaltete sie in Italien. Sie rief dadurch (1799), unter Englands Zuthun, eine neue Koalition zwischen Oesterreich und Rußland gegen sich hervor, die jedoch nach dem ungünstigen Ausgange der Schlachten bei Marengo und Hohenlinden wieder aufgelöset wurde und (1801) den Frieden zu Luneville nach sich zog, worin Oesterreich die Sekundogenitur seines Hauses an den Erbprinzen von Parma abtrat und dafür den Großherzog Ferdinand mit Salzburg entschädigte, auch Venedig erwarb. Nachdem Frankreichs erster Konsul (1804) dort sich einen neuen Kaiserthron geschaffen hatte, erklärte der römisch-deutsche Kaiser Franz II. — weil „als der Regent des Hauses Oesterreich seine Sorgfalt dahin gerichtet seyn müßte, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels mit den vorzüglichsten europäischen Mächten aufrecht erhalten werde, welche den Souverainen

Oeſterreichs ſowohl in Hinſicht des uralten Glanzes ihres Erzhauſes, als vermöge der Größe und Bevölkerung ihrer Staaten gebühre" — ſich, als Franz I. zum Erbkaiſer von Oeſterreich, und umwob dadurch ſeine Monarchie mit dem Glanze des Kaiſerthums.

Kaiſer Franz erblickte in Napoleon's Thronbeſteigung, die den Krater der Revolution zu ſchließen ſchien, eine Bürgſchaft des Friedens; dieſen zu erhalten, war ſein eifrigſtes Trachten, und, von dieſem Wunſche beſeelt, ging er über manche Anmaßungen Frankreichs ſchonend hinweg. Mit Recht findet ein berühmter politiſcher Schriftſteller in dieſer vertrauungsvollen Mäßigung den perſönlichen Charakter des Kaiſers Franz wieder, da „an ſeinem friedlichen Gemüthe, an ſeinem anſpruchloſen Eifer für das Gute, an ſeiner redlichen und zärtlichen Beſorgtheit für die Wohlfart und Zufriedenheit ſeiner Völker, ſich jedesmal der Stachel der Beleidigung abgeſtumpft habe." Als aber Frankreich ſelbſt Oeſterreichs Friedensvermittlung mit Drohungen beantwortete, drang die eigene Würde die Wahl der Waffen auf, und ein neues Bündniß zwiſchen Oeſterreich, England und Rußland wurde geſchloſſen. Oeſterreich erklärte den Krieg, und eröffnete ihn durch Vordringen in Baiern. Aber Baiern, Würtemberg und Baden traten auf Frankreichs Seite; der deutſche Norden behauptete ſich in kalter Neutralität, und nach der Schlacht bei Ulm (Oktober 1805) drangen die Feinde in das Herz der öſterreichiſchen Staaten, und beſetzten Wien. Der Preßburger Friede legte Oeſterreich beträchtliche Opfer auf, welche das Herz des Kaiſers am tiefſten empfand. Aber ſeine Unterthanen halfen ihm treu den ſchweren Kummer tragen und linderten ihn durch den Zoll einer begeiſterungsvollen Liebe, womit ſie den zurückkehrenden Monarchen empfingen, und die er in gleicher Weiſe erwiederte. „Jeder Augenblick meines Lebens" — mit dieſem Schluſſe verkündete er ihnen den Frieden — „ſey der Erhöhung der Wohlfahrt der edlen und guten Völker geweiht, welche mir theuer ſind, wie Kinder meines Herzens. Durch das wechſelſeitige Band des feſteſten Vertrauens und der innigſten Liebe mit meinen Unterthanen verbunden, werde ich nur dann erſt glauben, meinem Herzen als Fürſt und Vater genuggethan zu haben, wenn Oeſterreichs Flor feſt gegründet, wenn vergeſſen iſt, was ſeine Brüder litten, und nur das Andenken an meine Opfer, an ihre Treue und an ihre hohe unerſchütterliche Vaterlandsliebe noch lebt." — Und er hielt Wort.

Doch noch war die Zeit der Prüfung nicht vorüber. Die Gründung des Rheinbundes ſprach das Todesurtheil über das tauſendjährige römiſche

Reich deutſcher Nation, und würdevoll legte Franz I. die Krone Deutſchlands, für welches er ſo oft das Schwert gezogen, für welches ſeine Völker geblutet, nieder. Nachdem die Schlachten von Jena und Auerſtädt, und der Friede von Tilſit Preußen aus der Reihe der Großmächte herausgeſchleudert hatten und faſt jede Bedingung des Friedens von franzöſiſcher Seite mehr oder minder verletzt worden, mußte Oeſterreich durch Rüſtungen wenigſtens der drohenden Gefahr eigener Unterjochung vorbauen. Eine heldenmüthige Begeiſterung ſchritt durch das ganze Reich; jeder Einzelne wetteiferte in patriotiſchen Opfern mit dem Ganzen; von allen Seiten ſtrömten Freiwillige zu den Schaaren Oeſterreichs, unter welche ſich, wie der große Heerführer, Erzherzog Karl, ausrief, die Freiheit Europa's flüchtete. Der Kaiſer ſelbſt ging zur Armee ab, die Gerechtigkeit des vorhandenen Kampfes ſeinen Völkern und der Welt in den Worten darlegend: „nur Selbſtvertheidigung ſey Oeſterreichs Abſicht geweſen; aber der Eroberer könne es nicht ertragen, daß Fürſt und Volk, durch wechſelſeitiges Vertrauen vereint, ſtark genug ſeyen, ſeinen Anmaßungen zu widerſtehen.“ Der Heldenkampf von 1809 wurde gerungen; er entriß Napoleon den Talisman der Unbeſiegbarkeit, womit er bisher die Welt geblendet und geſchreckt hatte. Doch ſein Glück hob ihn aus der Gefahr des Unterganges, die bei Aspern ihm drohte, und der Wiener Friede ſchmeichelte ſeinem Uebermuthe durch neue Vortheile, welche ihn alsbald vergeſſen ließen, wie nahe er dem Verderben geſtanden. Aber auch Oeſterreich hatte in dem verhängnißvollen Kampfe an Selbſtvertrauen und Zuverſicht gewonnen, und der moraliſche Gewinn glich den politiſchen Verluſt aus. Der in ſeine Hauptſtadt zurückkehrende Kaiſer wurde mit unendlichem Jubel empfangen; man klammerte ſich an den Wagen, an die Stränge der Pferde, man küßte die Kleider des Monarchen, und trug ihn im eigentlichen Sinne auf den Händen in die Gemächer ſeiner Hofburg. Ein großes bedeutungsvolles Opfer war dem Monarchen noch vorbehalten, das diesmal nicht allein der Kaiſer, das mehr noch der Vater brachte. Napoleon warb um die Erzherzogin Marie Luiſe. Ihm, der, unbefleckt von den Gräueln der Revolution, vielmehr ihr Bändiger war, durfte Oeſterreich ohne Selbſtvorwurf ein Kleinod anvertrauen, das den bisher ſchrankenlos Umherſchweifenden in die Gränze herkömmlicher heiliger Satzungen einführte, ſeinem bis dahin ungeregelten Streben eine beſtimmtere Richtung zu geben verſprach, indem es ihm die Weihe der Legitimität aufdrückte, und ſo legte Kaiſer Franz, ſein Vaterherz dem Frieden Europa's verpfändend, ſeine erlauchte Tochter in die Arme des Welteroberers. Der Unerſättliche

ſtürmte weiter; die Flammen von Moskau verſengten die Schwingen ſeiner Adler, und dennoch bot er Kampf nach allen Seiten. Oeſterreich rieth dringend zum Frieden, und da er nicht gewährt wurde, verlangte es ihn. Napoleon zog das Wort des Friedens, das er ausſprechen ſollte, durch täuſchende Unterhandlungen hinaus, mit denen es ihm kein Ernſt war; immer hoffte er, die Antwort durch einen Sieg zu geben, welcher alle Fragen und Mahnungen wieder zum Verſtummen zwingen ſollte. Kaiſer Franz blieb ſich treu; für den Preis des Friedens hatte er dem ſtolzen Sohne der Zeit die Hand geboten; für den Preis des Friedens zog er ſie jetzt zurück. Oeſterreichs Beitritt gab der deutſchen Sache, die außerdem nur im behutſamen Gegenſtreben, kaum im offenen Widerſtande ſich hätte verſuchen können, ein entſcheidendes Uebergewicht, und zum erſten Male waren die verbündeten Heere auch der Zahl nach ſtärker, als jene Napoleons. Die Feuerſchlünde der Leipziger Völkerſchlacht zerſchmelzten den eiſernen Thron franzöſiſcher Zwingherrſchaft auf deutſchem Boden, und als Napoleon ſogar jetzt noch den dargebotenen Frieden verſchmähte, ſcheuchten ihn neue Siege nach Elba, und nachdem er auch von dort die Ruhe Europa's gefährdet, zuletzt auf einen Felſen des Weltmeeres hinaus. Umſonſt hatte er durch Verheißung glänzender Vortheile, durch den Antrag einer gemeinſamen Diktatur in Europa, den Kaiſer Franz der Sache der Verbündeten zu entfremden geſucht. Nicht einſeitige Ueberhebung, ſondern Recht, Ordnung und Ruhe war es, was der Kaiſer erſtrebte, und ſo gingen alle ähnlichen Lockungen wirkungslos an ſeiner biedern Sinnesart vorüber. Wie er dieſe Grundſätze in einem dreiundzwanzigjährigen Kampfe unverbrüchlich vor Augen gehabt, ſo waren ſie auch auf dem Kongreſſe von Wien die leitende Richtſchnur ſeines Handelns und ſeiner Anſprüche, und mit Recht durfte behauptet werden, daß Oeſterreich, obgleich es unabläſſig der Vorkämpfer in dem langen gefahrvollen Streite geweſen, obgleich es durch ſeine Standhaftigkeit die Bahn des Sieges gebrochen, durch ſein Mitwirken im verhängnißvollen Momente den Sieg entſchieden hatte, aus dieſem Kampfe mit dem Bewußtſeyn hervorging, ſich auch nicht mit einer Scholle Landes auf Koſten der Gerechtigkeit bereichert zu haben.

Inmitten jener langen und blutigen Kämpfe, welche Franz I. freudig durch Opfer, aber nie durch Entehrung abzuwenden ſuchte, ward er der Geſetzgeber, Wiederherſteller und Verſchönerer ſeiner Staaten; mitten unter den Schrecken des Krieges übte er alle Pflichten und Segnungen des Friedens und verſtand durch weiſe Maßregeln die Wunden jedes neu bevorſte-

henden Kampfes gleichſam vorzuheilen. Wie er dem Geiſte der Umwälzung, der von Frankreich aus auch in Deutſchland Wurzel zu faſſen trachtete, am liebſten auf die zugleich mildeſte und gründlichſte Weiſe: auf dem Wege des Unterrichtes und der Erziehung, zu begegnen ſtrebte, ſo blieben auch Kirche, Schule und Geſetz, deren Pflege und Unterſtützung, die dauernden Aufgaben ſeines Lebens und Wirkens, und er führte ſie mitten durch die Wegelagereien unbedachter Neuerungsſucht glücklich zum Ziele. Das Joſephiniſche Geſetzbuch bedurfte mancher näheren Beſtimmung oder auch Abänderung, und Franz I. ließ daher (1804) ſein „Geſetzbuch über Verbrechen und ſchwere Polizeiübertretungen" ins Leben treten, welches alle Vorzüge des Joſephiniſchen eben ſo richtig zuſammenfaßte, als deſſen Mängel vermied und ſich beſonders durch Deutlichkeit und Uebereinſtimmung mit den geläuterten Anſichten der Gegenwart auszeichnete. Gleich vorzüglich wurde das neue „allgemeine bürgerliche Geſetzbuch" befunden, welches am 1. Januar 1812 ſeine Rechtskraft erlangte. Schon 1792 war das Grundbuchpatent für Oberöſterreich, 1797 das treffliche Landtafelpatent für Böhmen kundgegeben worden. Eben ſo waren 1796 — 97 in dem damals erworbenen Weſtgalizien das Strafgeſetzbuch, die Gerichtsordnung, das bürgerliche Geſetzbuch und die Wechſelordnung erſchienen, ſo wie neben anderen wohlthätigen Einrichtungen die Aufhebung der daſelbſt bisher noch beſtandenen Leibeigenſchaft vorgenommen worden. Unverbrüchlich an ſeinem Wahlſpruche: „Justitia regnorum fundamentum" haltend, erlaubte der Kaiſer nie ſeinen Staatsdienern, am wenigſten ſich ſelbſt, jemals die geringſte Abweichung von dem Geſetze, und bei dieſem Grundſatze erhielt die, wiederholt von ihm gehörte Erklärung: „was ich, ohne Beeinträchtigung der Geſetze, in der Sache thun kann, ſoll gern geſchehen," — eine äußerſt ehrwürdige Bedeutung. Induſtrie und Gewerbfleiß erfreuten ſich unter Kaiſer Franz einer geſteigerten Begünſtigung; ſo, durch Prämien und Ehrenpreiſe, die Landwirthſchaft, als der Staaten urſprünglichſte Ernährungsquelle, die eben ſo unverſiegbar, als die Natur, auf deren ewiger Erzeugungskraft ſie ruht. Zum Gedeihen und zur Schonung der Waldungen wurden viele zweckdienliche Einrichtungen getroffen, wie z. B. die der Kreiswaldämter in Steyermark, und des Waldaufſichtsperſonals in Unteröſterreich, nebſt der daſelbſt bekannt gemachten Waldordnung. Mit gleicher Thätigkeit und Umſicht wurde für das Aufblühen der inländiſchen Manufakturen und Fabriken gewirkt, und um über ihre Anzahl und Gattung fortwährend einen Ueberblick zu gewinnen, ſchon 1792 die Ausarbeitung

eines ſogenannten Kommerzial- und Manufaktur-Schema's anbefohlen, das ſeitdem in ſteter Evidenz erhalten werden mußte. Die größte Ermunterung ward der Schiffahrt und dem Seehandel durch vertragsweiſe Beſchützung öſterreichiſcher Schiffe gegen Anfälle der Barbaresken, durch Erweiterung der Küſtenſchiffahrt in ihrem Wirkungskreiſe, durch Errichtung einer Landeskommiſſion in Elbeſchiffahrts-Angelegenheiten zu Prag, durch Abſchließung jährlicher Schiffahrtsverträge, durch Herabſetzung der Hafengebühren, Ausdehnung des bisher blos auf die Inſel S. Giorgio beſchränkten Rechtes eines Freihafens auf ganz Venedig, und unzählige andere wohlthätige Maßregeln. Viele Inſtitute und Sammlungen für Wiſſenſchaft, Natur- und Länderkunde traten theils auf des Kaiſers unmittelbare Anordnung, theils unter ſeinen Auſpizien in's Leben, und die k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien erhielt durch Aufſtellung neuer Statuten eine zweckentſprechendere Geſtaltung. Auch um Hortikultur und Pflanzenkunde erwarb ſich der Kaiſer durch Anlegung und Erweiterung botaniſcher Gärten große Verdienſte. Ein außerordentliches Augenmerk richtete Franz I. von jeher auf das Sanitätsweſen, und die Vortrefflichkeit der dahin einſchlagenden Anſtalten zeigte ſich im glänzendſten Lichte bei der erfolgreichen Bekämpfung der allgefürchteten aſiatiſchen Cholera. Am kraftvollſten aber wirkte gegen dieſes geheimnißvolle Uebel der Muth und die Liebe des Kaiſers, welcher, aufgefordert, die Hauptſtadt während der Gefahr zu verlaſſen, ſich erklärte: er werde keinen neuen Aufenthalt wählen, „wohin er nicht alle ſeine Kinder, nämlich ſeine Unterthanen, mitnehmen könne," und dadurch allen Gemüthern die erſchütterte Zuverſicht zurückgab. Für das Entſtehen wohlthätiger Anſtalten und Unterſtützungsvereine war ſeine Regierung eine der fruchtbringendſten, und ſein eigener wohlthätiger Sinn ſpiegelte ſich in dieſen Inſtituten auf das Troſtreichſte wieder. Durch Anlage vielſeitiger Verbindungsſtraßen zu Lande wie zu Waſſer, zum Theil Werke der großartigſten Gattung, wurden der Induſtrie und dem Handel neue Wege gebahnt und neue Sphären eröffnet; auch der Unternehmungsgeiſt der Privaten durch allerhand Zugeſtändniſſe und Vortheile angeregt. Zugleich wurden durch ähnliche und andere Bauten viele durch widrige Zeitverhältniſſe außer Erwerb gebrachte Arbeiter beſchäftigt und ernährt, was 1831 zu den erhebendſten Szenen führte. Durch Austrocknung ſumpfiger und moraſtiger Gegenden wurde bei Laibach, in der Militärgränze, in Tyrol, Galizien, Ungarn, Kroatien und Dalmatien vieles edle Erdreich für die Kultur und den Ackerbau gewonnen, der Ge-

verſtorben war, den 16. Februar 1799 als Kurfürſt Maximilian IV. in München ausgerufen. In ihm erhielt Baiern einen trefflichen Fürſten, der mit Gerechtigkeit auch Milde verband, und über deſſen Herzensgüte und Popularität nur eine Stimme im Volke war. Um ſeinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichſt zu erſparen, ſchloß ſich Maximilian Joſeph 1805 an Frankreich an, und ließ ſich am 1. Januar 1806 als Maximilian I. Joſeph zum Könige von Baiern ausrufen. Freilich forderte dieſer Anſchluß an Frankreich immer noch ſo manches Opfer von Baiern, ſowohl im Jahre 1809, wo Oeſterreich ſich gegen Napoleon erhob, und der Kampfplatz einige Zeit (bis zur Schlacht bei Neumark a. d. Rott, den 24. April) in Baiern war, wobei es große Geldſummen und über dreißigtauſend Mann koſtete, als auch im Jahre 1812, wo Baiern nach und nach an vierzigtauſend Mann gegen Rußland ſtellen mußte, von denen nur etwas mehr als vierhundert ihr Vaterland wiederſahen. Keineswegs indeß verlor Maximilian Joſeph das allgemeine deutſche Intereſſe aus dem Auge, ſondern ſagte ſich vielmehr (den 8. Oktober 1813) vom Rheinbunde, deſſen mächtigſtes Mitglied er war, los und trat zu den Verbündeten über, was für die große deutſche Angelegenheit von den heilſamſten Folgen war. Nachdem ſeit Maximilian Joſeph's Regierungsantritte der Beſtand des baieriſchen Staates durch Anfall und Wegfall einzelner Provinzen ſich mehrfach geändert hatte, beſtimmte der Wiener Kongreß denjenigen Umfang Baierns, den es noch heute hat. Hat ſich irgend ein Fürſt durch unermüdetes eifriges Wirken für das Wohl ſeines Landes ausgezeichnet, ſo iſt es gewiß Maximilian Joſeph geweſen. 1801 organiſirte er das Geſammtminiſterium und theilte es in vier Departements oder Miniſterien, nämlich: für auswärtige Angelegenheiten, Finanzen, Juſtiz und Polizei, endlich für geiſtliche Angelegenheiten. Kein Zweig der Verwaltung blieb unberückſichtigt, überall verbeſſerte er Mängel. Mit rühmlichſtem Eifer ſorgte er für die Nationalbildung durch Religion, Schulen und höhere wiſſenſchaftliche Anſtalten; er errichtete ein Schul- und Studiendirektorium, ließ nicht nur mindere Schulen, ſondern auch mehre Schullehrerſeminarien anlegen, mehre Univerſitäten (Bamberg, Dillingen, Salzburg, Nürnberg und Altdorf) aufheben, die fortbeſtehenden aber neu organiſiren. Er gab ſeinen Unterthanen völlige Religionsfreiheit und ſchloß, zur Feſtſtellung der Verhältniſſe der katholiſchen Kirche Baierns, mit dem Papſte Pius VII. ein Konkordat ab. Zur Aufhebung der Klöſter, die er meiſt in Schulen umſchuf, ſetzte er eine Kommiſſion nieder. Das Finanzweſen hat Maximilian Joſeph vereinfacht und der Juſtizver-

faſſung durch Mitwirkung Feuerbach's eine bedeutende Veränderung gegeben. Maximilian Joſeph theilte (20. Februar 1817) das Land in acht Kreiſe. Ein großes Verdienſt erwarb ſich Maximilian Joſeph durch die auf eigene Koſten (1802) bewerkſtelligte Austrocknung des Donaumoores, wobei ſechsundfünfzig tauſend Morgen Landes gewonnen wurden, zu deren Anbau er neue Anſiedler herbeirief. Denkwürdig für Maximilian Joſeph's Regierung iſt auch die von dem Ritter von Reichenbach zu Stande gebrachte und den 21. Dezember 1817 eröffnete, mehr als einmal hunderttauſend Fuß lange Soolenleitung, die den Salzbergbau von Berchtesgaden über eine Höhe von fünfzehn- bis ſechzehnhundert Fuß mit den Salinen von Reichenhall verbinden ſollte. Noch iſt zu bemerken, daß Maximilian Joſeph den 1. März 1806 den Max-Joſephorden und den 27. Mai 1808 den Civilverdienſtorden ſtiftete und daß er zu Folge der deutſchen Bundesakte den 26. Mai 1818 dem baieriſchen Volke eine neue Konſtitution gab, um deren Errichtung willen er den um ſein Intereſſe vielverdienten Miniſter Montgelas, den Gegner der Volksvertretung, entließ. Unter ihm verſammelten ſich die Stände in zwei Kammern zum erſten Male am 7. Februar 1819. Nachdem er noch am 16. Februar 1824 ſein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum gefeiert hatte, überraſchte ihn, zum Schmerze der Baiern, der Tod am 13. Oktober 1825 zu Nymphenburg. Ihm folgte ſein älteſter Sohn Ludwig, auf deſſen Veranlaſſung Maximilian Joſeph's von Rauch modellirte, von Stiglmayer aus Erz gegoſſene Statue ſeit dem 13. Oktober 1835 den Max-Joſephsplatz zu München ſchmückt. Sie iſt ſechsunddreißig Fuß hoch und ſtellt den König ſitzend dar, mit erhobener Rechten, in der Linken den Zepter haltend.

Leonardo da Vinci.

Geboren 1452. Geſtorben 1519.

Dieſer berühmte Gründer der neueren Malerſchule, als deren Heroen wir einen Giorgione, Tizian, Correggio und Rafael verehren und welche jener älteren eines Lippi, Giovanni da Fieſole, Mantegna, Signorelli und früherer Meiſter gegenüberſteht, war der Sohn eines gewiſſen Piedro, Notars der Signoria von Florenz, und in dem Flecken Vinci bei Florenz ſowohl geboren, als nach demſelben benannt. Sein Vater, der ihn Anfangs zu einem Kaufmanne erziehen wollte, bemerkte bald das ausgeſprochene Talent des Knaben und brachte ihn daher zu dem Bildhauer und Maler, Andrea Verocchio, unter deſſen Anleitung er ſchnell die mächtigſten Fortſchritte machte. Es wird erzählt, Verocchio, mit einem, die Taufe des Heilands darſtellenden Bilde beſchäftigt, habe dem Leonardo erlaubt, die Nebenfigur eines Engels darauf zu malen, und als er nun hierbei geſehen, daß ſein Werk durch das ſeines Schülers übertroffen werde, habe er voll Verzweiflung ſeiner Kunſt den Abſchied gegeben und nie wieder einen Pinſel angerührt. Gleichwohl behielt Leonardo für immer Etwas von der Art und Weiſe ſeines Meiſters Verocchio bei. Aehnlich dem Letzteren, ſtudirte er eifrig Geometrie, hing er noch mehr an der Zeichnung, als an der Malerei; von ihm leitete er ſeine Vorliebe für Zeichnungen von Pferden und für Schlachtengemälde ab, und glich ihm auch darin, daß er lieber durch wenige gute Leiſtungen, als durch Fruchtbarkeit in ſeiner Kunſt glänzen wollte. Der Anleitung des Verocchio verdankte er überdies, daß er nicht nur ſelbſt ein guter Bildhauer ward und treffliche Statuen modellirte, ſondern auch ſeinen Gemälden jene plaſtiſche Rundung zu geben verſtand, welche an ihm bewundert wird. Sein Genie für mechaniſche Gegenſtände hat er häufig bekundet; er erfand Maſchinen, um Laſten zu heben und fortzuziehen; ſchlug Methoden vor, um Berge zu durchbohren, Häfen zu reinigen und Kanäle zu höhlen. Gewaltig und abenteuerlich waren ſeine architektoniſchen Entwürfe; mit der Kühnheit eines Archimedes erbot er ſich, die Kirche St. Giovanni in Florenz in die Luft zu heben, um unter ihr die Grundlage und die Staf-

feln auszuführen, welche zur Vervollſtändigung des Planes fehlten; ſeinen Vorſchlag, den Arno ſchiffbar zu machen, ſcheint zweihundert Jahre nach ihm Viviani wieder aufgenommen zu haben. In Florenz mag Leonardo bis in ſein dreißigſtes Jahr ſich aufgehalten haben; dann finden wir ihn in Mailand im Dienſte des Herzogs Lodovico Sforza, genannt il Moro. Des Künſtlers Anweſenheit an dem Hofe dieſes Fürſten, von 1482 bis 1499, darf als die fruchtbarſte und glänzendſte Periode ſeines Lebens angeſehen werden, denn alle Kräfte dieſes Totalgenies wurden nach den verſchiedenſten Seiten hin damals in Anſpruch genommen. Die kriegeriſche Stellung der Fürſten Italiens in jener Zeit machte vor allen das Studium und die Ausübung der Ingenieurwiſſenſchaft nützlich und nothwendig, und Leonardo ward daher nicht müde, Waffen und Maſchinen für Angriff und Vertheidigung zu erfinden; er war bei dem Baue der Kathedrale beſchäftigt, ordnete alle Maskenzüge und Feſtlichkeiten an, welche an den italieniſchen Höfen mit ſo vieler Pracht und Herrlichkeit begangen wurden, und wobei er vermöge ſeiner mechaniſchen Kenntniſſe oft zauberhafte Wirkungen hervorbrachte; verbeſſerte die Umgebung des Ticino durch Kanäle und Bewäſſerungen und ging damit um, die Adda zwiſchen Brivio und Trezza ſchiffbar zu machen. Als Gründer der Akademie zu Mailand — wahrſcheinlich der erſten in Italien geſtifteten — ſchrieb er, immer bemüht, die Künſte auf Grundſätze zurückzuführen, ſeinen berühmten „Trattato della pittura,“ welcher zuerſt in Paris 1651 durch Rafael Dufresne, und ſeitdem zu wiederholten Malen herausgegeben worden iſt. Leonardo konnte, bei der Menge und Verſchiedenheit ſeiner Beſchäftigungen, während ſeines Aufenthaltes in Mailand nicht eben ſehr viele Gemälde zu Stande bringen; doch vollendete er mehre ſchöne Porträts, darunter jene des Herzogs Lodovico Sforza und ſeiner Familie, und auch einige hiſtoriſche Gemälde. Im Jahre 1494 begann er ſein größtes und berühmteſtes Werk: das letzte Abendmahl, im Refektorium der Dominikaner von St. Maria delle Grazie; leider malte er es nur mit Oel auf die Wand, und dieſem Umſtande iſt der frühzeitige Verfall dieſes Meiſterwerkes beizumeſſen. Die Feuchtigkeit des Ortes ließ die Farben ſehr ſchnell erbleichen, und man nahm ſpäter ſo wenig Rückſicht auf die koſtbaren Ueberreſte, daß die Mönche 1652 ſogar ein Thor in die Wand brachen, wobei Manches an den Figuren zerſtört wurde; zwei ungeſchickte Reſtaurateurs, Bellotti im Jahre 1726, und Mazza im Jahre 1770, ſetzten das Zerſtörungswerk fort, und bei dem Einfalle der Franzoſen diente das Refektorium längere Zeit als Stall. Das Gemälde, größtentheils ver-

dorben und verblichen, iſt nur in matten Ueberreſten noch zu ſehen. Zum Glücke ſind uns einige gelungene Kopien davon, unter welchen jene des Marco d'Oggiono, eines Schülers Leonardo's, die beſte iſt, aufbewahrt worden, und dieſe können, als freilich nicht ausreichender Maßſtab, zur Beurtheilung des hohen Originals dienen. Es ſtellte mit der vollendetſten Meiſterſchaft die Gemüthsbewegungen der einzelnen Apoſtel in dem Augenblicke dar, als Jeſus ihnen ſagt, daß Einer unter ihnen ihn verrathen werde. Die vorhandenen Nachrichten verſichern, daß der Ausdruck namentlich in den Köpfen des Heilandes und des Judas mit einer unnachahmlichen Meiſterſchaft dargeſtellt geweſen ſey, und wenn daher, wie erzählt wird, Leonardo ſeinen Chriſtuskopf unvollendet nannte, ſo iſt es nur in demſelben Sinne zu verſtehen, in welchem auch Virgil ſeiner Aeneis die Vollendung abſprach. Nach dem Falle des Lodovico Sforza kehrte Leonardo im Jahre 1500 nach Florenz zurück, und malte hier, unter andern, im Auftrage des Gonfaloniere Soldarini einen Carton im neuerbauten Saale der Rathsverſammlung, darſtellend die Niederlage des Nicolo Picinino, Feldherrn des Filippo Maria Visconti, durch die Florentiner bei Anghiara im Jahre 1440; ein Gemälde, welches Cellini dem des Michel Angelo in demſelben Saale an die Seite ſtellt. 1514 begab ſich Leonardo von Mailand, wo er einen Beſuch abgeſtattet hatte, nach Rom, wo er wahrſcheinlich die Münzmaſchinen verbeſſerte, ſonſt aber keine, ſeinen Wünſchen entſprechende Beſchäftigung fand und daher einer Einladung des Königs Franz I. nach Paris folgte, der, nachdem er vergebens verſucht hatte, das Gemälde des letzten Abendmahls von Mailand nach Paris zu ſchaffen, wenigſtens den Schöpfer desſelben bei ſich haben wollte. Hier beſchäftigte ſich Leonardo größtentheils mit Waſſerbauten, und malte, da auch die Beſchwerden des Alters ſich bei ihm einſtellten, wenig. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war zu Clour, einer königlichen Villa unweit Amboiſe, und hier ſtarb er am 2. Mai 1519, jedoch nicht, wie fälſchlich erzählt wird, in den Armen des Königs Franz I., der an dieſem Tage nicht in Clour, ſondern zu St. Germain-en-Laye ſich befand. Er wurde in der St. Florenskirche zu Amboiſe begraben; doch bezeichnet kein Denkmal die Stelle, wo er ruht, weil dasſelbe wahrſcheinlich nebſt vielen anderen in den Hugenottenkriegen zerſtört wurde. — Außer Leonardo's ſchon genannten Werken ſind die berühmteſten: das jetzt im Louvre befindliche Porträt der Mona oder Madonna Liſa, Gemalin des Francesco del Giocondo; Jeſus im Tempel; eine Leda; ein herrlich ausgeführtes Bildniß des Herzogs Francesco Sforza von Mailand

in der Dresdener Gallerie; eine Herodias und ein Chriſtus mit dem Kreuze. In ſeinen Arbeiten haben Einige zweierlei Manieren erkennen wollen, die eine nämlich mit zu großem Schatten, die andere mit zu freiem Spielraume für die halben Tinten. Aber ſein Kolorit iſt durchaus blühend und wahr, die Zeichnung iſt ſtreng korrekt. Er war es, der die durch Cimabue wieder erweckte Kunſt der Malerei in ihrem ganzen Umfange auf Grundſätze und feſte Regeln zurückzuführen ſuchte; dies that er in ſeinen ziemlich zahlreichen Schriften, von welchen ſich aber leider nur wenige erhalten haben. Nie ſich ſelbſt genügend, ſtrebte er raſtlos weiter; ſeine Werke mit Scheu und Bangigkeit beginnend, fühlte er ſich im Verlaufe der Arbeit meiſt ſo unzufrieden mit ſeiner Leiſtung, daß er gewöhnlich noch vor der Vollendung ſie aufgab; daher gibt es auch nur wenige Gemälde von ihm, an welche er ſelbſt die letzte Hand gelegt hat. Im Einklange mit ſeinem Streben, deſſen Ziel tiefe Wahrheit war, lautete ſein Wahlſpruch: „Vogli sempre quel che debbi" (wolle immer, was du ſollſt).

Jacques Callot.

Geboren 1593. Geſtorben 1635.

Der hypergeniale Darſteller des Grotesken, Jacques Callot, kam in Nancy zur Welt; ſeine Familie gehörte zu den vornehmſten in der Stadt, und ſein Vater war zuletzt Wappenherold des Herzogs von Lothringen. Schon frühzeitig entwickelte ſich in dem Knaben Luſt für die zeichnenden Künſte; er machte ſeine Schreib- und Schulbücher zum Tummelplatze ſeines Talentes und legte darin auf allen leeren Räumen Gallerien ſeiner keck-humoriſtiſchen Geſtalten an. Wie ſehr er aber auch ſeine Aeltern mit Bitten beſtürmte, ſich den zeichnenden Künſten widmen zu dürfen, ſo hielten dieſe doch ein ſolches Gewerbe für ihren Adel zu niedrig. Der zwölfjährige Knabe Jacques, unfähig, ſeiner glühenden Neigung zu widerſtehen, entwich daher aus dem älterlichen Hauſe und machte ſich auf den Weg nach Rom, um dort ſich zum Künſtler auszubilden und die Meiſterwerke Italiens anzuſchauen. Beinahe von allen Mitteln zur Reiſe entblößt und des Weges unkundig, traf er auf eine Zigeuner- und Seiltänzerbande, ſchloß ſich ihr

an und lernte bei der herumſchweifenden Lebensweiſe dieſer Horde in Wäldern und Wieſen dasjenige in der Natur und aus eigener Anſchauung kennen, was er ſpäter in den bekannten vier Blättern, „les Bohémiens“ auf ſo ergötzliche und geiſtreiche Weiſe bildete, ſowie überhaupt in ſeinen profanen Werken der Einfluß nicht zu verkennen iſt, den die eigenthümliche Haltung dieſer nomadiſchen Schwärme auf die Darſtellung ſeiner launigen und bizarren Geſtalten ausgeübt hat. In Florenz angelangt, verließ er dieſe Bande, und wurde durch einen toskaniſchen Offizier, der ſich des hilfloſen Knaben annahm, zu dem damals mit Auszeichnung genannten Remigius Canta-Gallina geführt, bei welchem vorzüglichen Federzeichner Callot wahrſcheinlich den Grund zu demjenigen Kunſtzweige legte, dem er ſodann vorzugsweiſe ſich hingab, jenem der Radirnadel. Seine Wohlthäter verſahen ihn mit Geld, um Rom, das eigentliche Ziel ſeiner Sehnſucht, zu ſehen; aber kaum hier angelangt, wurde er von Kaufleuten aus Nancy erkannt und zu ſeinen Aeltern zurückgebracht. Der Widerwille, den Griffel mit der Feder zu vertauſchen, ließ ihn in ſeinem fünfzehnten Jahre noch einmal aus dem Vaterhauſe entfliehen und den Weg nach Italien einſchlagen; doch ſchon in Turin kam ihm ſein älterer Bruder in den Weg und brachte den jungen Flüchtling abermals zu den Aeltern zurück. Der ſtrenge Vater gab nun nach. Achtzehn Jahre alt, betrat Jacques zum zweiten Male Rom, widmete ſich hier bei dem Maler Giulio Parigi mit großem Eifer der Zeichenkunſt, bildete ſich aber doch mehr zum Kupferſtecher, als zum Maler, berufen, und erhielt endlich, auf vieles Bitten, Philipp Thomaſſin aus Troyes zum Lehrmeiſter. Sodann ging er nach Florenz, wurde hier in die Dienſte des Herzogs aufgenommen, erhielt Wohnung und Gehalt, übte eifrig ſein Talent, und war beſonders beſchäftigt, die Werke der großen Meiſter Andrea del Sarto, Perino del Vaga u. A. durch den Grabſtichel zu vervielfältigen. Bald lagte ſeinem feurigen Talente die langſame Mechanik des Grabſtichels nicht mehr zu; vielmehr bewogen ihn die kleinen Federzeichnungen Canta-Gallina's, ſich ebenfalls kleineren Arbeiten hinzugeben und dazu ſich der für ſchnelle und feurige Ausführung beſonders geeigneten Radirnadel zu bedienen. Die vielen Schauſpiele und Feſte am Hofe von Florenz, welche der Herzog durch den Stich vervielfältigen zu laſſen bemüht war, gaben Callot Gelegenheit, ſein Talent weiter auszubilden. Nach des Herzogs Tode kehrte er mit dem Prinzen Karl von Lothringen nach Frankreich zurück, wo er am Hofe zu Nancy eine ehrenvolle und durch Gehalt geſicherte Anſtellung fand. Immer mehr entwickelte er nun in ſeinen

Werken ſein Talent als Seelenmaler; Zeugniſſe dafür ſind die großen und kleinen Misères de la guerre, die Fantaſien, der Jahrmarkt und la carrière de Nancy, in welch letzterem Blatte beſonders die Richtigkeit und Gefälligkeit der Zeichnung, die Mannigfaltigkeit der Gruppen, und der jeder Figur angemeſſene Ausdruck den großen Meiſter und ſicheren Zeichner beurkunden. Die ſchon genannten Misères de la guerre, welche alle Schrecken des Krieges mit einer ſchaudern machenden Lebendigkeit und Wahrheit vorführen, ſchuf Callot nach ſeiner Rückkehr aus den Lagern von Breda und Rochelle, welche er auf Einladungen des ſpaniſch-niederländiſchen und des franzöſiſchen Hofes beſucht hatte, um ſie durch ſeinen Griffel zu verewigen. Aber vergebens forderte ihn der König von Frankreich auf, in gleicher Weiſe auch die durch die königlichen Waffen bewerkſtelligte Eroberung von Nancy zu verherrlichen; eben ſo ſchlug er das Anerbieten eines anſehnlichen Jahrgehaltes, wenn er ſich nach Paris wenden wolle, aus, und blieb in Nancy. Als endlich die Stadt Frankreich einverleibt war, wollte er, aus Widerwillen gegen das franzöſiſche Regiment, mit ſeiner Gattin in Florenz eine ruhige Zuflucht ſuchen; aber mitten unter dieſen Zurüſtungen zur Reiſe ereilte ihn, im kräftigſten Mannesalter, am 27. März 1635 der Tod. In der Familiengruft ſeiner Ahnen zu Nancy ruhen ſeine Gebeine. Ein eigenthümlicher Zug Callot's war ſeine Empfänglichkeit für Freundſchaft. Er widmete ſeinen Freunden täglich einige Stunden, ohne dabei ſeine Arbeitſamkeit zu unterbrechen, ſondern verfolgte mitten unter den heiterſten Geſprächen und Scherzen unausgeſetzt die Spiele ſeiner Einbildungskraft. Dieſe Seite ſeines Gefühls ſpricht ſich auch in ſeinen Werken aus, in welchen, bei allem überwiegenden Hange zum Spotte, zum Auffaſſen des Lächerlichen und zur Ironie, doch auch nie eine gewiſſe Gemüthlichkeit vermißt wird. Am meiſten iſt er in dem profanen Gebiete zu Hauſe, wo das Charakteriſtiſche ſeines Genies: Humor, Keckheit, Spott, Ironie, ſelbſt ein reichlicher Zuſatz von Bizarrerie, endlich ein Hinneigen zum Fantaſtiſchen, zum Geſpenſtigen und Dämonenhaften, überall hervorleuchtet. Darum hat unter den Neueren Niemand mehr Aehnlichkeit und Geiſtesverwandtſchaft mit ihm, als E. T. A. Hoffmann, wie dies nicht nur deſſen „Fantaſieſtücke in Callot's Manier," ſondern auch die ergötzliche Deutung mehrer Callot'ſchen Zeichnungen in dem, in bunten magiſchen Geſtalten wunderbar vorüberrauſchenden Mährchen: „Prinzeſſin Brambilla" bezeugen, bei welchen Hoffmann ſeine flüchtigen Gedanken, gleich Callot, hingeworfen hat.

Mohammed.

Geboren um 571. Geſtorben 632.

Zum ſiebenten Male unter der Regierung Juſtinian's erbebte die morgenländiſche Erde; da ſtürzte die öſtliche Hälfte des Domes der neuerbauten Sophienkirche herab, da fiel auch der Reichspalaſt der Perſerfürſten in Trümmer, da verloſch das heilige Feuer der Magier, — und in derſelben Nacht wurde, wenn wir dem Wahne arabiſcher Schriftſteller Glauben ſchenken und dabei einen Anachronism von etwa zehn Jahren überſehen wollen, Mohammed (genannt Abul Kasim Abdallah) geboren. Entſproſſen aus dem Stamme der Koraiſchiten, und zwar aus der edlen Familie der Haſſemiten, welche als Fürſten der heiligen Stadt Mekka und als Wächter der Kaaba berühmt waren, verlor er, zwei Monate alt, ſeinen Vater Abdallah Ben Abd ol Muthallib, und ſechs Jahre alt ſeine Mutter Aminet. Zwei Jahre lang erzog ihn nun ſein Großvater; dann nahm ſich ſeiner ein Oheim, der Kaufmann Abu Thalib, an, den der dreizehnjährige Mohammed auf ſeinen Handelsreiſen nach Syrien begleitete, wo er den Mönch Bahira und die chriſtliche Religion kennen lernte, was auf ſein eigenes ſpäteres Religionsſyſtem großen Einfluß hatte. Ein Jahr darauf zeigte Mohammed in dem Kriege der Entweihung auch ſeine Kenntniß in den Waffen. Im ſiebzehnten Lebensjahre zog er nach Dſchemen. Seine körperlichen und geiſtigen Vorzüge, beſonders ſeine Gewandtheit und Zuverläſſigkeit, gewannen ihm in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre die Gunſt der reichen Emirswitwe Kadiza, als deren Beauftragter er Handelsreiſen in Arabien und Syrien unternahm, wobei er im Kloſter Abd ol Keisi, bei Boſtra, den neſtorianiſchen Abt Serdſchis kennen lernte, und bald darauf ward er durch die Heirat mit ſeiner um fünfzehn Jahre älteren Gebieterin, reich, unabhängig und angeſehen. Sechs und dreißig Jahre alt, machte er den Schiedsrichter unter den Koraiſchiten beim Neubau der Kaaba. Unter dem götzendieneriſchen Volke zeichnete er ſich durch einen beſchaulichen Wandel, und beſonders dadurch aus, daß er alljährlich ſich einen Monat lang in eine Höhle auf dem Berge Hara, drei Meilen von Mekka, zurückzog. Hier

erſchien ihm, wie er vorgab, in der Nacht (Leilet el Kadr) der Engel Gabriel, und berief ihn zum Propheten. Er zählte bereits an vierzig Jahre, als er (609 oder 611) mit der Offenbarung ſeiner göttlichen Sendung hervortrat und zuerſt ſein Weib Kadiza, den angeſehenen Abubekr, ſeinen Freigelaſſenen Zaid, und ſeinen feurigen Neffen Ali zum Glauben daran bekehrte. Nach einigen Jahren ſtiller Fortſchritte verſammelte er (615) ſeine Verwandten vom Geſchlechte Haſſem bei ſich zu einem Gaſtmahle, verkündete ihnen ſeine Berufung zum göttlichen Propheten, und fragte: wer unter ihnen ſein Weſir werden wolle. Alle erſtaunten; da trat Ali auf, erklärte ſich zur Annahme des Weſiramtes bereit, und drohte jeden Zweifler niederzuſchmettern, und ſiehe da, die Haſſemiten erkannten die Sendung ihres Vetters an, oder gaben ſich die Miene, ſie anzuerkennen. Nur Abu Leheb erhob ſich gegen ihn, nannte ihn einen Betrüger und blieb lebenslang ſein Feind. Die neue Sekte gewann allmälig, zumal unter den jährlichen Pilgrimen der Kaaba, viele Anhänger, doch nicht ohne mannigfache Anfechtung von Seite der Götzendiener, welche endlich drei und achtzig Gläubige (Muhadſchirin) zur Auswanderung nach Aethiopien (erſte Hidſchret, d. i. Auswanderung, Ueberſiedlung, nicht aber, wie das Wort gewöhnlich überſetzt wird: Flucht; denn der Gedanke einer Flucht oder eines Davonlaufens des Propheten würde, wie Hammer-Purgſtall dargethan, jeden Moslim als Läſterung bedünken), von denen dreiunddreißig während der folgenden drei Jahre, welche Mohammed mit den Haſſemiten im Gebirge verſteckt zubrachte, zurückkehrten. Inzwiſchen ſchloſſen die Koraiſchiten, welche von der neuen monotheiſtiſchen Lehre eine Schmälerung ihres einträglichen Poſtens als Wächter der Kaaba fürchteten, durch eine an derſelben angehängte Bundesakte, Mohammed's Familie und Anhang von jeder politiſchen und religiöſen Gemeinſchaft aus (619). Nach Kadiza's Tode heiratete Mohammed Suda, und verlobte ſich zugleich mit der ſiebenjährigen Aiſcha, Tochter Abubekr's, entkam aber mit Noth aus Thajef, deſſen Bewohner er bekehren wollte. Dort hatte er in der Nacht die Viſion einer Reiſe über Jeruſalem in den ſiebenten Himmel auf dem Thiere el Borak, von Gabriel geleitet. Von Mekka aus betrieb Mohammed die Ausbreitung ſeiner Lehre; durch den zum Vorleſen der Suren nach Medina geſendeten Moſſab und durch die beſtärkte Eiferſucht der Medinenſer auf den Wohlſtand der Koraiſchiten zu Mekka wurde das Bekehrungsgeſchäft dergeſtalt gefördert, daß in einem Jahre dreiundfünfzig Pilger aus Medina ihm beitraten, während ſeine Anhänger zu Mekka ſich einzeln nach Medina begaben. Durch

einen neuen Mordanſchag der Koraiſchiten wurde Mohammed (15. Juli 622) zur Auswanderung von Mekka nach Medina bewogen, mit welcher »zweiten Hidſchret« alle Bekenner des Islams ihre Zeitrechnung anheben. Seitdem begann der offene Kampf des Propheten mit ſeinen Feinden in Arabien. Oeffentlich nahm er die fürſtliche und prieſterliche Würde an, und predigte die vorgeblich durch den Engel Gabriel von Zeit zu Zeit ihm geoffenbarten Lehren mit Feuer und Schwert, und, trotz nicht immer glücklicher Kämpfe auf Leben und Tod, trotz dem, daß der Prophet ſein wachſendes Anſehen durch wollüſtige Ausſchweifungen (er hatte dreizehn Weiber, und außer ihnen noch Sklavinnen zu Geliebten) gefährdete, doch mit ſolchem Erfolge, daß er im ſiebenten der Jahre Hidſchret die Kühnheit hatte, die vornehmſten benachbarten Fürſten, und ſelbſt den byzantiniſchen Kaiſer Heraklius und den Perſerkönig Khosru Perwis, zur Annahme des Islams aufzufordern, und von den Koraiſchiten einen zehnjährigen Waffenſtillſtand und dreitägigen Zulaß zur Kaaba erzwang. Die Helden der Koraiſchiten, Kaled, Amru und der angeſehene Othman fielen, ihm zu; daher eroberte er, im achten Jahre der Hidſchret, Mekka, vertrieb daraus die Koraiſchiten und den Götzendienſt aus der Kaaba, welche er nun unter Beibehaltung des ſchwarzen heiligen Steines zum Allerheiligſten des Islam umſchuf, und machte ſich zum Herrn von ganz Arabien. Seit länger jedoch hatte des Propheten Geſundheit durch einen, von der Jüdin Zeineb vergifteten Schafbraten abzunehmen begonnen, und man leitet daher die Beſchleunigung ſeines Todes ab, ſo wie andererſeits die Fabeln von ſeiner Epilepſie, die er für prophetiſche Zuckungen ausgegeben habe, daraus entſtanden. Im Jahre 632 unternahm er ſeine Abſchiedswallfahrt nach Mekka, kehrte nach Medina zurück, wo er erkrankte und (6. Juni) ſtarb. Dort ruht auch ſeine Aſche.

In dreiundzwanzig Jahren alſo hatte der arabiſche Kaufmann das Grundgebäude der neuen Lehre durch vermeinte Offenbarung des Engels Gabriel, welche ſein Nachfolger Abubekr unter dem Namen des Koran ſammelte, aufgeführt, und als tapferer Krieger, ſchlauer Geſetzgeber, feuriger Redner und hoher Dichter, unter dem, in roher Kraft erglühten, durch entſtelltes Chriſtenthum, entarteten Judaismus und tollen Götzendienſt in allerhand Sekten zerklüfteten Volke einen blinden Glauben an ſeine prophetiſche Sendung und Weihe gewonnen. Der Hauptſatz der neuen Lehre war: „es iſt Ein Gott, und Mohammed ſein Prophet,“ und ſomit die Untrüglichkeit alles deſſen begründet, was Gabriel durch des Propheten Mund

verkündet haben ſollte. Mit der Sinnesart ſeines Volkes bekannt, machte er ſein Paradis zum himmliſchen Freudenhimmel eines Morgenländers; ſeine Moral ſtückelte er aus altjüdiſcher und chriſtlicher Sittenlehre zuſammen. Scharfſinn, Ueberblick, Gedächtniß, Geiſtesgegenwart, Fantaſie und Beredtſamkeit erſetzten ihm die Schulbildung, welche ihm fehlte; indem er ſich ſelbſt einen Idioten (Ummi) nannte, welches Einige dahin deuten, daß er nicht zu ſchreiben verſtand, während Andere ihm ein Buch über Almoſen und Gebet zuſchreiben.

Auch ſeine körperliche Schönheit trug bei, ihm die Herzen zu gewinnen. Die auf Gürteltalismanen mohammedaniſcher Frauen häufig eingegrabene Schilderung entwirft von ihm folgendes traditionelle Bild (ein anderes beſitzen wir nicht): „Der Vortrefflichſte war braun und weiß zugleich, mit langen dünnen Augenbrauen, glänzend von Angeſicht, in voller Reife des männlichen Alters, dunkeläugig, von ehrwürdiger Stirn, kleinen Ohren, gebogener Naſe, mit von einander getrennten Zähnen, runden Geſichts und Bartes, langhändig, feinfingerig, von vollkommenem Wuchſe, und zwiſchen ſeinen Schultern das Siegel des Propheten (ein großes Muttermahl), worauf geſchrieben ſtand: Wende dich, wohin du willſt, es folgt dir der Sieg.“ — Ob er ein Schwärmer oder ein Betrüger, ob Beides zugleich geweſen, bleibt unentſchieden. Wahrſcheinlich ward, was urſprünglich ſein Ehrgeiz erſonnen, ihm ſpäter zum fataliſtiſchen Glauben an ſich ſelbſt, wobei Lüge und Ueberzeugung in Eines verſchmolzen und in ſeine Lehre, trotz des Abenteuerlichen und Ungeheuerlichen ihrer Außenſeite, eine myſtiſche innere Wahrheit legten, welche ſeine Orientalen fanatiſirte und zum blinden Glauben hinriß.

Mohammed II.,

türkiſcher Sultan.

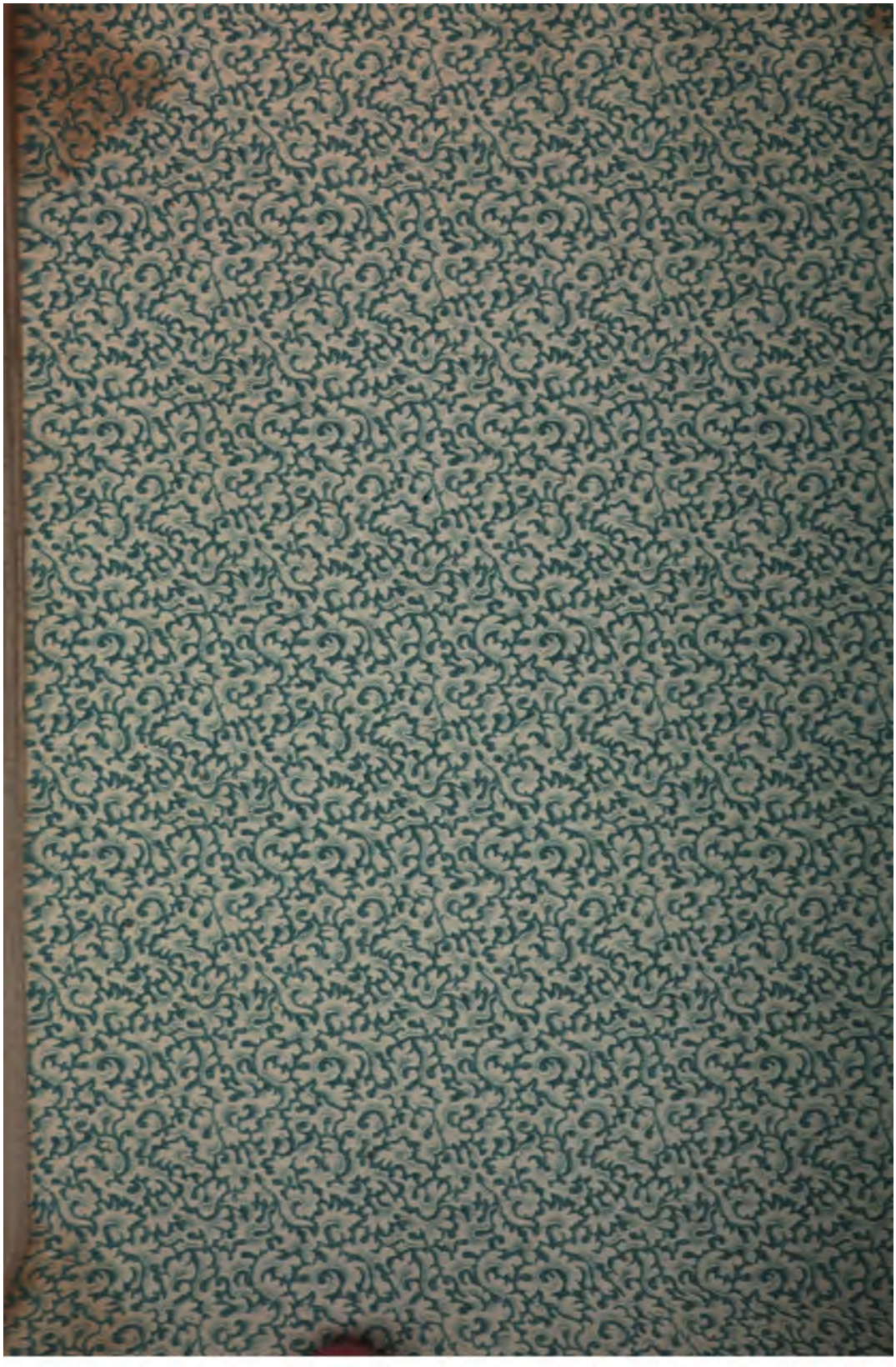
Geboren 1430. Geſtorben 1481.

Der Tod Sultan Murad's II. (im Februar 1451) rief deſſen einundzwanzigjährigen Sohn Mohammed auf den Thron Osman's. Die Ermordung ſeines Bruders Ahmed; die ſchimpfliche Verheiratung der Mutter desſelben an einen Sklaven, bezeichneten den Regierungsantritt des jungen Tyrannen. Nachdem er auf dieſe Weiſe jeder Beeinträchtigung ſeiner Rechte zuvorgekommen, befeſtigte er zuvörderſt alle Verträge, welche ſein Vorgänger eingegangen war, beſchäftigte ſich jedoch bereits mit dem Plane, dem griechiſchen Kaiſerthume durch die Eroberung von Konſtantinopel den letzten Todesſtoß zu geben. Im April 1453 begann die engere Einſchließung der Kaiſerſtadt zu Waſſer und zu Lande, und bereits am 29. Mai erloſch, unter Blutſtrömen und über der Leiche des letzten Kaiſers, der Name des byzantiniſchen Reiches. Mohammed beſtimmte die eroberte Stadt zu ſeiner Reſidenz, ſtellte die zerſtörten Feſtungswerke wieder her, ließ die Schlöſſer, bekannt unter dem Namen der Dardanellen, erbauen, und ertheilte den Griechen einen Freiheitsbrief, der ihre Perſonen und Güter unter ſeiner Herrſchaft zu ſchützen verſprach. Im folgenden Jahre unternahm Mohammed einen Zug nach Serbien, eroberte Oſtrovitz, belagerte aber vergeblich Semendria, und ging hierauf nach Adrianopel zurück. Ein Korps von zweiunddreißig tauſend Mann, welches unter Firusbeg an der Morava zurückblieb, erlitt eine Niederlage und der Sultan ſchloß Frieden, fiel jedoch im Frühjahre 1455 abermals in Serbien ein, und eroberte deſſen Hauptſtadt Novoberda. 1456 im Juni erſchien Mohammed mit 160,000 Mann und dreihundert Kanonen vor Belgrad, mußte aber die Belagerung am 22. Juli nach großem Verluſte aufheben. 1458 unternahm Mohammed einen Feldzug nach Morea, und unterwarf ſich die Landſchaften Phliaſia und Kalabryta, ſo wie Patras mit den dazu gehörigen Städten und Athen. Ein neuer Feldzug nach dem Süden 1460 hatte die gänzliche Unterwerfung Griechenlands zur Folge; dagegen widerſtand

Albanien unter dem tapferen Skanderbeg den türkiſchen Waffen, und im Frieden von 1461 blieb Letzterem die Oberherrſchaft von Albanien und Epirus. In Folge der verweigerten Uebergabe von Galata erklärten die Genueſer den Krieg an Mohammed, welcher mit der Einnahme Amaßra's durch den Sultan endete. Noch in demſelben Jahre unterwarf ſich Mohammed das griechiſche Kaiſerthum der Komnenen in Kleinaſien, Trapezunt. 1462 unternahm der Sultan den lesbiſchen Feldzug. Die Feſtung Babicſa Oeſak ergab ſich nach dreitägiger Belagerung, ebenſo die Hauptſtadt Jaicza, und bald das ganze Land. Noch in demſelben Jahre erklärte Venedig den Krieg an den Sultan. Luigi Coredano befehligte die Flotte, Berthold von Eſte die Landmacht. Der Peloponnes ward gegen den Sultan aufgewiegelt; Coredano nahm das Schloß Vatica und vereinigte ſich mit Eſte zu Napoli. Nach der Wegnahme von Argos ſchritten die Venetianer zur Wiederherſtellung der Befeſtigung der Landenge von Korinth. Als aber Mahmud Paſcha mit einem Heere nahte, hoben ſie die Belagerung von Korinth auf und flüchteten nach Napoli. Mahmud eroberte Argos zurück und ſendete Omar mit zwanzigtauſend Reitern zur Verheerung ins venetianiſche Gebirge. Im Frühjahre 1464 landete Coredano's Nachfolger Oreſte Giuſtiniani auf Lesbos, belagerte ohne Erfolg Mitybel und ging nach Negroponte, wo er im Juni ſtarb; eben ſo wenig bezweckte Sigismund Malateſta, der vergeblich Sparta belagerte und bald nach Italien zurückkehrte. — Jakob Barbarigo übernahm den Oberbefehl der Landmacht, ward von Omarbeg bei Patras, ſo wie bei Kalamata geſchlagen. Die Einnahme der Inſeln Imbros, Thaſos und Sorcothraſel waren die Erfolge von den Thaten der Flotte, welche am 16. Auguſt 1464 nach Rhodus und Morea auslief. Im Jahre 1466 beſchloß Mohammed den Feldzug gegen Karaman, das mit Venedig geſchloſſene Bündniß als Grund zum Friedensbruche nützend. Er ſelbſt brach nach Aſien auf und eroberte Kawala und Konia, und beendete durch die Schlacht bei Karaman den Krieg. 166 Jahre hatte die Dynaſtie Karaman beſtanden. In die Zeit, wo Mohammed mit Bosnien, Morea und Karaman in Krieg verwickelt war, fallen die Waffenthaten Skanderberg's, welcher drei türkiſche Heere vernichtete, und zu den gefährlichſten Feinden des Sultans gehörte. Im Jahre 1476 unternahm Letzterer die Belagerung von Negroponte. Dreihundert Segel führten ſiebzigtauſend Mann zu Waſſer, und Mohammed ein gleich ſtarkes Heer zu Lande herbei. Den 12. Juli 1470 fiel die Feſtung in des Eroberers Hände, welcher, wie überall, ſeine Grauſamkeit an der

übrig gebliebenen Beſatzung übte. Kärnten, Krain und Steyermark waren von 1470 bis 1474 beſtändigen Einfällen ausgeſetzt. Dagegen war der Feldzug von 1475 in der Moldau den Türken nicht günſtig. Im Jahre 1477 fanden die beiden fruchtloſen Belagerungen von Lepanto und Troja durch Mohammed Statt. Kurz darauf fielen die Türken in Friaul ein, und verwüſteten, nachdem Omar den Venetianer Norello geſchlagen, die Ebene zwiſchen dem Iſonzo und Tagliamento. Im Laufe des Jahres 1478 unterwarf ſich Mohammed Troja, Scutari, Drivaſto und Aleſſio, ſchloß den 26. Januar 1479 mit Venedig Frieden, und unternahm noch in demſelben Jahre einen Einfall in Ungarn, der mit der Schlacht bei Kenger Mezö endete. Die dreimonatliche vergebliche Belagerung von Rhodus war Mohammed's letztes Unternehmen; er ſtarb am 3. Mai 1481, als er einen neuen Eroberungszug antreten wollte. Mohammed eroberte zwei Kaiſerreiche, das byzantiniſche und trapezuntiſche, unterwarf ſich in Europa die Königreiche Serbien, Bosnien, Albanien, die Moldau und Morea, ſo wie in Aſien Kaſtemuni und Karaman, machte ſich zum Herrſcher der Inſeln Negroponte, Cephalonia, Lesbos, Lemnos, Tenedos, Imbros und Thaſos, und mehr als dreihundert Städte öffneten ihm ihre Thore.

Mit Recht gebührt ihm der Titel eines Eroberers, womit ihn die osmaniſche Geſchichte vor allen anderen Sultanen auszeichnet. Seine Tapferkeit kam ſeiner Grauſamkeit gleich, obwohl manche Züge derſelben übertrieben oder erdichtet ſind; Wolluſt und gräuliche Ausſchweifungen verdunkelten ſeine Heldengröße. Zeugniſſe des Herrſchergenius Mohammed's, der, wie Hammer-Purgſtall meldet, nicht nur Vergrößerer des Reiches oder Eroberer, ſondern auch Begründer durch Geſetzgebung, nicht nur Entvölkerer, ſondern auch Bevölkerer von Städten, nicht nur Zerſtörer von Städten und Klöſtern, ſondern auch Gründer von Moſcheen und Schulen, von Spitälern und wohlthätigen Stiftungen, nicht nur Vertilger griechiſcher Kultur und Kunſt, ſondern auch wiſſenſchaftlich und bis zum Dichter gebildet war, — ſind, nebſt ſeinen Thaten des Krieges, ſeine Denkmale des Friedens, ſeine Bauten, ſeine Stiftungen, ſeine Einrichtungen des Staates und des Heeres, und die Werke der Gelehrten und Dichter ſeiner Zeit.



Stanford University Libraries
3 6105 124 413 118

CT
154
N3
V.4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.